F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie und Sprachmeisters
zu Halle,

Leben und Schicksale,

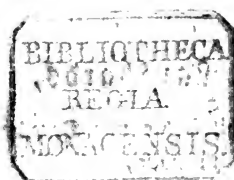
von ihm selbst beschrieben.

Fünfter Theil,

welcher

dessen Begebenheiten und Erfahrungen bis gegen
das Ende des Jahres 1802 enthält.

Leipzig,
In Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1802.


BIBLIOTHECA
REGIA

Seinen
würdigen und biedern Freunden
zu Nordhausen,

dem Herrn
Commercienrath Neunhahn,

dem Herrn
Justizcommissar Lange,

und

dem Herrn
Candidat Ramsdahl,

widmet

diesen Band seiner Lebensgeschichte
als ein Zeichen seiner Hochachtung

der Verfasser.

Vorbericht.

Hier ist nun der fünfte Band meiner Biographie, welcher aber eigentlich der sechste seyn sollte: denn durch einen seltsamen Irrthum ist

der fünfte Band zur zweyten Abtheilung des vierten gemacht worden.

Dieser Band erzählt meine Geschichte vom Jahr 1797 bis 1802, soll aber, wenn ich leben bleibe, das ganze Werk noch nicht schließen. Ich werde bald eine Reise nach jenen Provinzen machen, welche durch den lezten für unser Deutschland so äußerst nachtheiligen Frieden an Frankreich gekommen sind, von da aus werde ich den Elsaß, die Franche Comte und Bourgogne — ich bediene mich noch immer der alten Namen

dieser Länder — mit aufmerksamen Auge zu Fuße durchwandern, und meinen Rückweg durch einen Theil der Schweitz, durch Schwaben und Franken nehmen: alles was mir notabel scheinen wird, werde ich fleißig notiren, und es unter dem Titel: Laukhards Reisen durch einen Theil von Deutschland und Frankreich: aber auch als den sechsten Band meiner Biographie herausgeben.

Dieß ist alles, was ich für jetzt meinen Lesern, welchen ich beßere Tage, als die meinigen

sind, von ganzem Herzen anwünsche. Geschrie-
ben zu Halle, den 26ten August 1802.

Fr. C. Laukhard.

Erstes Kapitel.

Anstatt einer Vorrede.

Als ich einigen meiner Freunde die Eröffnung machte, daß ich zur Ostermesse des Jahres 1802 den fünften Theil meiner Biographie ans Tageslicht fördern würde, schüttelten sie mit den Köpfen und meynten, ich hätte dem Publicum in vier ziemlich dicken Bänden genug von mir gesagt, und könnte nun endlich wohl schweigen, zumal da meine Ichheit und meine Verhältnisse von solcher Wichtigkeit nicht wären, daß die Quasi-Lesewelt dabey interessirt scheinen dürfte.

Die Freunde, welche so dachten und sagten, hatten allerdings Recht: aber ihre Gründe sind nicht vermögend mich zu bestimmen, meinen Vorsatz aufzugeben. Ich will mich erklären: nicht um der Recensenten willen: denn diese mögen meine Arbeit aufnehmen wie sie wollen, daran liegt mir und meinem Publikum gar nichts, und ich würde mich auch vergebens bemühen, vor den Augen der Recensirmänner, besonders derer zu Jena, Erlangen und Berlin Gnade zu finden, da ich selbst schon mehrmals mein Glaubensbekenntniß von Recensisten und Recensistereyen öffentlich abgelegt, und dadurch mich den Herren schlecht genug empfohlen habe. — Also nicht wegen der Recensenten, sondern um meine Leser von dem zu unterrichten, was sie in diesem Bande zu erwarten haben, soll hier meine Erklärung über die Herausgabe desselben das erste Kapitel ausfüllen.

Ich weiß selbst, so gut und besser als sonst einer auf der ganzen Erde, wie wenig ich bedeute, und zu allen Zeiten meines Lebens bedeutet habe. Dieses Nichtvielbedeuten meiner Person hängt theils vom Schicksal, theils von meinem eignen Betragen ab: denn hätte jenes wollen Etwas aus mir machen, so hätte ich eben so gut Assessor eines Consistoriums, Hofrath, Regierungsrath,

Pastor-Primarius in einer Reichsstadt, Leibarzt, oder wohl gar General und Minister werden können, als andre es konnten: denn meine wenigen Kenntnisse sollten mir bey der allmächtigen Leitung des Schicksals, welches die Griechen Ειμαρμενη *) nennen, eben so wenig im Wege gewesen seyn, als sie es andern waren und noch sind. Aber auch vom leidigen Schicksal abgesehen, hätte ich mir vielleicht durch Schmiegen und Biegen eine Bedeutung verschaffen können, die so manche auf diesen Wegen erlangt haben. Doch es sollte einmal nicht seyn, und jetzt, da ich dieses schreibe, ists zu spät, mir eine Lage zu suchen, in welcher mich die Leute von unten auf anschauen und sagen dürften: hic est, **) das heißt: seht einmal an, aus dem Laukhard ist doch auch noch ein Mann geworden.

Ob ich nun gleich als ein unbedeutender Mensch, das ist, ohne Amt, ohne Reichthum,

---

*) Diese Göttin soll nach dem Zeugniß des Jamblichus im Leben des Pythagoras sehr parthenisch seyn, und doch will der weise Kaiser Marcus-Aurelius im 4ten Buche seiner Selbstphilosophie, daß der Mensch ihr, dieser Parthenlichkeit ungeachtet, willig gehorchen und folgen müsse. Freylich wenn die Ειμαρμενη unwiderstehlich ist, so wäre es Thorheit ihr entgegen zu streben.

**) Persius Sat. I.

ohne Glanz in der Welt lebe, so lebe ich doch nicht in obscuro, wie man sagt, das ist, als ein solcher, der kaum bis an die dritte Thüre von seiner Wohnung bekannt ist. Ich habe viele, recht sehr viele Bekannte, worunter auch große angesehene Männer sind, und worunter ich einige meine Freunde, wenigstens so von Haus aus, nennen kann. Diese haben stets einigen Antheil an meiner Lage und an meinem Schicksal genommen, und gerne gelesen, was ich von mir geschrieben, und gedruckt in die Welt geschickt habe. Diesen meinen Bekannten wird es denn auch nicht unangenehm seyn, wenn ich sie von dem unterrichte, was mir seit fünf Jahren begegnet ist. Ueberdieß hat auch mancher, der mich nicht kennt, von Person nämlich, meine bisherige Geschichten gelesen, und wenn diese keine lange Weile gemacht haben, so wird die Fortsetzung derselben gewiß auch keine machen.

Ich erzähle also meinen lieben Lesern was mir seitdem ich von ihnen im Jahr 1797 Abschied nahm, begegnet ist: sie finden zwar keine Großthaten, und keine Merkwürdigkeiten, welche man den Annalen einverleiben müßte, um sie für die Nachwelt aufzubewahren, aber doch lesen sie hier manchen Vorfall, wobey sie theils lachen,

theils den Kopf schütteln werden, und mitunter auch solche, wobey sie nachdenken und nicht selten in ihren eignen Busen greifen können. Jede Lebensgeschichte ist ein Gewebe von Begebenheiten, wovon immer eine Ursache und Folge mit der andern verbunden ist, und wie die Anlage war, so ist jedesmal das Resultat: wenn dieß in manchen Selbst-Biographien nicht sichtbar ist, so kommt das bloß daher, weil der Herr Biograph entweder sich durch Verdrehung und Verstellung der Begebenheiten vor dem Publikum weißbrennen, oder Dinge ganz übergehen wollte, deren Publicität ihm unangenehm war. Dieß aber ist mein Fall nicht: denn ich suche keines Menschen Gunst und fürchte keines Menschen Abneigung. Wer nichts mit mir zu thun haben will, mag mich immerhin gehen lassen, und ich kann mit voller Ueberzeugung sagen, daß mir nie jemand auf der Welt wirklich und in der Realität eben viel genützt habe, so gut und brav es auch meine Freunde mit ihrer Freundschaft mögen gemeynt haben. Daher habe ich auch nicht Ursache, mich irgend jemanden durch Ausstaffirung meines mir eignen Charakters zu recommandiren, sondern werde in Rücksicht meiner selbst in diesem Theile meiner Historie noch aufrichtiger zu Werke gehen, als in den vorigen, wo ich zwar nichts verdrehte,

aber doch Einiges verschwiegen habe, das ich vielleicht hätte erzählen sollen.

Da ich aber auch gezwungen bin von meinem lieben Hannchen, welche seit beynahe fünf Jahren meine Frau ist, mehr als einmal zu sprechen, so wird vielleicht mancher die Nase rümpfen, und urtheilen, daß so ein Verfahren äußerst anstößig und unwürdig sey, und daß ein Mann die Fehler und Schnitzer seiner Frau fein hübsch mit dem Mantel der Liebe zudecken, wenigstens nicht der ganzen Welt aufdecken müsse.

Wenn es mir drum zu thun wäre, mich mit Exempeln zu vertheidigen, so könnte ich die Lebensbeschreibung des berühmten und berüchtigten Doctor Bahrdts anführen, welcher seiner theuren Ehehälfte nicht schlecht und viel ärger mitgespielt hat, als ich es je öffentlich in Schriften thun werde, gesetzt auch ich würde nichts wider die Wahrheit sagen. Aber ich mag mich weder mit dem Beyspiel des Doctor Bahrdts, des großen Miltons, welcher das verlohrne Paradies schrieb, nachdem er sein eignes Paradies, nämlich das Glück der Ehe, verlohren hatte, oder anderer Männer rechtfertigen, wenn ich nicht auf die vortheilhafteste Weise von meinem Hannchen spreche, sondern sage nur, daß ich so von ihr sprechen —

mußte, wenn ich meiner Geschichte die nöthige Vollständigkeit geben wollte.

Außer meinen eignen Historien werden meine lieben Leser eine Menge fremde Personen betreffende Anekdoten antreffen, welche ihnen, wie man sagt, nicht wenig Spaß machen sollen. Ich will zwar niemanden beleidigen, und mein Buch nicht zum Repertorium der skandalösen Chronik machen, wie einige Recensenten fälschlich von den ersten Theilen geurtheilt haben: aber ich bin auf alles aufmerksam was in meiner Nachbarschaft vorgeht, und da kann es mir niemand verdenken, wenn ich auch von andern das erzähle, was mir Auffallendes und Interessantes von ihnen in bonam et malam partem, will sagen zu ihrem Vortheil und Nachtheil, bekannt geworden ist. Daß ich meistens selbst die Personen nenne, geschieht deßwegen, daß mich niemand für einen kriechenden Panegyristen oder gar für einen furchtsamen Verläumder halte.

Dann sollen hier und da auch einige Retractionen vorkommen. Ich muß bekennen, daß in den vorigen Theilen einige, obgleich nur wenige Unrichtigkeiten untergelaufen sind, woran sich bald dieser bald jener gestoßen hat. Diese Unrichtigkeiten werde ich bey Gelegenheit zu verbessern und zu berichtigen suchen, und um gleich eine Probe zu geben, so gestehe ich, daß die Th. 3. S. 126

von dem verstorbenen Kurfürsten Maximilian von Cölln aufgetischte Anekdote, welche ein Gespräch dieses Fürsten mit einer Schildwache zu Leipzig betrifft, völlig falsch ist. Man hatte diese Sage nach Halle gebracht, und sie da für gegründet ausgegeben; selbst Leute von Ansehen, welche in guten, das ist solchen Cirkeln Zutritt haben, wo es vornehm nach kleinstädtischer Mode hergeht, erzählten sich dieselbe: ich ließ mich durch das putative Ansehen der Erzähler blenden, und war schwach genug nachzuplaudern, was mir vorgeplaudert worden war.

So wie ich aber alles zurücknehmen werde, was ich nun, als unrichtig habe kennen lernen, so soll auch alles, was mich betrifft, und noch nicht erzählt ist, aber doch den Leser interessiren könnte, nachgeholt werden, wohin unter andern eine gewisse Intrigue mit einem Göttingischen Frauenzimmer gehört, welche ein gewisser Freund, der mich in Göttingen genau kannte, im ersten Theile vermißt hat. Sogar aus meinen frühern Jahren werde ich einiges nachholen.

Ich bin mehrmals öffentlich in allerhand Zeitungen, vorzüglich in dem Intelligenzblatt der Jenaischen fälschlich sogenannten allgemeinen Literaturzeitung — eine allgemeine Literaturzeitung müßte doch wohl ein anderes Ding seyn, als

das Recensirding von Jena — derb angegriffen worden von gewissen Herren, welchen meine Nachrichten aufgefallen waren. Auf diese theils grobe und impertinente, theils feinere und höflichere Angriffe werde ich antworten, und zwar gebührend, aber nur bey Gelegenheit: dem Herrn Hofrath Meyer zu Künzelsau im Hohenlohischen aber werde ich auch nicht einmal bey Gelegenheit Rede stehen. Dieser Mann fuhr im Jahr 1796 über eine ihn betreffende Stelle aus dem ersten Theil dieser Biographie recht bitter her, und stellte mich als einen argen Lästerer an den Pranger. Ich schwieg, und behielt mir die Antwort auf eine andre Zeit vor: denn ich glaubte, da Herr Meyer fünf Jahre lang geschwiegen hatte, meine Antwort pressire auch nicht. Zwey Jahre hernach schrieb er einen Privatbrief an mich, da er mich doch durch ein Publiclibell herunter gemacht hatte, und bat mich, das im Jahr 1781 zu Darmstadt vorgefallne Scandal zu untersuchen: da kam es mir denn vor, als müße man in Franken meinen Aussagen mehr Glauben bey, als dem Herren Hofrath Meyer, und ich hätte im Kopf vernagelt seyn müssen, wenn ich, wie Herr Meyer forderte, das Zeugniß des Traubenwirths zu Darmstadt hätte einholen und bekannt machen wollen. Will es aber Herr Hof-

rath Meyer noch selbst thun, à la bonne heure; nihil impedio.

Meine Schreibart mag ich nicht entschuldigen, sie ist etwas derb, und die Feinheiten des deutschen Stils kenne ich so wenig, als die Moden und die Lavendelflaschen. Calamistris apud nos non est locus, sagte einst Merula in einem Brief an den Politianus, und so sage auch ich. Doch versichre ich, daß keine grobe, unanständige und noch weniger zotologische Ausdrücke vorkommen sollen, wenn mir schon der Recensent in der auch fälschlich so benahmten allgemeinen deutschen Bibliothek zur Ungebühr vorgeschmissen hat, daß ich die Zotologie liebte.

Zweytes Kapitel.

Der Himmel hängt nicht lange voll Geigen.

Ein Griechischer Weltweiser — ich weiß nicht mehr welcher, und habe die Apophthegmata des Erasmus nicht bey der Hand, um nachzuschlagen, wem die schöne Antwort eigentlich zugehöre; aber das thut auch nichts zur Sache — also ein alter Philosoph antwortete einem Freunde, der ihn gefragt hatte, ob er heirathen sollte

oder nicht: nimm, Freund, nimm eine Frau, oder nimm keine, es wird dich gereuen auf jeden Fall.

Der Mann hatte Recht, aber Unrecht war es doch von ihm, daß er als ein großer Kenner die Folgen des Heirathens und der Hagestolzerey nicht genauer bestimmte, in welchem Falle die Reue am stärksten sey, im ersten oder im andern nämlich so im Allgemeinen: denn gleich wie es keine durchaus anwendbare Regeln für das menschliche Betragen giebt, so giebt es auch keine für die Heirathen, doch dächte ich, daß das Cölibat lange nicht so viel verdrußvolle Stunden nach sich zöge, als der heilige Ehestand. Meine Leser sehen ohne mein Erinnern, daß diese Aeußerung bloß meine Privatgedanken ausdrückt, die ich durchaus nicht als richtig verkaufen mag, vorzüglich denen nicht, welche sich in ihrem lieben Bindestande wohl befinden; von diesen überglücklichen Menschen gilt der Spruch des Dichters:

Si quis amat, quod amare juvat, feliciter ardet,
Gaudeat et vento naviget usque suo. *)

Und ledigen Personen über diesen Punkt predigen, heißt tauben Ohren predigen: ich hatte ja auch die sechste Satire des Juvenalis gelesen,

*) Ovid. de Rem. Amor. L. I.

wußte alles, was der Graf Passerani gegen den Ehestand gewitzelt, und der Graf von Rochester dawider räsonnirt hatte, die Meynungen des Tertullianus, Macarius, Hieronymus, Martinus und vieler andrer Kirchenväter, so wie die Mönchsgrillen von der Ehe, und von dem hohen Werth der Keuschheit, das ist, des Nichtheirathens waren mir recht gut bekannt — und doch nahm ich eine Frau.

Am Ende des vorigen Theils versicherte ich meinen Lesern, daß ich in dem Besitz meines Hannchens mein ganzes Glück zu finden hoffte; aber wen hat die Hoffnung nicht schon oft häßlich betrogen? „Ueber Jahr und Tag, sagt Herr Wumshäter in Lessings Misogyn, zu einem Paar Brautleuten, werdet Ihr schon anders exclamiren." Das traf bey mir buchstäblich ein, nur daß nicht Jahr und Tag vergingen, bis ich anders exclamirte. Doch näher zur Sache.

Ich gelangte im September 1797 zum Besitz meines Hannchens, und nun hing mir der Himmel voll Geigen, wie man zu sagen pflegt, wenn jemand am Ziel seiner Wünsche, nämlich so nach seiner Meynung: denn andre Leute sehen meistens besser ein, wo uns der Schuh drückt, als wir selbst. Die ersten Tage gingen mir hin, wie sie einst den Auferstandenen im Himmel hingehen

werden, nur daß mir in der Hochzeitnacht ein komischer Streich begegnete, den ich hier erzählen würde, wenn ich mich nicht vor den schiefen Urtheilen gewisser Leute fürchtete, welche noch an Hexen und Bezauberungen glauben.

Einige Tage nach der Hochzeit fand ich schon, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte,

Und daß man immer möge sagen,
Wer liebt, sey lauter Herz; man hab' auch einen Magen.

Meine Leser verstehn mich: der Mangel stellte sich bald in meiner Wirthschaft ein, und mein Hannchen forderte einmal acht Groschen von mir, als ich gerade noch zwey Groschen vier Pfennige im Vermögen hatte. Ich gab dieß wenige Geld hin; Hannchen lachte;

„Schäcker," sagte sie, „rücke doch heraus!"

„Ich hab nicht mehr, liebes Kind."

„Ach, gackele nicht; gieb her, immer her!"

Große Noth hatte ich, das gute Kind zu überzeugen, daß ich nichts mehr hatte, und zu dieser Ueberzeugung war eine Ocularinspection nöthig. Hannchen wurde überführt, und weg war mit dieser traurigen Ueberzeugung ihre freundliche Miene. Ich fühlte diesen Uebelstand gleich, und fing an, Bemerkungen deßwe-

gen zumachen. Ein mir durch die Seele gehendes Ach! war die ganze vielbedeutende Beantwortung meiner ganzen philosophischen Dissertation über die Genügsamkeit.

Verdrießlich und ohne zu wissen, wohin ich gehen sollte, verließ ich meine Wohnung und ging auf die Mail. An diesem Orte, einer Schenke einen Büchsenschuß vor der Stadt, findet man beynahe immer muntere Gesellschaft, aber keine ausschweifende und renommistische, daher schämen sich auch angesehene Männer und Frauenzimmer nicht, die Mail zu besuchen. Hier traf ich ein juristisches Animal disputax an, das heißt, ein Menschenkind, welches von nichts redet, als von Pandekten, Codex, Novellen und Feudalbüchern. Dieser Hochgelehrte Herr nahm mich aufs Korn, und kaum hatte ich eine Kanone vor mir, die ich von Jungfer Dorchen auf Credit nahm, so packte er mich fest, und räsonnirte mir da ein Langes und ein Breites über die berühmte Constitution Omnem des Kaisers Justinianus vor: besonders beschäftigte ihn die wichtige Frage, warum in der Ueberschrift der Constitution der Antecessor Salaminius nicht vir illustris wie die übrigen sieben, sondern bloß vir disertissimus genannt werde. Zum guten Glück hatte ich einst die Constitutio Omnem auch gelesen und zwar mit

Wielings gelehrten Anmerkungen, und war daher im Stande dem Großsprecher zu antworten. Der Mensch ärgerte sich, und gerieth vollends in den Harnisch, als der Schumachermeister Rehnius ihm gerade heraus sagte, Laukhard verstände vielleicht mehr von der Juristerey, als er. „Hole mich der Teufel, sagte er nun, ich verwette einen Thaler, Hr. Laukhard weiß nicht, was ein suus haeres ist."

Rehnius. Nun, Magister, lassen Sie das auf sich sitzen?

Ich. Der Herr B... spaßet nur.

Hr. B. Nein, bey meiner Seele, es ist mein Ernst: ich setze einen Thaler, Sie wissen nicht was ein suus haeres ist.

Ich. Eh bien, es bleibt dabey.

Hr. B. (legt einen Thaler auf den Tisch). Hier: jetzt setzen Sie einen dagegen.

Ich. Gleich: will erst wechseln.

Es wäre mir unmöglich gewesen, einen Groschen zu setzen, geschweige denn einen Thaler; allein ein guter Freund, der Hallor Eckhard, sonst Bauer genannt, riß mich aus der Verlegenheit, und streckte mir einen harten Thaler vor; ich setzte ihn, betete die Definition von suus haeres her, *) und ge-

*) Ein suus haeres ist ein Erbe, welcher zur Zeit des Todes des Erblassers in dessen väterlicher Gewalt, und

wann meinen Thaler. Der gelehrte Herr ärgerte sich gar mächtig, wurde derb ausgelacht, und zog nach einigen Flüchen, und Tiraden über halbgelehrte Juristen, zu welchen er aber selbst gehörte, zum Tempel hinaus.

Kaum war er fort, so erschien ein andrer welcher der Gesellschaft viel Spaß machte. Er hatte einst in Jena studiert, und sein Gespräch betraf bloß die Universität zu Jena und die Freyheiten der dasigen Studenten, welche er den auf der Mail versammelten Bürgern vordemonstrirte. „Straf mich Gott, meine Herren, schrie er unter andern, Sie können mirs glauben, und ich will ein infamer Esel seyn, wenns nicht wahr ist, in Jena kann ich einen durchhauen für einen Laubthaler. Wenn ich mit einem Händel habe, und will ihn hauen, so greife ich ihn auf der Straße oder sonst wo an, mir nichts, dir nichts, haue ihm das Fell durch, daß er den Priester begehren mögte, dann gehe ich hin zum Prorektor: „Diener, Ihr Magnificenz, hier ist ein Laubthaler, hab den Lumpenkerl, wie nun der Kerl heißt, ausgegerbt, und das honorig.“ „Gut, gut, sagt dann der Prorektor, kommen Sie bald wieder, wir wollen auch

---

zwar im nächsten Grade war §. 2. I. de haered. qual. et diff. also bloß Kinder und Kindeskinder, deren Vater todt ist.

auch leben.“ Blox ist die ganze Sache rein abgethan. Ich hab einen gekannt, der schickte alle Monate, allemal auf den ersten, zwölf Laubthaler an den Prorektor praenumerando: denn jeden Sonntag, Mittwoch und Freytag mußte er einen durchhauen, das war so sein Gesetz.

Der Mensch brachte seine Abgeschmaktheiten mit einer so zuversichtlichen Miene vor, daß die ganze Gesellschaft herzlich über den Gecken lachen mußte, aber niemand glaubte dem Gewäsche: denn unsre Hallenser lassen sich nicht gerne etwas aufläugen.

Gegen Abend kam mein Hannchen, sahe daß ich bezahlte, was ich geben ließ, visitirte mir also die Taschen, und da sie fand, daß ich Geld hatte, fing sie ordentlich an, mit mir zu expostuliren, daß ich ihr dasselbe verhehlt hätte. Ich erklärte ihr die Art, wie ich zu einem Thaler gekommen war, aber ich hatte große Mühe, sie völlig zu überzeugen.

Ich wohnte in der Märkerstraße bey dem Schneider Baum, welcher mir für zwanzig Thaler alte zerbrechliche Möbel überlassen hatte. Ich hätte freylich weit bessere für so viel Geld haben können, wenn ich im Stande gewesen wäre, baar zu bezahlen: aber da ich auf Credit nehmen mußte, und Herr Baum mir versprach, vor Ostern kein Geld

zu fordern, so ließ ich alles gut seyn, und nahm das alte Gerümpel, als wäre es taugbar und neu gewesen, gerne an. Ich dachte in diesem Stück noch immer studentisch: wenn nämlich die Herren Academiker etwas auf Credit, oder nach ihrem Ausdruck, auf Pump haben können, so ists schon gut, und sie sehen die gepumpte Sache als geschenkt an. Indessen schien es nicht, als wenn Meister Baum der Schneider lang borgen wollte. Schon am sechsten Tage nach meiner Hochzeit forderte er drey Thaler von mir. Ich wunderte mich über den Menschen, da ich ihm doch seine Miethe auf ein halbes Jahr vorausbezahlt hatte, und sagte ihm, daß ich jezt kein Geld hätte. Baum, welcher seinen Kopf bey Hr. Adolph auf dem Steinweg heroisch getrunken hatte, schwur bey allen himmlischen und allen höllischen Geistern, daß er völlig auf dem Hund sey und auf jeden Fall ausgeplündert werden würde, wenn ich ihm nicht aushülfe. Er wolle aber in einigen Tagen alles zurückgeben. Ich hatte Mitleiden mit dem fluchenden und schwörenden Schneidermeister, wendete mich an einen Freund, und dieser schickte mir zwey Thaler, die ich sofort dem Herrn Baum einhändigte.

Es vergiengen acht Tage, auch vierzehn Tage, und Baum redete gar nichts mehr von den zwey Thalern. Die Noth drückte mich, und ich erinnerte

te meinen Herrn Wirth so von weitem: aber Herr Baum stellte sich, wie die Hallenser sagen, eine halbe Stunde dumm, und that, als verstünde er mich nicht. Ich mußte mich also näher und deutlicher erklären.

„Lieber Baum, sagte ich zu ihm, Sie versprachen mir doch die zwey Thaler —

Baum. Ich weiß alles, kümmern Sie sich um nichts.

Ich. Jetzt bin ich sehr gedrängt: wenn Sie doch Ihr Versprechen erfüllen könnten —

Baum. Alles will ich thun, lieber Magister: Hole mich der Teufel, wenn ich nicht mit dem andern warten will, bis zu Michaelis.

Nun wußte ich, woran ich war: ich ließ den Baum stehen, und suchte einiges Geld aufzutreiben, welches mir damals auch nicht schwer fiel, da meine Scholaren fast alle ihre Wechsel bekamen.

Das Jahr vorher hatte Baum die untersten Stuben nach der Gaße an einen gewissen Gebhard vermiethet, und dieser legte sich einen Bier- und Schnappshandel an. Er würde wenig Zulauf gehabt haben, weil er nur hallisches Stadtbier und Stadtbreyhan schenken durfte, indeß die großen Keller allerley auswärtige Getränke verkaufen, wenn er es nicht für gut gefunden hätte, seine Schenke in ein Spielhaus zu verwandeln, und

alle Hasardspiele zu erlauben. Nun liefen alle spielsüchtigen Leute, deren Zahl in Halle Legion heißt, in Gebhards Schenke, und die Karten und die Würfel regierten Tag und Nacht, vor früh vier oder fünf Uhr ward es da nie Feyerabend, auch fielen mehrere grobe Exzeße in diesem Spielhause vor, und der Jäger des Generals Salomon wurde einst dermaßen ausgeplündert, oder nach Spielerdialekt, ausgemistet, daß er im Hemde und ohne Hut in alten Schuhen, die ihm Gebhard noch aus Mitleid gab, abziehen mußte.

Alle lustigen Brüder der Stadt besuchten diese Kneipe fleißig, und da es in Halle Mode ist, solchen Oertern Beynamen zu geben, so bekam auch Gebhards Niederlage einen dergleichen, nämlich den Zunamen Geige, dessen wahrer Ursprung mir aber unbekannt ist. Der Schneider Baum, welcher es sehr ungerne sah, daß seine Residenz einen Beynamen erhielt, und mit Recht schließen konnte, dieser Beyname würde bis auf späte Zeiten hin fortwähren, zankte sich deßwegen mit dem Schenkwirth Gebhard, und bot ihm in der Hitze aus. Gebhard setzte an einem andern Orte seine patriotische Anstalt fort.

Baum, der schon seit langer Zeit die Schere, Elle und Nadel für gar mühselige Instrumente ansah, gab nun auf einmal die ganze Schneiderey

auf, und fing an Kneipenwirthschaft zu treiben. Anfangs ging alles vortreflich; denn auch er erlaubte die Hasardspiele, und wer diese begünstigt in seinem Hause, darf wegen Kundschaft nicht in Sorgen stehen. Da aber seine Kneipe den Namen Geige fortbehielt, und er oft damit geneckt wurde, so gerieth er, besonders wenn ihm der Spiritus in die Krone gestiegen war, gar sehr in den Harnisch, und behandelte seine Gäste selbst mit der ärgsten Impertinenz. Darüber wurden dann die Gäste auch verdrießlich, und verlegten ihre Spielbänke sonst wohin. Meister Baum hätte leicht den Namen Geige dulten können, da gewißen Häusern in Halle ganz andre Beynamen gegeben sind, z. B. Diebshöhle, blinde Herberge, Scheppenstätt, Spadille-Manille, Rußloch, Studentenherberge, u. s. w. Die Besitzer dieser Häuser wissen diese Zunamen, formalisiren sich aber nicht darüber, und thun wohl daran: denn käme es unter die Leute, daß sie sich formalisirten, so wäre des Spektakelns kein Ende, und der Schaden bliebe auf jeden Fall auf Seiten des Formalisanten, wie es sich mit dem Herrn Schneider Baum zutrug, welcher durch seine Grobheit alle Gäste verlohr.

Drittes Kapitel.

Ein Sprichwort ist nicht immer ein wahres Wort.

Das Gegentheil von dem in der Ueberschrift dieses Kapitels angegebnen Grundsatz ist selbst ein Sprichwort: aber so sehr ich auch selbst hin und wieder in meinen Büchern den Gebrauch der Sprichwörter empfohlen habe, und noch empfehle, so muß ich doch bemerken, daß sie durch die Erfahrung oft widerlegt werden, und daß sie folglich nicht immer wahr sind. Das bekannte Weidsprüchlein „wie man's treibt, so gehts" hab' ich zwar hundertmal durch meine eigne Erfahrung bestätigt gefunden, allein im Winter 1797—98 wollte das gute Sprüchlein nicht bey mir eintreffen. Ich hatte mir vorgenommen, so zu hausen, daß ich ruhig und ohne weitere Sorgen leben könnte; allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und so sehr ich auch alles aufbot, und alle meine Kräfte anstrengte, um soviel zu erwerben, als nöthig war, meine kleine Wirthschaft zu führen, so war ich doch keinen Tag ohne Kummer, und wenn auch alles noch so gut ging, so fing mein Hannchen an, über ihre Lage zu nörgeln,

und diese Nörgeleien verursachten dann natürlicher Weise, daß ich nirgends in einer penibelern Lage war, als wenn ich mich zu Haus aufhalten mußte.

Ich gab mehrere Stunden und repetirte diesen Winter über die christ-lutherische Dogmatik und die Kirchengeschichte. Beyde Disciplinen haben mir stets viel Vergnügen gemacht; nicht als wenn es an und für sich angenehm wäre, eine Menge unbeweisbarer hyperphysischer Lehrsätze zu lernen, oder sich mit dem Gang des kirchlichen Despotismus aus der Geschichte der Kirche bekannt zu machen, sondern weil beyde jeden denkenden Kopf so sehr beruhigen über alles, was man ihm als offenbart aufdringen will: denn die Dogmatik und die Kirchenhistorie sind die beste Widerlegung aller möglichen Offenbarung, man müßte dann annehmen, daß das ganze Menschengeschlecht etwan achtzehnhundert Jahre lang im Kopf verrückt gewesen sey. Doch das gehört hier nicht her. Außer diesen theologisch-historischen Stunden unterrichtete ich auch noch im Lateinischen, Französischen und Italienischen.

So lang ich außer meiner Wohnung war, hatte ich heitere Sinnen, kam ich aber dahin zurück, so machte mein sanftes Hannchen eine dermaßen finstere Stirne, daß ich mich in dem Augenblick weit weg wünschte. Daß es gleich von Anfang unsres Ehejochs oftmals zum Wortwechsel kam,

versteht sich von selbst. Ich bin zwar von Natur nicht finster und rauh, noch weniger ist Grobheit und Impertinenz mein Laster; allein der Teufel bleibe gleichgültig, wenn einem unverdiente Vorwürfe gemacht werden, oder wenn man Dinge von uns, und zwar mit Poltern fordert, welche wir unmöglich leisten können.

So ging mirs: meine Frau fand alles nicht recht, was in unsrer Wirthschaft war, und ich fand ganz natürlich auch vieles von dem nicht recht, was sie vornahm, besonders gefiel mir ihr Umgang mit einer gewissen Madam Unruhe nicht, welche auch in unserm Hause wohnte, und deren Mann mit einem andern hallischen Frauenzimmer in Leipzig wirthschaftete. Ein Ehemann hat meistens Unrecht, wenn er sein Weib sitzen läßt, aber wer so ein Fegefeuer am Halse hat, wie die gedachte Madam Unruhe war, dem verdenke ichs warlich nicht, wenn er das Freye zu gewinnen sucht: denn Sirach sagt mit Recht, er wolle lieber bey Löwen und Drachen wohnen, als bey einem bösen Weibe.

Meine Vorstellungen, mein Zanken und mein Poltern half alle nichts: meine Frau verstand es aus dem Fundament, auf Vorstellungen zu repliciren, und ist eine Meisterin im Zanken und im Poltern. Meine Lage war gewiß nichts weniger, als beneidenswerth.

Im Herbst 1797 war der König Friedrich Wilhelm von Preußen gestorben, und das Verhältniß, worin ich ehedem mit seinem Nachfolger gestanden hatte, ließ mich eine schwache Hoffnung schöpfen, daß durch ihn meine Umstände könnten verbeßert werden. Ich nenne die Hoffnung, die ich damals hatte, eine schwache Hoffnung: denn ich dachte nicht, wie die meisten Preußischen Unterthanen, daß nun es wahr würde, was Virgilius sagt:

Iam redit et virgo, redeunt Saturnia regna
queis ferrea primum
Desinet et toto surget gens aurea mundo. *)

Ich hörte die Nachricht von dem Tode des vorigen Königes auf der Breyhanschenke, eine Stunde von Halle, wohin ich gegangen war. Das ganze Zimmer war voll Bauern, Jägern und politischen Kanngießern: alles jubelte, und freute sich der im vollen Galopp herbeyziehenden bessern Zeiten: nun würde alles, meynten die Politiker, so hergehen, wie es ein jeder wünschte, und in diesen süßen Erwartungen überließen sie sich ganz dem freudigsten Herumtrinken, und wurden nun noch lauter. Ein ältlicher Mann von Teutschenthal saß neben mir, und sprach zu allen Kanngießereyen auch nicht eine Sylbe. Ich wunderte mich über sein Stillschweigen, und fragte ihn, was er von

*) Virg. Ecl. IV. v. 5. seqq.

den neuen Vorfällen dächte? „Mer muß halig wahrten, wies noch kümmt: mer wäß wuhl, wie mer ausfährt, aber wie mer hame kümmt, das wäß mer niche.“ Der Bauer räsonnirte nicht unrecht, nicht als ob der Ausgang seine Sprüchwörter bestätiget hätte, sondern deswegen, weil es unklug ist, zu frühe ins Horn zu blasen.

Der jetzige König von Preußen hat die Hoffnungen und Erwartungen aller derer erfüllt, welche im Stande sind, zu überlegen, und die große Wahrheit einsehen, daß ein Monarch, wäre er auch der mächtigste und einsichtsvollste aller Menschen, und gutgesinnt, wie ein heiliger Engel, es doch nicht allen Menschen recht machen könne. Neque Iupiter omnibus placet, sive pluat, sive sit serenus ist schon vor Alters gesagt worden, ich weiß aber nicht von wem, und so lange noch so viel Köpfe seyn werden, als Sinne sind, so wäre es eine wahre Tollheit, zu fordern, ein Regent solle so regieren, wie es jeder Kopf für gut und wohlgemacht hält. Dieß sieht nun wohl jeder ein, aber da jeder glaubt, seine Vernunft könne der Vernunft aller Menschen zum Richtmaaß dienen, so räsonnirt auch jeder über die Regierung, wenn diese es anders macht, als er glaubt, daß sie es machen müsse.

Bey jedem Regentenwechsel findet noch ein

Grund überspannter Erwartungen bey den Unterthanen statt, welcher meistens höchst falsch ist. Die vorige Regierung wird durchaus als fehlerhaft betrachtet, und alle unter derselben getroffnen Anstalten fürchterlich heruntergemacht. Als Friedrich der zweyte von Preußen starb, mußte seine lange glückliche, mit so vieler Weisheit geführte Staatsadministration die schroffste aber auch zugleich die unbilligste Critik paßiren: man tadelte sogar die Einrichtungen seines Militairs, Einrichtungen, die noch kein Monarch vor ihm getroffen hatte, und worin ihm nur seine Nachfolger nachahmen können. Aber bald kamen die guten Preußen von ihrem Irrthum zurück.

Friedrich Wilhelm II. ein Fürst, dessen Fehler bekannt sind, dessen vortrefliche Eigenschaften aber alle seine Flecken bey weitem überwogen. Dieß bedachte aber der große Hause nicht, und sahe bloß die Fehler seines guten Königes, und die Schriftsteller haben nie ihre Federn mehr entwürdiget, und sich ärger unter den Troß der Lästerer und Calumnianten gemischt, als in Rücksicht auf diesen Fürsten — hat man doch sogar einen Saul den dicken, König im Kanonenlande, erscheinen sehen!! Aber Friedrich Wilhelms II. Anstalten waren fast alle meisterhaft, und sein Nachfolger der jetzige König, hätte die Kunst zu regieren

gar nicht verstehen müssen, wenn er eine allgemeine Reform hätte anfangen wollen, wie man doch damals erwartete und wünschte. Diese allgemeine Reform würde eine allgemeine Verwirrung nach sich gezogen haben: es blieb daher auch in Preussen nach dem Tod des Königs Friedrich Wilhelm so ziemlich beym Alten, obgleich manche heilsame Veränderungen vorgenommen wurden, wohin die Abstellung der Tabaksferme vorzüglich gehört.

Ich hatte, wie gesagt, einige Hoffnung, daß der neue König sich meiner erinnern, und für mich sorgen würde. Meine Freunde zu Halle riethen mir, selbst nach Berlin zu reisen, und mich dem Monarchen vorzustellen: ich fand diesen Rath vernünftig, und begab mich im Februar 1798 nach Berlin. Meine Kasse war schwach, wie sie zu allen Zeiten zu seyn pflegt. Ich war also gezwungen, mich entweder um Freypost zu bemühen, oder gar zu Fusse zu gehen. Unser Postmeister Hr. Kriegsrath von Madeweis gestattete mir freye Post bis nach Dessau, und von da kam ich durch bis nach Briezen. Ich hatte eine sehr schnurrig componirte Reisegesellschaft: zwey Preußische Offiziere, einen Juden, und ein hallisches Freudenmädchen. Die Offiziere waren von der Cavallerie, und kamen von einer Reise ins Reich zurück, wo sie zu Hause waren; es waren sehr solide brave Männer

von gesundem Urtheil und feinem Geschmack, mit welchen ich mich vortreflich unterhalten konnte. Der Jude war ein Schacherer, der sich aber neben seinem Schacherhandel auch aufs Spielen legte, und in dieser Kunst nicht geringe Fertigkeit schien erlangt zu haben. Die Offiziere machten sich viel mit ihm zu thun, als ich ihm aber beweisen wollte, daß die Juden zu allen Zeiten verächtliche und höchst schädliche Creaturen gewesen wären, ward der Israelit böse, und gab uns ferner keine Antwort mehr. Der Kerl hatte Recht, ich aber höchst Unrecht, einen ganz unnützen Beweis zu führen: denn die Offiziere kümmerten sich um die ganze Judenschaft nicht, und der Jude ließ sich doch nicht bekehren.

Das Freudennymphchen von Halle war die berüchtigte Manschesterchristel, eines ehedem der hübschsten Mädchen unsrer Stadt; nachdem sie aber sich auf die liederliche Seite gelegt hatte, und generis omnis geworden war, fand sich in ganz Halle keine schaamlosere Hure, als eben Manschesterchristel. Der gar zu häufige Genuß der Wollust schwächte ihren Körper dergestalt, daß hernach, als die leidige Lustseuche sie befiel, keine Arzney mehr anschlagen wollte. Damals als sie nach Berlin reiste, war die ästhetische Krankheit schon sehr sichtbar an ihr, und doch ließ sie sich einfallen, einen jungen Mediciner da zu besuchen, welcher ehedem in Halle

mit ihr geliebelt, und ihr im Taumel der Leidenschaft die Ehe versprochen hatte. Der Mensch hätte alles Gefühl müssen verlohren haben, wenn er nun noch den Liebhaber eines Frauenzimmers hätte machen wollen, das so zu ihm kam; doch unterstützte er die Unverschämte mit Geld und ließ sie wieder nach Halle reisen. In Halle fiel sie täglich mehr ins Elend, und krepirte endlich in den abscheulichsten Umständen. Ihr Andenken hat sich indessen noch in einem famösen Knittelliedchen erhalten, welches unsre Straßenjungen noch singen, und welches ein lustiger Bruder einem gewissen Schwarzrock zu Ehren scheint gemacht zu haben.

Von Briezen bis nach Berlin ging ich zu Fuß; es war sehr schönes Wetter, und die Gesellschaft eines Schulmeisters aus der Altmark, der auch dahin ging, aber von Wittenberg kam, machte mir die Fußreise sehr angenehm. Der Schulmeister war sehr redselig, und wenn alles wahr ist, was er mir von seinem Pastor erzählte, so muß die geistliche Einrichtung in dem altmarkschen Dorfe, wo der Cantor her war, besser seyn, als in mancher Stadt, sogar in mancher Universitätsstadt. „Unser Pastor, sagte der Schulmeister, kann es nicht leiden, daß aller Schulunterricht sich bloß aufs geistliche Wesen, und auf ein bißchen Rechnen und Schreiben einschränke. Er hat daher auch ökonomischen Un-

terricht eingeführt, und ertheilt diesen selbst; er lehrte sogar die Jungens Bäume pfropfen und okuliren. Das Preußische Landrecht trägt er in der Schule und in der Kirche vor, nämlich des Nachmittags, weil er noch nicht das Herz hat, die Predigten über die Evangelien einzuschränken, und erzählt unsrer Jugend eine Menge hübscher Historien. Die Landkarten müssen sie auch treiben, und Raffs Naturgeschichte, so wie Eberts Naturlehre können die jungen Leute auswendig: eine ganze Hetze hübscher Lieder und Sprüche wissen sie auch, und doch verstehen sie ihren Catechismus so gut, als wenn sie sonst gar nichts trieben als den."

Ich konnte wohl merken, daß der Herr Cantor etwas über die Schnur hieb, und zu viel von den Vorzügen seines Schulwesens, und den Verdiensten des Pastors um dasselbe schwadronnirte, aber wenn ich dann auch nicht die Hälfte glauben konnte, so mußte ich mir doch einen sehr vortheilhaften Begriff von jener Schule in der Altmark machen. Ich habe den Namen des Dorfes vergessen, aber dieß thut nichts zur Sache, da es jedem, welchem daran gelegen ist, leicht seyn muß, eine so trefliche Schulanstalt in einem kleinen Lande zu entdecken, wo, wie der Herr Cantor bemerkte, dergleichen eben nicht häufig seyn sollen.

In Berlin, wo ich gegen Abend ankam, lo=

girte ich in einem mir schon bekannten Gasthofe, und besuchte den folgenden Tag einige alte Freunde. Da meine Absicht war, den König zu sprechen, begab ich mich zu den Major Hn. von Käbriz, und erhielt von diesem Anweisung, wie ich es anzufangen hatte, um zum Könige zu gelangen, doch rieth er mir, eine Bittschrift aufzusetzen, und dieselbe dem Monarchen zu überreichen; der Herr habe viel zu thun, und so was mögte vergessen werden.

Ich folgte dem Rath des Hn. Majors, und kam am folgenden Tag wirklich ins königliche Kabinet. Der König, welcher mich noch kannte, war äußerst herablassend und gnädig; er fragte mich nach meiner Lage, und da ich ihm sagte, daß diese eben nicht die beste sey, und einer starken Emendation bedürfe, wenn ich zufrieden leben wollte, versprach er mir, für mich und für die Emendation meiner Lage zu sorgen, las meinen Aufsatz flüchtig durch, und befahl in meiner Gegenwart einem Sekretair, denselben ans Oberschulcollegium zu schicken mit der Weisung, dahin zu sorgen, daß dem guten Laukhard ein Plätzchen geschafft würde, wobey er ohne Sorgen leben könnte; dieß waren die eignen Worte des gütigen Monarchen, und dann erfolgte eine Anweisung an einen Herrn, wel-

cher

cher mir die Reisekosten ersezte. Ich verließ den König mit dem tiefsten Dankgefühl, als ich aber ins Vorzimmer kam, trat mich ein wohlgekleideter Mann sehr ängstlich an.

Aber, mein Gott, sagte dieser, was machen Sie?

Ich. Ich komme vom Könige, und glaube nichts Böses gethan zu haben.

Er. Nichts? Bedenken Sie doch selbst!

Ich. Was soll ich dann bedenken? Ich weiß vom hellen Tage nichts: erklären Sie sich näher.

Er. Mein Himmel, Sie sind mit einem Stock im Kabinet gewesen.

Ich. So ist es: aber ists dann verboten, mit dem Stock ins Kabinet zu gehn?

Er. Mein Gott, freylich! Das ist gegen alle Etikette.

Ich. Der König hat mir nichts darüber gesagt, und niemand wird sich einbilden, daß ich ins königliche Kabinet mit dem Stock gehe, um mich da herum zu prügeln.

Ich gieng weiter, ehe ich aber das Palais verließ — der König wohnte damals noch in dem Palais des Kronprinzen — ging ich nach der Küche, und fand da weniger Apparat, als in mancher adelichen Küche, selbst in Berlin gefunden wird. Nun hatte ich weiter in Berlin keine Ge-

schäfte mehr, und schickte mich an, den folgenden Tag zurück zu reisen. Ich suchte deshalben noch die Herren Ideler und Rambach auf, fand aber keinen von beyden zu Hause, auch den Herrn Prediger Stahn fand ich nicht, aber den würdigen Herrn Major von La Roche traf ich an, und traf ihn unverändert in seinen Gesinnungen gegen mich. Wir stimmten zusammen Klagelieder an über das Unglück, welches unser gemeinschaftliches Vaterland jenseits des Rheins betroffen hatte. Der Herr Major unterhielt starken Briefwechsel nach den Rheingegenden, und konnte mir von gar manchen Dingen Nachricht geben, welche ich noch nicht wußte. Den Herrn Kammerherrn von Wülcknitz habe ich auch gesprochen, und von ihm ungeheuchelte Versicherungen seiner Freundschaft gegen mich erhalten.

Als ich mich eben anschickte, Berlin zu verlassen, fand ich von ohngefähr den Commissar Hrn. Jungken und dessen Bruder, welche noch einige Tage in Berlin bleiben, und dann nach Halle zurückkehren wollten. Sie baten mich, auf sie zu warten, und mit ihnen zu reisen. Ich lasse mich überhaupt leicht zu etwas bestimmen, und that herzlich gerne, was beyde Herren haben wollten, welche in Halle meine Freunde gewesen sind, und wovon der Jüngere meinen Unterricht noch immer genoß.

Um aber doch indeßen im Gasthofe etwas zu thun zu haben, holte ich mir ein Buch in einer Lesebibliothek, und fand auch da meine Schriften. Der Bibliothekar kannte mich nicht, daher fragte ich ihn, ob dann das Zeug da auch gelesen würde?

„Was Zeug, erwiederte er! die Laukhardschen Produkte sind ganz vorzüglich gut, und werden mehr gesucht, als selbst die Werke unsrer besten Schriftsteller.“

Ich. Das Publikum muß also einen schlechten Geschmack haben.

Lesebibliothekar. Daran liegt mir nichts, und keinem meines Gleichen liegt was daran. Genug wenn die Sachen gelesen werden. Aber woher schließen Sie dann, das Publikum müße einen schlechten Geschmack haben?

Ich. Das schließe ich daher, weil die Laukhardschen Dinger nicht viel besonders sind.

Lesebib. (lacht) Gewiß hat Laukhard Ihnen selbst die gute Wahrheit gesagt: ich habe gefunden, daß mancher auf diesen Mann gescholten hat: aber wenn mans recht beym Licht untersuchte, so kam das Schelten daher, weil Laukhard etwas unsanft mit dem Knaben Absalom umgefahren wär — Aber sehe ich recht, so sind Sie selbst Laukhard, ich kenne Sie aus Ihrem Bildniß.

Ich konnte und mogte nicht leugnen, und der

Herr Lesebibliothekar war so artig, daß er mir den Gebrauch seiner Bibliothek unentgeldlich anbot, so lange ich in Berlin bleiben würde. Ich konnte von seiner Güte nur für einen Groschen Gebrauch machen.

Auf der Rückreise begegnete mir nichts merkwürdiges: ich kam wieder nach Halle, und fand alles, wie ich es verlassen hatte. Meine Frau hatte in meiner Abwesenheit mit dem Schneider Baum, unserm Wirth, einigen Zank gehabt: er hatte nicht leiden wollen, daß sie Wasser in den Hof goß, und deßwegen abscheulich spektakelt. Sie wollte nun haben, daß ich den Meister Baum deßwegen koramiren sollte, aber ich fand nicht für gut, den Mann zur Rede zu stellen, mit dem überhaupt nichts auszurichten war: denn wer läßt sich überhaupt gern mit einem Menschen ein, der keiner vernünftigen Vorstellung Gehör giebt, und nur allemal Recht behalten will?

Viertes Kapitel.

Erfolg meiner Berliner Reise. Erscheinung eines neuen Weltbürgers.

Ohngefähr vierzehn Tage nach meiner Rückkehr von Berlin erhielt ich ein Schreiben vom Oberschul-

collegium, worin mir gemeldet wurde, daß wegen meiner Versorgung an die hallische Universität sey geschrieben worden. Auf den Bericht der Universität würde es nun ankommen, was mit mir zu machen sey.

„Oh weh geschrien!" dachte ich, und verlohr auf einmal alle Hoffnung einer Versorgung.

Der Professor Klügel, welcher damals gerade Prorektor der Universität war, ließ mich rufen, und trug mir auf, einen schriftlichen Aufsatz einzuchen, und anzugeben, wie ich etwan in Zukunft zu existiren gedächte, um mich einer Unterstützung von Seiten der Regierung erfreuen zu können. Ich hielt zwar die Zeit, welche ich auf einen Aufsatz dieser Art verwenden würde, für völlig verlohren, doch aber reichte ich einen beym Prorektor ein, und Herr Klügel versprach mir, die Sache aufs vortheilhafteste vorzutragen.

Ich ging zu Herrn Wolf, und dieser aufrichtige Mann ließ mich merken, daß ich durch die Universität nichts zu hoffen hätte: ich sey, sagte er, einigen, vorzüglich Theologen und Philosophen, unvortheilhaft beschrieben, und daher zweifle er gar sehr, daß ich reussiren würde.

Im Grunde konnte ich auch weiter nichts erwarten, als einen übeln Bericht nach Berlin. Ich hatte bisher nicht eines einzigen Professors Freund-

schaft vorzüglich gesucht, und war nur dann und wann zu einigen gekommen, die mich ihres Umgangs nicht unwürdig fanden. So ging ich oft zum Hrn. Professor König: so oft nämlich ich etwas zu fragen hatte, worüber dieser äußerst humane Mann mir Auskunft geben konnte. Er that es auch jederzeit mit der größesten und unverstelltesten Bereitwilligkeit, und ich kann wohl versichern, daß ich meine Kenntnisse durch den Rath dieses Gelehrten nicht wenig vermehrt habe. Herr König ist der Mann nicht, welcher einen gewißen abschreckenden Nimbus um sich her verbreitet, und durch ein zurückstoßendes Betragen sich den Ruhm eines tiefgelehrten Helden erwerben will. Wer ihn kennt, weiß doch, daß er nicht nur in seinem Fache der Rechtskunde trefflich erfahren ist, und sich in den übrigen Wissenschaften, auch in solchen, welche mit der Juristerey in weiter keinem nähern Zusammenhang stehen, rühmlichst umgesehen hat. Daß er, wie jeder Gelehrte, von unachtsamen jungen Leuten nicht selten mißverstanden werde, ist sehr begreiflich: aber der muß die Studenten schlecht kennen, welcher nach ihrem Urtheil den Werth eines gelehrten Mannes bestimmen wollte. So wollte mir vor einiger Zeit ein juristischer Student aufbinden, Herr König habe im Collegium behauptet, ein Jurist habe gar nicht nöthig die Institutionen, die Pan-

dekten und den Codex zu lesen, und doch hatte König nichts weiter gesagt, als das Studium der Rechte nach jenen Compendien, welche nach der Ordnung der Pandekten u. s. w. eingerichtet sind, sey unbequem und lückenvoll, man müsse die Wissenschaft nach einem beßer eingerichteten System lernen, dabey hatte er aber das Lesen der Pandekten u. s. w. ganz und gar nicht widerrathen, sondern es vielmehr als höchst nöthig dem künftigen Juristen anempfohlen.

Ein gewißer Herr, welcher die Lage der Universität, und die Gesinnungen der Professoren näher als ich kannte, versicherte mich, daß der Direktor Klein mein Gönner nicht sey, und daß dieser vielgeltende Mann alles aufbieten werde, um mein Fortkommen in jeder Hinsicht zu hintertreiben. Ich erstaunte: denn ich war mir bewußt, Herrn Geheimderath Klein in keinem Stück jemals beleidigt zu haben, und begrif daher nicht, wie ein Mann, der selbst zu lehren vorgab, was Recht und was Unrecht ist, doch einem Menschen schaden wollte, der sich nicht gegen ihn vergangen hatte; ich hatte zwar schon manche Beyspiele dieser Art gesehen und erlebt, aber daß grade Hr. Klein so anomalisch handeln könnte, wollte mir nicht so recht in den Kopf: denn ich halte sehr viel auf die rechtlichen Gesinnungen eines gelehrten Juristen, und erwarte

von einem solchen weit mehr, als von einem gelehrten Theologen und Philosophen.

Daß unsre Theologen nichts auf mich halten konnten, beschied ich mich sehr leicht. Ich hatte in meiner Biographie solche Grundsätze aufgestellt, welche mit jedem theologischen System, also auch mit dem Hallisch-Theologischen, incompatibel sind. Da nun jeder Theologe, qua talis, wie man in den Schulen findet, alles als ketzerisch und dem Heil der Seelen schädlich ansehen und verwerfen muß, was seinem System entgegen ist, so mußten unsre Herren nicht nur mich, als einen Ketzer verdammen, sondern mich auch von aller Activität zu entfernen suchen, damit ich nicht andere verführen mögte. So ist es immer in der heiligen christlichen Kirche gewesen, vom ersten Jahrhunderte an bis aufs neunzehnte hat der Geist der Intoleranz und der Verfolgung geherrschet, und wenn ich sagen soll, was ich denke, so muß ich bekennen, daß diese Intoleranz in dem Wesen der Religion, das ist, in ihren Grundsätzen und den Lehren ihrer ersten Verbreiter selbst gegründet ist. Peter Bayle und Voltaire, und Teller, und viel andre brave Männer haben ganz vortreflich über Religionsduldung geschrieben, aber keiner von diesen wackern Männern scheint mir den Satz bewiesen zu haben, daß der Christ jeden Menschen wie seinen Bruder behandeln müße, und

zwar nach den Grundlehren des Evangeliums, ohne alle Rücksicht auf das, was er glaubt. — Also ist es ausgemacht, daß ich unsern Theologen nicht gefallen konnte, und daß sie mich ihrer Empfehlung unwürdig fanden.

Einige unsrer Philosophen konnten gleichfalls nicht für meinen Nutzen stimmen. Herr Eberhard hatte schon 1795 sich nicht allzufreundschaftlich gegen mich benommen, wie ich am Ende des vorigen Theils dieses Werkes hinlänglich gezeigt und bewiesen habe. Sollte er jetzt freundlichere Gesinnungen annehmen, so müßte er inconsequent handeln, und niemand haßet die Inconsequenzen mehr, als Eberhard, wie man aus seinen Briefen sehen kann, welche er gegen das System des Prof. Fichte herausgegeben, und wahrscheinlich selbst geschrieben hat. Des verstorbenen Prof. Forsters Urtheil über mich habe ich auch schon an gedachtem Orte angeführt. Es ist überhaupt eine ganz eigne Sache um die liebe Philosophie, und Claudius hat Unrecht, wenn er sie beschreibt, sie sey die Wissenschaft,

„Daß Hinz nicht Kunz, und Kunz nicht Hinze sey"

denn sie geht geht gewöhnlich weiter, obgeich etwas unphilosophisch. Doch das geht mich hier weiter nichts an: vielleicht erkläre ich mich anderswo näher.

Unter den Medicinern hatte ich keinen Feind; aber unsre Mediciner bekümmern sich auch um die Angelegenheiten der Universität unter den Professoren am wenigsten. Herr Gren, der verdienstvolle, mir ewig unvergeßliche Gren, deßen rechtschaffner Charakter mit seiner tiefen Wissenschaft pari passu ambulirte, war mein Freund, aber seine schon längst erschöpfte Gesundheit und andre Umstände machten es ihm unmöglich, sich meiner thätig anzunehmen. Die Herren Mekel und Reil kannten mich nur wenig, und schienen überhaupt in dieser Hinsicht sehr gleichgültig zu seyn.

Auf diese Art wurde nun der Bericht nach Berlin in Absicht meiner, bloß von solchen concipirt, welche mir abhold waren, und siehe da, er that die Wirkung, welche sie davon erwarteten, und wie ich selbst nicht anders vermuthete. Das Oberschulcollegium schrieb mir, daß jezt für mich nichts zu machen sey, und daß ich mich gedulten müße, bis sich sonst was für mich fände.

Im Jahr 1795 hatte mich ein solches Rescript völlig niedergeschlagen, aber im Jahr 1798 war die Wirkung davon verschieden. Ich war ganz gleichgültig dabey, und legte mein Papier hin, ohne mich zu kränken oder zu ärgern. Ich hatte gelernt, über die Umstände beßer und richtiger zu urtheilen.

Meine Frau gebahr mir um Johannis dieses

Jahres einen Jungen, welcher noch lebt, und mir durch sein munteres Wesen manche vergnügte Stunde macht. Bey der Geburt, welche etwas schwer hergieng, rief die Kindermutter den Herrn Geheimderath Mekel: der würdige Mann ließ nicht lange auf sich warten, und machte solche Anstalten, daß meine Frau gar bald ihrer Bürde entlastet wurde.

Unter den Gevattern oder Pathen, welche ich für meinen Jungen gebeten hatte, war auch der nunmehr verstorbene Obrist Schmid von Wegewitz, ein Mann von etwas seltsamen Charakter. Ich war diesem Mann durch meine Lebensbeschreibung bekannt geworden, und im Frühling 1798 ließ er mich durch seinen damaligen Sekretär oder Schreiber Höpfner zu sich bitten. Ich besuchte ihn, und fand einen durchaus originellen Mann. Herr Schmid bildete sich nämlich ein, daß er nie Unrecht haben könnte, und dieser Opinion zufolge handelte er auch in allen Stücken. Damals, als ich ihn kennen lernte, hatte er nicht weniger, als 27 Prozeße, welche er alle mit der größten Heftigkeit betrieb, und die meisten selbst betrieb, ob er gleich nicht die geringste Kenntniß von positivem Recht besaß. Er las mir eine Menge Acten vor, und klagte unaufhörlich über die Chicanen der Advokaten, und über die Langsamkeit und Partheylichkeit seiner Richter. Ich suchte ihm begreiflich zu machen,

daß er Unrecht habe, grade das nur für Recht zu halten, was ihm so vorkomme, aber nun sprühte er Feuer und Flammen, und schimpfte sogar auf die Gesetze selbst, welche nach seiner Meynung äußerst schief und unvollkommen abgefaßet wären. „Gebt uns nur richtige Gesetze, fuhr er fort, und die Advokaten werden bald mit ihrem Links- und Rechtsmachen auf dem Mist seyn: aber bey solchen Gesetzen, wie wir haben, finden die Kerle vollkommenen Spielraum für alle ihre Streiche.

Den Gesetzgebern mußte es darum zu thun seyn, den Gerichtshöfen etwas zu verdienen zu geben; daher haben sie auch alles so auf Schrauben gestellt, daß jeder Advokat und jeder Richter leicht ein X für ein U machen kann.“

Ich mogte dem räsonnirenden Obrist nicht in allen Stücken Recht geben, aber durchaus mogte ich ihm auch nicht widersprechen, und legte mich daher aufs Distinguiren; aber Herr von Schmid war kein Freund vom Distinguiren, und daher geriethen wir nicht selten heftig an einander.

Auf die Franzosen war er vollends nicht gut zu sprechen, und schimpfte bey jeder Gelegenheit auf sie: wenn er ein Commando im Kriege wider diese Freyheitsracker gehabt hätte, so würde er, wie er bey allen Teufeln oft genug versicherte, die Bursche schon kurranzt haben, weder Bonaparte noch Piche-

grü, noch Moreau, noch Massena sollten etwas ausgerichtet haben. Ich mußte bey diesen Bramarbasereyen des für sich und seinen Heldenmuth so sehr eingenommenen Mannes nur lächeln.

Einst kam ich zu ihm, und da ließ er seine ganze Galle gegen den damaligen Feldprediger beym Hallischen Regimente, Herrn Lafontäne, fürchterlich aus. Er hatte einige Tage vorher in Halle bey einem Offizier Gevatter gestanden, und bey dem Kindtaufsschmaus, wozu auch Hr. Lafontäne gebeten wurde, war das Gespräch auf die Franzosen gefallen. Der Obrist Schmid schimpfte nach seiner Art, der Feldprediger nahm sich aber derselben an, und so kams dann von Seiten des Obristen zu groben nichtsbedeutenden Machtsprüchen, auf welche Lafontäne nach seiner Art witzig und bitter antwortete, bis endlich Schmid gar in Invektiven ausbrach, und dadurch seinen Gegner zum Stillschweigen brachte.

Mit einem solchen Charakter konnte nun Herr von Schmid sich nur Feinde machen: die Regierung zu Dresden, und besonders die Stiftsregierung zu Merseburg, unter welcher er zunächst stand, waren ihm aufsetzig, und mit dem Landjägermeister von Nostitz zu Merseburg führte er unaufhörliche Fehden. Ich habe eine in Halle gedruckte Schrift gelesen, welche den Obrist Schmid

zum Verfasser haben soll, wenigstens seinen Namen führt, und von ihm dem Landtag zu Merseburg vorgelegt worden ist; in dieser Schrift kommen Ausfälle vor, welche man gar leicht für sehr derbe Injurien erklären könnte.

Sonst machte der Obrist gerne den Mäcen der Gelehrten und den Unterstützer der Unterdrückten: beydes wäre sehr löblich, wenn es nicht bey Herrn von Schmid eine Wirkung der augenblicklichen Laune gewesen wäre. Der von Leipzig, ich weiß nicht weßwegen, flüchtig gewordene Aventurier Hilscher fand Zuflucht in Wegewitz, mußte aber endlich fort, weil ihm der Obrist gedrohet hatte, ihn durch seine Hunde forthetzen zu lassen. Hilscher zog ab, und schrieb von Naumburg aus einen impertinenten Brief an den Obrist, und so bewies er dann, daß er eben so unwürdig war, Wohlthaten zu empfangen, als der Obrist es war, einem dürftigen Gelehrten dergleichen zu erweisen.

Einen gewissen Leutnant von Scheidt hatte Schmid auch damals in sein Haus aufgenommen, dieser Scheidt hatte ehedem unter einem Preußischen Garnisonsregimente gedient, hernach aber seinen Abschied genommen, um einen bodenlosen Prozeß wider den Stadtrath zu Erfurt zu betreiben. Da alle seine Gründe, wodurch er eine über drey Millionen betreffende Erbschaft erobern wollte, nicht

Stich hielten, und er selbst kein Geld hatte, eine so kostspielige Rechtssache fortzusetzen, so suchte er Leute, welche Geld hergeben konnten, und versprach diesen, wer weiß wie viel Antheil an der Erbschaft aus dem Monde. Auf diese Art hatte er schon mehrere dran gekriegt, bis er endlich auch an den Obrist Schmid gerieth, welcher anfänglich auch Geld genug dran wendete, und sogar die Sache in Wetzlar anhängig machte. Aber bald sahe doch der Obrist die Bodenlosigkeit des Prozesses und die Schwindeleyen mit der vorgespiegelten Erbschaft ein; er sagte daher dem Leutnant den gemachten Contrakt auf, dieser aber verklagte den Obrist, und lezterer mußte viel Unkosten tragen.

Ich könnte noch viele Blätter mit Histörchen anfüllen, welche den Obrist Schmid von Wegewitz angehen; aber ich mag keine Beyträge zur skandalösen Geschichte des Sächsischen Adels liefern.

Fünftes Kapitel.

Studentenkriege im Jahr 1797 und 98.

Meine Lebensgeschichte hat von ihrem Anfange an manche Nachrichten geliefert, welche allerdings zur Chronik der deutschen Universitäten gehören, ob

sie gleich nicht öffentlich pflegen bekannt gemacht zu werden: daher halte ich es auch noch immer für meine Schuldigkeit, meine Leser mit Nachrichten zu unterhalten, welche die Universitäten angehen, und mir speziell bekannt geworden sind.

Ich weiß zwar recht gut, daß die Herren auf den Universitäten es gar nicht gerne sehen, wenn Historien öffentlich bekannt werden, welche ihren gelehrten Innungen eben nicht zum Ruhme gereichen; indessen mag dieß immer seyn, was kümmern mich die Herren, genug wenn ich nur keine Unwahrheiten schreibe, und meinen Lesern keine lange Weile mache.

Auf der Mail, jener Bierschenke, welche schon mehrmals in diesem Werke vorgekommen ist, fanden sich von Zeit zu Zeit Studenten ein, welche gerne Breyhan tranken, und mit den Bürgern, die sich daselbst versammelten, freundschaftlich umgingen. Nicht selten geschah es, daß die Studenten über die Maaßen lustig wurden, aber man vergab ihnen das gerne, und ließ sie machen. Dem Wirth Brand waren Studentengesellschaften immer willkommen, theils weil sie brav verzehrten, theils aber auch, weil er ehedem selbst Student gewesen war, obgleich seine Studien selbst, wie er sich selbst ausdrückte, nicht weiter gingen, als bis an den Hosenknopf.

Ohn-

Ohngefähr um Martini 1797 kam ein Haufe Studenten von Reideburg, einem sächsischen Dorfe, wo sie kommerschirt hatten, auf die Mail, grade an einem Tage, als da getanzt wurde; sie waren alle etwas betrunken, oder nach studentischem Ausdruck, bespitzt, und betrugen sich so, daß mehrere Bürger sich deßwegen stark formalisirten. Es würde gewiß zum Handgemenge gekommen seyn, wenn nicht einige, die sowohl der Studenten als deren Antagonisten Freunde waren, den Frieden wieder hergestellt hätten. Für diesen Tag war also alles wieder ruhig, aber schon am folgenden Morgen, als ich zu meinen Scholaren kam, hörte ich, daß sich manche für beleidigt hielten, und daß die Philister deßhalben sollten coram genommen werden.

Ich ging damals fast täglich Abends auf die Mail, also traf es sich auch, daß ich zugegen war, als abermals ein Haufen Studenten sehr bespitzt von Reideburg dahin kam. Diese Herren hatten sich vorgenommen, den ihnen von den Philistern und Gnoten, ihrer Meynung nach, angethanen Schimpf zu rächen, und Satisfaction an ihren Beleidigern zu nehmen, aber zum Glücke oder zum Unglücke war auch nicht einer von denen da, welche einige Tage vorher mit den Studenten Händel gehabt hatten.

Die Studenten hätten nun, selbst nach studentischen Begriffen, ruhig seyn sollen, aber der Breyhan wirkte in ihren Köpfen, und beleidigende Reden von Philistergrob, Philistermenschern, Gnotenzeug u. s. w. wurden von ihnen ausgestoßen. Endlich beleidigten sie die Frau eines Branntweinbrenners thätlich, und nun gings an ein Katzbalgen, wobey aber die Musensöhne den Kürzern zogen, und zum Tanzsaal hinausgedrängt wurden.

Alles war nun wieder ruhig, und ich sezte mich in eine aparte Stube, um da mit einigen mir bekannten Bürgern eine Butelle Breyhan auszuspielen: niemand dachte daran, daß die Studenten wieder kommen würden, und schon waren viele Gäste nach der Stadt zurückgegangen, als auf einmal eine ganze Caravane Studenten auf der Mail erschien. Die beleidigten Herren waren nach Halle zurückgegangen, und hatten da den angethanen Schimpf ihren Bekannten mitgetheilt, worauf einige lustigen Brüder durch alle Straßen liefen, und durch das fürchterlichste Geschrey: Bursch raus, Bursch raus! alles alarmirten. Die Meisten liefen mit, ohne zu wissen, wohin, und ohne die Ursache einzusehen, warum sie zu einem Burschenkriege aufgefordert wurden. So pflegt es aber überhaupt bey Studentenkriegen zu gehen: sie handeln ohne zu wissen warum?

Genug die Caravane kam auf die Mail, versehen mit derben Ziegenhaynern und großen Knütteln, auch schienen sie Steine mitgebracht zu haben, wenigstens wurde mit Steinen in die Fenster canonnirt. Der Tanzsaal wurde zuerst überfallen, und nun entstand eine derbe Prügeley, wobey einige Bürger übel zugerichtet wurden, und zwar lauter solche, welche vorher die Studenten gar nicht beleidiget hatten: denn die Beleidiger hatten sich, aus Furcht, die Studenten mögten ihnen unterwegs aufpaßen, ganz klüglich abgezogen. Einige Frauenzimmer wurden gleichfalls mißhandelt. Nachdem die Studenten sich nach ihrer Art Genugthuung verschafft, und alles, was ihnen vorkam, rein zerschmissen hatten, so zogen sie ab, zwar nicht ganz ohne Kopfnüsse: denn die Bürger hatten sich gleichfalls ritterlich gehalten, und sich mit Stecken, Bierbutellen und Gläsern, mit Stuhlbeinen und Bänken, sogar mit Ofenkacheln gegen den überfallenden Feind gewehrt.

Der Rückzug der Studenten nach der Stadt geschah in aller Stille; sie gingen durch entfernte Thore nach ihren Wohnungen, und mogten wohl glauben, daß nun alles geendiget sey. Aber schon denselben Abend wurde das abscheuliche Scandal dem Prorektor der Universität angezeigt: dieser schickte sofort den Pedell nach der Mail, und früh

erschien eine Untersuchungscommission daselbst, welche allen verursachten Schaden genau aufzeichnete.

Nun war die Frage, wer das Scandal verursacht, und wer Theil daran genommen habe? Auf die Aussage einiger Aufwärterinnen, und andrer Leute, welche einige von den Studenten gekannt haben wollten, wurde eine ganze Menge geschleppt, und aufs Carcer gesezt. Einige von diesen mogten wohl schuldig gewesen seyn, aber einige hatten ganz und gar keinen Antheil an dem ganzen Handel, und dennoch hielt man sie auf dem Carcer. Einer davon namens A....d aus Pommern bewies seine Unschuld aufs deutlichste, er kam zwar los, mußte aber doch obendrein — die Unkosten bezahlen. Er war ein Mensch von ganz unbescholtenen Sitten, und von allgemein anerkanntem Fleiße. Wenn der Student sich ein Verfahren dieser Art muß gefallen laßen, so sehe ich gar nicht ein, was der Ausdruck: akademische Privilegien, noch bedeuten soll; und wenn die Gerichten solche Proceduren einschlagen können, so müssen sie wahrlich ihre Gerichtsordnung aus dem Codex der spanischen Inquisition hergenommen haben. Ein völlig Unschuldiger, den ein lichtscheuer Bube angeklagt hat, erlangt auch da weiter nichts, als seine Freyheit: an Schadenersatz ist gar nicht zu denken.

Doch genug hievon: ich überlasse das Urtheil darüber meinen Lesern.

Die Untersuchung währte sehr lange, so nach Art akademischer Untersuchungen: endlich erschien das Urtheil, welches freylich von Berlin kam, aber natürlich nach den Berichten der Universität verfaßt war. Nach diesem Urtheil wurden ohngefähr sieben Studenten als Stöhrer der öffentlichen Ruhe relegirt! Unter diesen Studenten befand sich ein gewißer Z . . . . n, welcher zwar aus andern Gründen von der Universität hätte entfernt werden sollen, der aber an dem Spektakel auf der Mail nicht den allergeringsten Antheil genommen hatte. Es warfen sich einige auf, welche tüchtige und unverdächtige Zeugen für Z . . . . n's Unschuld aufstellen, und dadurch allen Verdacht einer Theilnahme an dem Mailkrieg von ihm entfernen wollten, aber die wurden nicht angehört, so wenig, als die, welche zur Zeit des Terrorismus in Frankreich die Unschuld vertheidigen, und Zeugniße dafür aufstellen wollten!!

Ich weiß, daß ich hier manches hinschreibe, worüber dieser oder jener ein böses Gesicht machen wird, aber das böse Gesicht dieses oder jenes Herrn soll mich gar nicht hindern, die Wahrheit laut und nach meiner ganzen Ueberzeugung zu sagen. Anomalien taugen überhaupt nicht viel, man hat sie nicht einmal gerne in der Grammatik; aber gerichtliche Ano-

malien sind unter allen nur denkbaren Anomalien die bösartigsten: denn sie beleidigen nicht nur am tiefsten, sondern geben auch das schädlichste Beyspiel.

Der Ueberfall auf der Mail war übrigens eine höchst ärgerliche Sache gewesen, eine grobe Stöhrung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, und eben daher fand der König für nothwendig, ein Edict zu geben, wie es in Zukunft bey Auftritten dieser Art gehalten werden sollte.

Die Substanz des Edicts lief dahin aus, daß bey groben Excessen, wohin natürlicher Weise der öffentliche Tumult auch gehört, auch derbere Strafen, als bisher gebräuchlich waren, eingeführt werden sollten. Der höchste Grad dieser derbern Strafen sollte in einem, freylich im Edict nicht genau genug beschriebenen Durchprügeln des schuldigen Studenten bestehen u. s. w.

Ich kann wirklich nicht sagen, ob der König selbst die Idee zu diesem Edict gegeben habe: sollte es aber ja seyn, so ist es geschehen, weil man ihm das Leben der Studenten und ihr Betragen mit gar zu grassen Farben geschildert hat, und da konnte er dann beschlossen haben, militärische Strafen auf seinen Universitäten einzuführen. Meine Sache ists überhaupt nicht, über Landesherrliche Verordnungen zu kritisiren, und Bemerkungen zu machen, aber das kann ich doch historisch sagen, daß eine

Verordnung dieser Art alle Privilegien aufhebt, welche ehemals den Universitäten von den Päbsten, Kaisern und andern Fürsten verliehen worden sind, und daß eben eine solche Verordnung mit dem Begriff eines freyen deutschen Mannes — wie doch jeder Student ist — nicht bestehen kann. Ein hiesiger junger Gelehrter schrieb damals eine kleine Schrift „akademische Nuditäten" welche ich im Manuscript gelesen habe. Ich bedaure, daß sie nicht ist gedruckt worden, sie würde bey manchem Nasenrümpfen, bey manchem recht Gallvollen Aerger, aber bey den Meisten ein gefälliges Achselzucken und Lächeln rege gemacht haben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Bekanntmachung eines Edicts von solchem Inhalt bey den Studenten gewaltige Sensation erregte: sie dachten schon auf einem Strohbosen zu liegen, und einige zwanzig Hiebe vom akademischen Profos auf den Hintern zu erhalten. Es wurden Fragen bey den Zusammenkünften der Studenten aufgeworfen, und so nach studentischer Art aufgelößt, z. B. wer dann eigentlich die Hiebe austheilen, und den Profos oder den Steckenknecht machen sollte? Wo man diese Knuterey vornehmen würde? u. s. w. Es war leicht zu entscheiden, daß weder der Prorektor noch sonst ein Professor sich zu einer solchen Execution verstehen würde: aber jemand mußte es doch seyn,

und wer war dieser Jemand? Sollte es ein Pedell verrichten, oder — das waren Fragen, die niemand zu lösen vermogte.

In allen Gesellschaften, wohin ich kam, suchte ich den Studenten begreiflich zu machen, daß eine Strafe dieser Art nie Statt haben könnte, gesetzt auch sie sey durch ein Königliches Edict festgesetzt: Friedrich Wilhelm der Dritte pflege sich nicht an seine Worte so genau zu halten und zu binden, sondern ändere seine Resolution, sobald er einsähe, daß er etwas unthuliches oder schädliches beschlossen habe. Es war mir gar nicht schwer, diese Behauptung recht anschaulich zu beweisen. Gegen den Winter 1797 hatte der Schauspieldirektor Döblin die specielle Erlaubniß vom Könige erhalten, in Halle den Winter über zu spielen: er miethete daher hier ein altes Brauhaus, und ließ durch den Zimmermeister Haak ein Theater erbauen. Anfänglich blieb alles ruhig, das Theater ward fertig, und unsre Hallenser, besonders die Studenten, sahen dem lieblichen Winterzeitvertreib mit heisser Sehnsucht entgegen: aber die Universität machte einen Bericht an den König, stellte dem Monarchen die Gefahr vor, welche der so gut gesitteten Universität aus einem Schauspiel entspringen könnte, und der Monarch verbot dem Döblin, Komödien in Halle zu spielen; weil aber doch dieser ohnehin

nicht reiche Mann viel Unkosten mit seinen Anstalten, und mit dem Transport seiner Bande, oder wies die Herren lieber hören, seiner Truppe gehabt hatte, so reichte ihm der König tausend Thaler zur Entschädigung. Niemand kam bey dieser Gelegenheit schlimmer weg, als der Zimmermeister Haak: denn dieser ist bis jezt noch nicht bezahlt, ob er gleich den Döblin aller Orten gerichtlich verfolgt, und stets seinen Prozeß gewonnen hat.

Manche Leute fanden es nicht nach ihrem Schnabel, daß der König eine einmal gegebne Erlaubniß zurück nahm; ein Fürst müsse, meynten sie, sein Wort in allen Stücken halten. Andre Leute, die klüger waren, räumten zwar sehr gerne ein, daß ein Fürst sein Wort halten müsse, aber nur in soferne es niemand anders schädlich werden könne: denn in diesem Fall müsse auch der Fürst sein Versprechen kassiren; der Fürst, auch der allerweiseste, sey und bleibe immer ein Mensch, und könne als solcher, Dinge zusagen, die dem Wohl des Staates, und folglich der Pflicht des Fürsten selbst zuwider wären, und Zusagen dieser Art könne der Fürst zurücknehmen, und müsse es thun, sobald er eines Bessern belehrt würde. So waren die Urtheile beschaffen, welche man über diesen Vorfall fällte, zu welchen ich nichts von meinen eignen Gedanken setzen mag.

In wiefern aber die Hallischen Professoren ein Recht hatten, gegen ein Theater in Halle selbst zu remonstriren und dasselbe, als der Akademie höchst nachtheilig zu verschreien, ist eine andre Frage? In Halle muß es nicht wenig auffallen, daß Professoren sich über ein Theater formalisiren, das in der Stadt errichtet werden soll, und das immer unter der Hallischen Polizey stehen würde, da doch eben diese Professoren noch nicht das Geringste gethan haben, um dem Unwesen und dem Schaden zu steuren, welchen die Akademie jährlich in der sogenannten Badezeit durch die Lauchstädter Komödie leidet. Sobald das Lauchstädter Theater eröffnet wird, scheint die ganze Hallische Studenten- und Bürgerschaft wie von einem elektrischen Schlag getroffen zu seyn; alles strampelt und jubelt, und aus den Fenstern ruft man sich einander zu: Wissen Sie nicht, was heute gegeben wird? Können Sie mir nicht sagen, wenn Maria Stuart, wenn Abällino, wenn Don Juan u. s. w. gegeben wird? Ja, ruft der Student, Gott strafe mich, heute muß ich nach Lauchstädt: Die Räuber werden gegeben, und das ist kein Hund. Ich muß hinüber, und sollt es Karbatschenstiele regnen. — Der Vorsatz des Bürgers, und des Studenten wird auch auf alle Fälle ausgeführt, Lauchstädt wird besucht,

und sollten die Stiefel versetzt, oder verkauft werden, um Geld zu dieser Expedition zu bekommen.

Das Rennen nach Lauchstädt ist nun mit einem zwiefachen unersetzlichen Schaden für unsre Studenten — denn die Bürger gehn mich hier nichts an, — allemal verbunden.

Einmal fällt die Bade- oder vielmehr die Komödienzeit zu Lauchstädt mitten im Sommer, also grade dann, wenn die Collegien längst angefangen, aber noch lange nicht beendiget sind. Für diejenigen Studenten, welche Lauchstädt frequentiren, geht also der ganze Sommer für das Studieren verlohren. Wir haben nicht zehen, sondern hundert Studenten selbst aufrichtig gestanden, daß ihnen die Lauchstädter Komödie alle ihre Sommerhalbejahre verdorben habe. Wenn nun ein junger Mensch in der ohnehin so kurzen Zeit von zwey Jahren seinen ganzen akademischen Cursus endigen soll, und doch noch zwey Sommer durch die Lauchstädter Komödie verliert, wie viel Zeit bleibt ihm noch übrig? Es ist wahr, daß sich es manche mit ihrem Studieren sehr kommod machen, und höchstens noch dasjenige lernen, was zu ihren Brodstudien gehört, aber auch dies wenige kann nur von vorzüglichen Köpfen in so kurzer Zeit gelernt werden, und sind wohl alle Studenten vorzügliche Köpfe?

Fürs zweyte ist dem Burschenbeutel nichts schäd-

licher in Halle, als die Lauchstädter Badezeit. Ich kenne Studenten, welche höchstens 250 Thaler Wechsel haben können, und doch in einem Sommer 80 Thaler in Lauchstädt verbringen: sonach bleibt also dem Herrn noch ein Sümmchen von 170 Thalern übrig, womit er alle seine andern Bedürfnisse bestreiten soll. Das kann er nun nicht, er muß also borgen, und am Ende seine Gläubiger prellen. Noch heute, da ich dieses niederschreibe, fand ich einen mir bekannten Studenten hinter dem Rathhaus auf der Straße „Lieber Laukhard, sagte er, besuchen Sie mich noch diese Woche; nächsten Sonntag gehe ich ab."

Ich. Das thut mir leid; ich glaubte, Sie würden noch bis auf Michaelis hier bleiben.

Er. Der Alte will nicht mehr spucken (Geld schicken) Mein S... ß (Schulden) sind so groß, daß ich die Manichäer nicht bezahlen kann. Ich muß mich drücken mit der Malice (heimlich fortmachen.)

Ich. Sie haben doch einen schönen Wechsel gehabt.

Er. O ja, dreyhundert Thaler; aber man hat auch Ausgaben; das verfluchte Lauchstädt allein kostet mich über vierhundert Thaler, seitdem ich hier bin.

Während der Badezeit zu Lauchstädt wird der

Hallische Student auf alle Weise geprellt: die Pferdephilister, eine wahre Pestilenz der Akademien, schlagen mit ihren Roßen so sehr auf, daß ihnen manche Mähre in vierzehn Tagen so viel einträgt, als das elende Thier selbst werth ist; und in Lauchstädt selbst ist alles so abscheulich theuer, und dabey noch so schlecht, daß es wirklich Sünde ist, auch dem Allerreichsten, das geforderte Geld dafür zu geben. Man bedenke nur, daß ein Platz auf dem Parterre in dem über allen Glauben traurigen schlechten Komödienhause, wo man eher ein von Joseph Wieland *) dirigirtes Marionettenspiel, als eine Fürstliche Truppe Schauspieler erwarten sollte, doch zwölf Groschen bezahlen muß.

Dieß sind so die Hauptschäden, welche unsre Universität durch die Komödie zu Lauchstädt leidet, und doch hat bisher, so viel ich weiß, noch kein Prorektor in Halle dran gedacht, diesem Unwesen auf irgend eine Art zu steuern, und man giebt recht gerne zu, daß unsre Studenten drey, vier, fünf Wochen hinter einander in Lauchstädt bleiben, und da ihre Residenz aufschlagen.

---

*) Joseph Wieland, der Marionettenspieler, grassirte vor etwan 25 Jahren in ganz Deutschland herum, und erwarb sich ein Vermögen von 60000 Thalern. Er war wirklich besser dran, als mancher Schauspieldirektor, den die Manichäer aus einem Land ins andre jagen. Exempla sunt odiosa.

Ausser dem Zeit- und Geldverlust aber leiden die Studenten noch andern Schaden, der zwar weniger sichtbar, aber nicht minder beträchtlich ist. Die verderblichen Hazardspiele sind von Lauchstädt nach Halle gekommen, und manches obscure Breslan würde nicht so häufig besucht worden seyn, wenn die Herren nicht zu Lauchstädt das edle Pharao und das noch edelere Knöcheln gelernt hätten. Ich habe Studenten gekannt, welche sich in der Spielkunst so sehr vervollkommnet haben, daß sie die Studien an den Nagel henkten, und nun als Spieler in der Welt herumziehen. Doch genug von Lauchstädt: es wird, troz meines Predigens, doch bleiben wie es ist, und vielleicht nur noch schlimmer werden.

Wenn man aber so alles zusammen nimmt, sollte man denken, es sey mehr Eigensinn von Seiten derer gewesen, welche im Jahr 1797 wider die Errichtung eines Theaters in Halle protestirt haben, als wirklicher Patriotismus und Sorgsamkeit für die Universität. Ein Theater hätte hier wenig, oder gar nichts geschadet, und wenn auch zwanzig Mal wäre gespielt worden, und ein Student hätte allen zwanzig Vorstellungen beygewohnt, so hätte er doch nicht mehr, als 6 thlr. 8 gl. hingegeben, da ihn jezt eine einzige Lauchstädter Geniereise so viel kostet.

Sechstes Kapitel.

Kriegsgeschichten im Jahr 1798.

Nachdem der bisherige Häscherhauptmann Bär, der Erzantagonist aller Studenten, das Zeitliche gesegnet hatte, succedirte ihm Mosjeh Müller, und ersezte ihn in allen Stücken. Bär war, wie jeder weiß, der ihn kannte, ein grober impertinenter Kerl, Müller war um kein Haar artiger: Bär prellte, wo er konnte, und Müller versäumte keine Gelegenheit, etwas zu acquiriren, ohne sich grade zu bekümmern, ob der modus acquirendi ein legitimer oder illegitimer war. Endlich hatten beyde, Bär und Müller eine hohe Idee von ihrem Amt, und besonders Lezterer bildete sich auf seine erhabene Häscherdignität mehr ein, als der Stadtgerichtspräsident auf die Seinige.

Unsre Hallenser lieben überhaupt die Häscher nicht, und wo Bürger hinkommen, da darf sich keiner von der nobeln Häschergesellschaft blicken lassen; daher haben auch diese Mosjehs ihre eignen Kneipen, ja sogar ihre eignen Bordelle, wo sie hingehen, und sich lustig machen: denn auch sie haben Kehlen, und Fleisch und Blut. Müller aber,

der da glaubte, er könne auch in honettere Gesellschaften gehen, wagte es einige Mal, an Oerter zu kommen, wo Branntwein geschenkt wurde, und wo Soldaten sich aufhielten; diesen ließ er tapfer einschenken, und erhielt soviel, daß die Söhne des Mars ihn ihrer Brüderschaft würdigten, und ihm ihren Schutz wider jeden versprachen, der ihn angreifen würde. Müller ward nun dreister, und erschien im Kellerstübchen, welches ich im vorigen Bande beschrieben habe. Hier waren lauter gesezte Männer, welche zwar den Häscher nicht gern in ihrer Mitte sahen, jedoch keinen Spektakel machten, und ihn sein Glas Breyhan in Ruhe austrinken ließen. Als er aber doch sahe, daß niemand mit ihm sprach, und keiner von den Anwesenden auf sein Schwadronniren zu merken schien, stand er auf und ging weg, aber noch an selbigem Abend kam er an einen Ort, wo man nicht so tolerant war, als im Kellerstübchen. Dieß war in einer Branntweinschenke in der Märkerstraße, wo er einen rüstigen Mühlknappen antraf, der den Herrn Oberhäscher Müller, mir nichts dir nichts, zur Thüre hinausschmiß. Der Häscher schwur den Philistern den Tod, und suchte sich Freunde unter den Studenten. Zu diesem Ende fand er sich auf der Egge ein, wo Studenten sich oft versammelten, plauderte diesen ein Langes und ein Breites von den vertrakten groben Philistern vor, und schwadronnirte

nirte

nirte so trefflich, daß die Musensöhne überlaut lachten, und den Oberhäscher sitzen ließen. Jezt dachte Mosjeh Müller schon der Freund der Studenten zu seyn, frequentirte noch einige andere Oerter, wo Studenten hingehen, und hatte endlich gar die Freyheit, einem Studenten Schmollis anzubieten. „Was, sagte der Student, Er will Schmollis mit mir machen? Er verfluchter Häscherbüttel, Ihn soll ja das heilige Kreuz erwürgen.“ Mit diesen Worten warf der Student den lümmlichen Häscherkapitän zu Boden, und trischakte ihn dermaßen durch, daß ihm das Blut zu Maul und Nase heraus lief. Die andern Studenten erfuhren die Ursache des Skandals, und transportirten den unverschämten Bengel zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und warfen ihn dann in eine Mistpfütze.

Nun war Müller auch der Feind und zwar der ärgste schlimmste Feind der Studenten, und schwur auch ihnen den Tod.

Nicht lange nach dieser Begebenheit trug es sich zu, daß ein Student mit einer brennenden, oder auch nicht brennenden Tabakspfeiffe auf der Straße von einem Häscher angetroffen wurde. Der Häscher confiscirte ihm die Pfeiffe, aber der Student widersezte sich, und nachdem mehrere Häscher dazu kamen — die Sache ging grade vor der Häscherhauptwache vor — so wurde der Student arre-

tirt. Seine Landsleute gingen hin zum Prorektor, und behaupteten, er sey zur Ungebühr eingezogen worden, indem seine Pfeiffe nicht gebrannt habe. Indeßen sollte das Zeugniß der Häscher doch mehr gelten, als das der Studenten, und darüber kams dann zum förmlichen Krieg.

Die Studenten zogen nämlich vor die Hauptwache der Häscher, schrieen ihnen ein pereat! und provocirten sie förmlich: diese Herren, welche sich zu Kriegszeiten, und überhaupt, wenn sie auf ernsthafte Ebentheuer ausziehen, auf die lächerlichste und abgeschmackteste Weise beharnischen, daß man glauben sollte, es wären Sancho Pansas Unterschildknappen, fuhren wie die Furien aus ihrem Wachthause, aber die Studenten zerschlugen ihnen ihre Bleystifte — so nennt man in Halle die langen Häscherstangen — trieben die Stangenritter zurück in ihr Castell, und provocirten sie von neuem. Die Häscher ermangelten nicht, abermals sich ins Feld zu wagen, nachdem sie aber nochmals zurückgeschlagen worden waren, blieben sie ruhig, verrammelten sich in ihrer Festung, und antworteten auf das unaufhörliche Brüllen und Pereiren der Studenten nicht weiter mehr. Den folgenden Tag wurde der Krieg fortgesezt, und als die Häscher wieder einen Ausfall wagten, wurde ein Student mit einem Bleystift übel zugerichtet. Die Stu-

denten würden den Krieg noch lange fortgesezt haben, wenn man ihnen nicht, ich weiß nicht recht, durch welchen Canal, zu verstehen gegeben hätte, daß sie Satisfaction haben sollten.

Müller der Häscher wurde wirklich entfernt, weil ihm wenigstens von den Studenten die Hauptschuld am ganzen Skandal zugeschrieben wurde. Müller vermuthete nichts weniger, als dieß: denn er glaubte, man dürfe ihm nicht allein nichts zu Leide thun, sondern müße ihn noch dazu belohnen, weil er so ritterlich wider Studenten, Philister und Snoten gestritten hatte. „Ja, sagte er in der Kneipe, wo sonst die Antiquariusbutike des seligen Spechts war, ich müßte den Geheimenrath Klein nicht zum Freunde haben, wenn ich mich fürchten wollte. Ja Ihr könnt mir glauben, Leute, ich und Klein verlassen einander nicht; er hat mirs in die Hand zugesagt, daß ich nichts zu fürchten haben sollte, und wenn sich die halbe Stadt auf den Kopf stellt, und Klein ist ein Mann von Wort, vorzüglich gegen mich. Je nun, eine Hand wäscht die andre."

Ich kann nicht sagen, wie weit die Freundschaft des Herrn Klein gegen den Oberhäscher sich erstreckt hat; vielleicht war die ganze hochgerühmte Gunst eine leere Erdichtung, wie viele Rodomontaden des eiteln Menschenkindes: aber das weiß ich, daß

Müller fortmußte, und daß sich ganz Halle freute, als dieser gestrenge Häscherkapitän seinen Abschied nahm.

Einige Zeit über war es ruhig in Halle, und schon glaubten die Studenten, es sey alles vergessen. Ich demonstrirte meinen Freunden, daß dieser Ruhe nicht zu trauen sey, anguem latere in herba, stille Wässer gründeten tief, und den Herren von der Universität sey vollends nicht zu trauen, wenn sie stille schwiegen, und freundlich lächelten; das Hauptstudium der Gelehrten sey Klugheit, und Klugheit erfordere, daß man seinen Feind, ehe er sichs versieht, überfalle, und ihm die Kehle zuschnüre, ehe er um Succurs rufen kann. Meine Freunde hielten mich für einen falschen Propheten, aber ich hatte doch wahr prophezeyhet.

Ich blieb eine Nacht über bey meinem Freund und Gevatter Leffler, welcher Hofmeister bey einem gewissen studierenden Adelichen von Spiegel war: Hr. Leffler war krank, und ich wachte bey ihm. Ich saß am Tisch, und las in Mosheims Servetus, als auf einmal — es mögte etwan zwey Uhr nach Mitternacht seyn — das ganze Haus in Alarm gerieth. Die Häscher waren nämlich unter dem Commando des Universitätspedellen eingedrungen, und holten einige Studenten aus den Betten aufs Carcer, unter welchen auch Hr.

von Spiegel war. Kaum erlaubten die gestrengen Herren, daß die Leute sich anziehen durften, und schrieen unaufhörlich: „machen Sie, machen Sie, wir müssen fort!“ gleich als wenn sie sich gefürchtet hätten, der Feind mögte ihnen auf den Hals rücken, und ihnen die gemachte Beute entreissen.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich eine Bemerkung anbringen, die sich zwar jedem Nachdenkenden von selbst aufdringt, und dies ist, daß nichts die Schwäche der akademischen Regierung mehr beweist, als die Proceduren, welche eben diese Regierung unternimmt, um sich derer zu versichern, welche sie strafen will. Warum wurden die jungen Leute aus ihren Betten geholt? Sie würden sich entfernt haben, wird man antworten, wenn sie ordentlich wären gefordert worden. Gut; gesetzt sie hätten sich entfernt: so konnte man gegen sie doch verfahren, wie andre Gerichte auch in solchen Fällen thun. Die Leutchen hatten ja doch keine Capitalverbrechen begangen. Aber die Herren fürchteten nicht sowohl die Entfernung der Angeklagten, als vielmehr die Nothwendigkeit, die angeschuldigten Verbrechen zu beweisen: und bey einer akademischen Inquisition kann so ein Beweis sehr leicht ausgeführt werden, der oft ganz unmöglich wäre, wenn man mit seinen Proben öffentlich herausrücken müßte. Der Student wird aufs Carcer gesetzt,

und nun ist nichts leichter, als ihn schuldig zu finden, wenn man sonst will: man kann ja instruiren und das Urtheil nach Wohlgefallen fällen. Aber wenn die Klagepunkte bey unbefangnen sollten untersucht und gewürdiget werden, mögte wohl manches in Senatu academica gefällte Urtheil gar gewaltig reformirt werden müssen. Die Ursache alles Unheils auf Universitäten ist ein radikal Unheil, nämlich die Geringschätzung der Gesetze. Und woher kommt diese schädliche Verachtung? Antwort, aus dem Wesen der Gesetzgebung selbst. Alle Augenblick werden Gesetze und Verordnungen gedruckt und angeschlagen, aber dabey bleibt es dann meistens auch, und für die Ausführung des Gebotenen, oder die Verhinderung des Verbotenen sorgt weiter kein Mensch mehr. Es ist mir wahrlich leid, daß ich es sagen muß, aber es ist Wahrheit, und die muß heraus, sollten auch noch so viele Herren ihre Nasen darüber rümpfen. Dadurch, daß die Herren auf der Universität — ich rede nicht von Halle allein, sondern von allen deutschen Universitäten, in soferne diese mir sind bekannt geworden — nicht auf die Erfüllung aller ihrer Verordnungen halten; machen sie selbst, daß niemand viel darnach fragt, und so bleibt es immer beym Alten. Ein ganz neues Beyspiel mag hier zur Erläuterung dienen. Vor etwan 8 Wochen wurde am schwar-

zen Bret zu Halle angeschlagen, daß kein Student mehr auf den Dörfern kommerschiren sollte, und namentlich wurden die Gelage in Reideburg verboten, und in dem Anschlag hieß es, die Sächsischen Gerichte seyen deßhalben requirirt, und würden gewiß recht ernsthafte Maaßregeln ergreifen, wenn je jemand eine Lärmsauferey veranstalten wollte. Was geschah? Den folgenden Tag, nachdem das Quasigesetz angeschlagen worden war, zogen viele Studenten nach Reideburg, und erkundigten sich bey Zacharias Schmid, dem Schenkwirth, ob er wohl einen honetten Kommersch verstatten wollte? „Warum dann nicht, antwortete Schmid? Wer will mir das verbieten? Kommerschirt Ihr nur derb, macht einen Pabst, und thut was Ihr wollt: ich will den sehen, der Euch etwas in den Weg legen soll.“ So Herr Zacharias Schmid. Die Studenten, neugierig zu erfahren, welche Wirkung die Requisition des Prorektors durch die Sächsischen Gerichten thun würde, fingen ihren Landesvater an und sangen munter herum. Indem sie so lärmten, kam endlich der Richter, und gebot Ruhe, ließ sich aber bald besänftigen, da ihm vorgestellt wurde, daß man bloß da sey, um ein Liedchen zu singen, und dabey zu trinken, keineswegs aber, um sich zu schlagen oder sonst Unordnungen anzufangen. In Halle ward es gleichsam wie durch

ein Lauffeuer bekannt, daß in Reideburg war kommerschirt worden, aber davon wurde weiter keine Notiz genommen. Ich will hier gar nicht untersuchen, ob ein Vergnügen, wie Kommersche zu unsrer Zeit sind, tolerirt werden können oder nicht, aber wenn man sie toleriren will, oder gar toleriren muß, so sollte man sie auch nicht verbieten. Ich werde weiterhin Gelegenheit haben, über diesen Gegenstand noch mehr zu sagen, übrigens bekenne ich, daß mir, so oft ich von einem akademischen Gesetz hörte, allemal der so sehr wahre Ausspruch des Dichters beygefallen ist:

Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt? *)

Doch ich will nur weiter erzählen. Die Untersuchung ging, wie die meisten Untersuchungen auf Akademieen, sehr langsam vor sich, und da eben der nun verstorbene Professor Krause Prorektor werden sollte, so ließ dieser sich schon vorher, ehe er, wie man sagt, die Fasces academicos capessirte, in dieser Sache initiiren, und war dabey so emsig, daß er den ganzen Tag auf der Wage **) blieb,

---

*) Was nützen die leeren Gesetze, wenn niemand zu gehorchen gewohnt ist.

**) Ein dem Stadtmagistrat gehöriges Gebäude, welches die Universität gemiethet hat, um da ihre Gerichte, Disputationen u. d. gl. zu halten.

und sich sogar Essen und Coffee dahin bringen ließ, gleichsam als wäre ein solcher Prozeß mit der Wohlfahrt des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation aufs innigste verbunden. Das Ende vom Liede war, daß mehrere fortgeschickt wurden, und daß die Aeltern der Inculpaten nach längst hergebrachter Sitte, große Summen Unkosten und Strafgelder bezahlen mußten. Die Studenten kamen dießmal, wie allemal, am schlimmsten weg, und Herr Klappenbach, der Stockmeister, wünscht sich alle Jahre einen Studentenkrieg, weil er davon nicht geringen Nutzen hat.

Siebentes Kapitel.

Litterarische Arbeiten.

Im Winter 1797 schrieb ich meinen Carl Magnus, eine Lebensgeschichte eines winzigen Despoten in den Rheingegenden, dessen Begebenheiten mir längst genau bekannt waren. Ich habe von diesem Carl Magnus, Rheingrafen zu Grehweiler, schon einiges in meiner Lebensbeschreibung *) angeführt, aber das Buch, welches ich nun herausgab, war eine vollständige Biographie dieses unwürdigen Reichsstandes. Mein Zweck war nicht sowohl

*) Band 1, Seite 37 ff.

das Andenken eines Grafen an den Pranger zu stellen, welcher noch sehr vornehme Verwandte innerhalb und außerhalb Deutschlands hat, als vielmehr einen Zuchtspiegel für diejenigen zu stellen, welche gern mit aller Ehrbarkeit als Regenten durch die Welt kommen wollen. Daß ich meinen Zweck nicht ganz verfehlt habe, beweist folgender Vorfall: Im Frühling 1798 ließ mich der Fürst von Reuß zu sich auf den Löwen kommen, war sehr artig gegen mich, und gestand mir, daß er gerne den Verfasser des Carl Magnus habe wollen kennen lernen; Carl Magnus sey zwar sein Vetter gewesen, aber darauf nehme er gar keine Rücksicht, und billige mein Unternehmen, einen winzigen Tyrannen zum abschreckenden Beyspiel aufzustellen. „Ich wünschte, fuhr er fort, daß manche Herren — hier nannte er verschiedene — Ihren Carl Magnus lesen mögten. Denn viele stehn schon auf der Schaukel, und werden bald umkippen, andre eilen ihrem Verderben schnurstraks entgegen. Ihr Buch könnte sie belehren, was aus Donkischotspossen herauskommt." So urtheilte ein helldenkender, aufgeklärter Fürst; ganz anders aber sprach der Göttinger Recensent, welcher, wie man versichert hat, Hr. von Berg seyn soll. Dieser Recensent fiel besonders über das Urtheil her, welches ich über das Reichskammergericht zu Wetzlar gefällt

hatte; ohne das Urtheil selbst zu widerlegen, beschuldigt er mich geradezu der Partheylichkeit und der Verdrehung des Gegenstandes, und versichert, daß es bey keinem Gericht in ganz Europa ordentlicher und redlicher zugehe, oder auch nur zugehen könne, als bey dem Reichsgericht zu Wetzlar!! Credat Iudaeus Apella, wird hier mancher sagen, der die Lage der Dinge besser kennt, und wenn es wahr ist, daß Herr von Berg jene Recension gemacht hat, so bin ich vollkommen überzeugt, daß er anders dachte, als seine Feder schrieb.

Indessen machte doch meine Schrift auch in Wetzlar selbst Aufsehen: der Prorektor Krause sagte zu einem seiner Hausstudenten, den ich noch, im Fall es verlangt werden sollte, namhaft machen kann, ich sey verklagt worden von der Kammer zu Wetzlar, und nach seiner Meynung müßte es mir hart an den Kragen gehen; es sey aber auch schon recht: denn einem Menschen, der sich nicht scheute, das hohe Reichsgericht selbst anzugreifen, müste man das Maul stopfen, und zwar derb. Ich will hier gar nicht fragen, in wie weit es sich schickt, daß ein Prorektor mit einem Studenten über solche Sachen spreche, sondern nur anmerken, daß ich das Reichskammergericht ganz und gar nicht angegriffen habe, wenigstens das nicht, welches im Jahr 1797 zu Wetzlar war: denn sollte ja etwas

Nachtheiliges für das Kammergericht aus meinem Buche zu ziehen seyn, so beträfe es doch bloß die Herren, welche ohngefähr 1766 oder 1768 das Personale der Kammer ausmachten, und es wird doch wohl niemand behaupten wollen, daß es zu keiner Zeit Anomalien in Wetzlar gesetzt habe. Haec in parenthesi.

Der Student, mit welchem der Prorektor Krause über mein Verbrechen gegen das hohe Reichsgericht gesprochen hatte, kam zu mir, und erzählte mir alles, in der Absicht, mich zu warnen, und etwa mich durch die Flucht zu retten. Hr. Krause muß demnach meine Sache, als sehr gefährlich vorgestellt haben. Ich ging nun selbst hin zum Prorektor, und erkundigte mich, allein dieser gab mir zur Antwort, es wäre zwar an dem, daß ich verklagt sey, allein noch sey Er nicht befugt worden, eine Untersuchung über die von mir gegen ein höchstes Reichsgericht — er sprach diese Worte mit einer ihm ganz allein eignen Emphase aus — hingeworfene Calumnien zu inquiriren, sollte aber dieser Fall eintreten, so würde er thun, was seine Pflicht forderte. Ich merkte, daß Hr. Krause in diesem Stück seiner Pflicht nur gar zu gerne ein Genüge geleistet hätte, allein diese Freude ward ihm nicht: denn da die Klage überhaupt so eingerichtet war, wie mir sichere Leute erzählt haben, daß sie nicht konnte von

Preußischen Obergerichten angenommen werden, so wurde sie überhaupt bey Seite gelegt, und kam nicht zur Untersuchung. Da übrigens meinem Carl Magnus von niemand öffentlich widersprochen wird, welches doch sehr leicht geschehen könnte, wenn er Lügen enthielte, indem noch viele hohe und niedere Augenzeugen aller in dem Werkchen erzählten Begebenheiten noch jezt am Leben sind, so verdient er allerdings historischen Glauben, und kann dem künftigen Historienschreiber dienen, den Geist der Duodezmonarchien in Deutschland mehr kennen zu lernen.

Den Sommer 1798 über schrieb ich den ersten Theil meiner Annalen der Universität zu Schilda, auf welchen zu Ostern 1799 der zweyte und dritte Band folgte. Ich hatte seit dem Jahr 1775 das Universitätswesen angesehen *) und war daher sehr wohl im Stande, das Karrikaturmäßige der gelehrten Innungen in Deutschland darzustellen. Ich wagte es, und so entstanden die Annalen von Schilda. Ich habe aber dabey keine Universität insbesondere, keinen individuellen Professor u. s. w. vor Augen gehabt, sondern unter erdichteten Namen diejenigen Boksprünge beschrieben, welche ich

*) — — quaeque ipse miserrima vidi,
Et quorum pars magna fui.
Virg. Aen. L. II.

kennen gelernt, und zum Theil — warum sollte ichs nicht gestehen? — selbst mitgemacht hatte. Dieß mögen diejenigen sich merken, die so ungebührliche und abgeschmackte Auslegungen über mein im Grunde ganz unschuldiges Werk gemacht haben. Mein Freund, Herr Leffler, schrieb mir aus Franken, daß man in Jena, Erlangen und Altorf mein Schilda und die von mir vorgestellte Personen alle gefunden, und mit Fingern auf sie gewiesen habe. Der Professor Fünfkäs sey in Jena Herr X, in Erlangen Herr Y und in Altorf Herr Z. Das Ding kam mir wunderlich vor, da Fünfkäs auch in Halle gesucht und gefunden wurde. Ich erschrack über diese Auslegungen, welche meinen Worten einen Sinn gaben, den ich weder gedacht hatte noch denken konnte, da ich wirklich die Männer verehre, welche ich in den Annalen an den Pranger gestellt haben soll.

Ich hatte gewiß bey der Verfassung der Schildaischen Annalen eine ganz andre Absicht, als meine meisten Leser vermutheten: ich wollte die Radicalfehler aller deutschen Universitäten schildern, und einige Mittel angeben, wie denselben abzuhelfen sey. Ich dachte, vielleicht liest jemand dein Buch, dem es dran liegt, daß diese Fehler gebessert werden, und der auch Kraft genug hat, so ein Werk ganz oder zum Theil auszuführen, da kann

das Buch nützlich werden. Damit es aber auch nicht sollte liegen bleiben, und sich auch von solchen lesen lassen, welche sich um die Verbesserung des Universitätswesen nicht bekümmern, kleidete ich das ganze Ding in Schnurren ein, welche um so verzeihlicher sind, da es auf allen deutschen Universitäten so sehr schnurrig zugeht, wie die tägliche leidige Erfahrung hinlänglich beweist.

Eines Tages kam ich zu Herrn Bispink. „Wissen, Sie daß ein hiesiger Student gegen Sie ein Buch schreiben wird, welches Laukhard der Obermeister der gelehrten Innung zu Schilda heißen soll?“ Ich betheuerte Hn. Bispink, daß ich nichts von so einer Schrift wisse. „Ja, ja, fuhr er fort, es ist ganz gewiß; der junge Mann hat sich nach allen Ihren Histörchen erkundigt, und wird ein nettes Bild von einem Schildaischen Obermeister darstellen.“ Ich erkundigte mich unter den Studenten — denn Herr Bispink wollte mir den Verfasser der imaginairen Broschüre nicht sagen — wer doch so etwas zu schreiben im Sinn hätte; aber keiner wußte mir darüber Auskunft zu geben. Indessen suchte ich im Epilog zum dritten Band der Annalen mich gegen die etwaigen Vorwürfe meines Antagonisten zu verwahren, allein das war sehr überflüßig: denn es erschien auch kein Buchstabe weder gegen meine Annalen,

noch gegen meine Person. Die ganze Historie war eine Erfindung eines leeren müßigen Kopfes, oder einer Fraubase; vielleicht waren die guten Leutchen scharfsinnig genug, sich in Schilda anzutreffen, und da wollten sie mir wenigstens Angst machen, da sie mir weiter nicht schaden konnten. Es geht so in der Welt, und man würde sehr übel thun, wollte man den Leuten den Spaß versalzen, wie ich leicht könnte, wenn es mir jezt einfiele, Skandale zu erzählen; aber das will ich nicht, obgleich damals die Herren sich bemühet haben, meine Suiten, sogar meinen Zank mit einem Schacherjuden auf dem Rathskeller zu erforschen, und zu verbreiten. Unter den Recensenten der Annalen, hat Herr Vorhök meinen Sinn am besten getroffen: wie aber die Annalen von Schilda in den theologischen Annalen konnten recensirt werden, ist nicht leicht zu begreifen, es müßte dann seyn, daß das Schildaische Wesen mit dem Theologischen einige Aehnlichkeit hätte. Daß aber ein so orthodox lutherischer Mann, wie Herr Scheibel zu Breslau ist, meine Annalen nicht billigte, ist gar kein Wunder: aber Herr Scheibel hatte doch gar nicht Ursache, in seinen Glossen, wo er immer etwas Klügeres hätte vorbringen können, auf die armen Produkte und ihren Verfasser so fürchterlich loszuziehen, und mich, wie mir selbst einige von seinen Schülern

lern gesagt haben, einen Kerl, einen Scribax, einen Blasphemanten und Profananten über den andern zu heißen. Es thut mir leid, daß ich dieß von einem Manne sagen muß, dessen Verdienste ich hochschätze, und von dem ich selbst manches Gute gelernt habe. Doch es mag seyn; vielleicht thut es Herr Scheibel in Zukunft nicht mehr, und sieht vielleicht ein, daß Schulsäle keine Klatschbuden sind, wo man andre Leute herumholt, und ihnen das bischen Ehre abschneidet, das sie vielleicht noch haben mögen.

Achtes Kapitel.

Magister Dornensteeg. Stemmert. Schulz.

Im Frühling 1798 besuchte mich ein Fremder, welcher sich Dornensteeg nannte. Dieser Mann fiel mir auf, es war mir, als hätte ich ihn schon einmal irgendwo gesehen, aber da er sich Dornensteeg nannte, ich mich aber nicht besinnen konnte, diesen Namen irgendwo gehört zu haben, so stellte ich auch weiter keine Untersuchungen an, zumal da Herr Dornensteeg nicht im Geringsten that, als habe er mich schon ehemals gekannt. Einige Tage hernach besuchte er mich wieder, und entdeckte sich,

und siehe da, es war Herr Eichhorn von Pyrmont, mit welchem ich ehedem in Gießen und in Göttingen studiert, und an diesen Orten manches Ebentheuer bestanden hatte. Eine größere Freude hätte ich damals nicht haben können: denn es ist so sehr angenehm, alte Bekannte wieder zu treffen, und diese Bekannte sind uns um so theurer und angenehmer, wenn wir mit ihnen an Oertern waren, die uns unvergeßlich sind, wie mir Gießen und Göttingen ewig bleiben werden. In der ersten Stadt hatte ich den Anfang meines akademischen Lebens gemacht, und hatte mich gleich so in den damaligen Burschenton eingeschustert, daß man noch in Gießen meiner gedenkt, und wohl noch lange gedenken wird. Nun hatte ich wieder einen Mann, mit dem ich mich über die alten Geschichten unterhalten konnte, und so oft wir zusammen kamen — wir kamen aber, da Hr. Dornensteeg auch beym Schneider Baum wohnte, täglich zusammen — ließen wir die Gießer und Göttinger die Revüe passiren, und erzählten uns die alten Stückchen, welche wir erlebt hatten. Die Eulerkappereyen, die Wamischiaden, die Auftritte mit dem groben Müller im Einhorn, die Kreuzzüge und die übrigen Gießer Possen: dann kamen wir auf Göttingen, musterten die Kellermenscher und den Schnappskonradi u. s. w. Dieß thun wir noch bis auf den heutigen

Tag; wir treffen uns noch sehr oft im Hirsch bey Hn. Kypke, auf dem Universitätskeller, in Karls Garten und auf der Mail, wo unser Gespräch meistens alte Suiten berührt. Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr Büchling, nimmt gerne Theil an unsern muntern Unterhaltungen, und da giebts immer was zu lachen, besonders wenn wir uns mit der Mamsell Eulerkapper und mit dem Gießer Oberhäscher Neeb aufziehen.

Herr Dornensteeg heißt Eichhorn, hat aber seinen Namen wegen gewissen Ursachen umgeschaffen; diese Ursachen hat er mir nie entdeckt, weil ich ihn nie drum fragte: aber wichtig genug müssen sie gewesen seyn, weil man doch nicht ohne Noth seinen Namen verändert. In Frankreich fand ich auch einmal für gut, mein Laukhard in Lamarets umzusetzen, und fuhr sehr wohl dabey, ich zweifle aber doch, daß Herr Dornensteeg so trifftige Gründe zur Veränderung seines Namens sollte gehabt haben, als ich.

Alle Hallenser, welche mit dem braven Magister — denn unter diesem Namen ist er hier bekannt — Umgang haben, bedauern nur, daß er schwer hört, und daß dadurch seine Gesellschaft etwas lästig wird; doch vergißt man auch bald diesen Mißstand bey der ihm ganz eignen und unveränderlichen jovialischen Laune.

Unter diejenigen, mit welchen ich genauer umging, seitdem ich verheyrathet war, gehört vorzüglich Herr Stemmert. Dieser Mann war ehedem Franziskanermönch gewesen, hatte aber, theils aus besserer Ueberzeugung, theils aber auch deswegen, weil ihm sein eignes Fleisch und Blut sagte, es sey besser, ein Hemd zu tragen, als einen wollenen Lappen auf dem Leibe, besser im Bette zu schlafen, als auf dem Strohsak zu lunzen, und des Nachts, wenn andre ruhen, im Chor zu plärren, besser endlich, mit einem hübschen Mädchen spazieren zu gehen, als auf dem Termin herumzulatschen, und Butter, Käse, Eier u. d. gl. zu betteln. Das alles überlegte Herr Stemmert und verließ sein Kloster, und that, me quidem judice, ganz recht daran, obgleich ihn alle gute katholische Christen deßhalb tadeln müssen. Mit seiner Apostasie vom Franziskanerorden verband er auch die Apostasie vom Römischen Glauben, und handelte hierin wahrlich consequenter, als jene Exmönche, welche zwar das Kloster verlassen, und doch ächte katholische Christen bleiben wollen. In der römischen Religion ist alles System, und alles hängt da, wie in einer Kette zusammen, wer ein Gelenk dieser Kette auflöset, trennt alles, und das ganze Gebäude fällt übern Haufen. Die Kirche aber belegt den, der seinen Orden verläßt, mit dem Anathema; wie kann abe

ein solcher von der Kirche, also auch von Gott Verfluchter, noch ein guter katholischer Christ seyn? Und doch bilden sich manche Exmönche, sogar solche, die doch nicht scheinen vernagelt zu seyn, in ihrem Gehirne ein, sie könnten den guten Catholiken und den anathematisirten Kuttendeserteur in einer Person vereinigen. Aber die Herren, welche so denken, scheinen sich mit der Zeit wieder bekehren zu wollen: sie wollen nur eine Zeitlang das Vergnügen der Freyheit und des lustigen Lebens genießen, alsdann beichten, Buße thun, und im Schoos der alleinseligmachenden Kirche, in der gnadeertheilenden Kutte des heiligen Franz, oder des heiligen Dominicus sterben. So war zum Beyspiel seit 1792 ein gewisser Exmönch Succard hier in Halle, welcher im Lateinischen Stunden gab, ohne das Latein zu verstehen: denn Succard war nicht im Stande, eine Zeile in einem Schriftsteller zu erklären. Das Dutzen im Lateinischen, meynte er, sey Grobheit, ehedem in den groben Zeiten eines Cicero und Virgilius mögte das so hingegangen seyn; aber wir müßten die Sache besser verstehn, und statt des ungeschliffenen Ciceronianischen: si vales, bene est, sagen: si vestra dominatio se bene portat; wäre es ein Geistlicher, müsse man vestra Reverentia sagen, zu einem Fürsten spräche der jetzige Lateiner vestra Serenitas, und zu einem Köni-

ge vestra Majestas u. s. w. Dieser Mensch lebte zwar gar nicht monachalisch, er soff, hielt sich ein Mädchen von der verworfensten Classe, fluchte und riß Zoten, wie ein Oberhäscher; aber Fleisch hätte er um alles in der Welt am Fasttage nicht gegessen, und in seiner Stube sahe es aus, wie in einer Kapelle; alle Wände waren mit Heiligenbildern tapissirt, und das Weyhkesselchen hing neben der Stubenthür. Endlich drückte den guten Succard das schwere Gewissen; er schrieb an sein Kloster, bekannte seine Sünden, erhielt natürlicher Weise einen Gnadenruf von der heiligen Klike, und kehrte zurück. Ohne allen Zweifel paradirt Meister Succard dereinst im Himmel wie ein glänzender Stern.

So wie aber Succard dachte und handelte, so handeln mehrere, welche das Kloster verlassen. Im Sommer 1798 kam ein Westphälischer Mönch nach Halle, und suchte Beystand bey Hn. Bispink. Dieser Mann, welcher niemand seine Hülfe versagt, wenn er helfen kann, nahm sich des Menschen nach allen Kräften an, kleidete ihn, und schaffte ihm eine Wohnung; aber der Ehrenmann, er hieß Schulz *), führte sich auf, wie ein pecus campi, besoff sich alle Tage in Schnapps, — der

*) Mehr Nachricht von diesem Nichtswürdigen giebt das Staatenjournal, B. V.

Kerl konnte für sechs Groschen Fusel ausziehen, ohne trunken zu werden, und nun denke man, wie viel er saufen mußte, bis er hinstürzte! — und machte außerdem noch allerley Excesse, daß seine Hausleute, aus Furcht, er mögte ihnen das Haus anstecken, ihn nicht mehr leiden wollten. Er mußte deßhalb, selbst auf Hrn. Bispinks Betrieb, von Halle weg, und das Sonderbare bey der Sache war, daß ihm der damalige Prorektor die ihm gegebne Matrikel wieder abnahm. Der Prorektor war aber kein Jurist, sonst hätte ers schwerlich gethan. *) Dieser Schulz bey alle seinem Luderleben, war doch ein guter Katholik, betete täglich seinen Rosenkranz, und lief in alle Messen. Von Halle aus ging er nach Westphalen zurück, wurde aufgefischt, und in ein Kloster gesteckt; er wird aber jezt wieder los seyn, und gewiß auch noch ein Heiliger werden, wie Maria Magdalena eine Heilige ist.

Nun wieder zu Herrn Stemmert. Er verließ also sein Kloster, ging nach Jena, und fing an, die lutherische Theologie zu studieren. Das theo-

---

*) I. A. Spohn de privatione privilegiorum infami ac famosa. Goettingae in fallos 1775. Der Prorektor kann wohl eine Matrikel ertheilen, aber den, der sie hat, derselben nicht berauben, auch dann nicht, wenn dieser relegirt wird. Bey Schulz gings indessen: denn der dumme Teufel ließ mit sich machen, was man wollte.

logische Studium sezte er auch in Halle fort: allein aus guten Gründen verließ er es, und diese waren, wie er mir selbst gestand, folgende. Er hatte bey dem sehr bornirten Unterricht auf der Schule zu Fulda keine Gelegenheit gehabt, die morgenländischen Sprachen zu lernen, und war selbst im Griechischen eben kein Hexenmeister geworden. Nun hätte ihn zwar der Mangel an diesen Kenntnissen nicht hindern können, Theologie zu studieren, wenn er den gewöhnlichen Gang hätte mitmachen wollen: denn viele unsrer Herren werden ja auch Theologen, ohne Hebräisch lesen oder Time dekliniren zu können. Aber Herr Stemmert dachte anders, und war überzeugt, daß ohne eine gründliche Kenntniß der Bibelsprachen das ganze theologische Studium ein bodenloses Ding sey: er hatte nicht Lust, sich mit dem Kametz Chatubh abzugeben, und ließ daher auch die Theologie. Dann bewog ihn hierzu auch noch die eigentliche Beschaffenheit dieses Studiums. Er meynte, die ganze Theologie sey eine bloß menschliche Erfindung, welche bloß ihres erdichteten höhern Ursprungs wegen ehrwürdig aussähe, aber bey jeder nähern Untersuchung und Beleuchtung dahin stürzte. Dieß sey die Natur jeder Theologie, der heidnischen, jüdischen und christlichen, und in der christlichen sey die protestantische der katholischen so ähnlich wie ein Ey dem

andern, nämlich in Rücksicht auf Ursprung und Würde: der Katholik baue das Ansehen seiner Theologie auf das Ansehen seiner Kirche, die er fälschlich für die allgemeine Kirche ausgäbe, und der Protestant gründe sein System auf die sehr zweydeutige Autorität einiger Juden, welche den Stifter der Religion theils selbst gehört, theils von andern dessen Lehre erfahren hatten. Eine göttliche Inspiration oder unmittelbare göttliche Direction käme hier allerdings ins Spiel: denn die Vertheidiger der Religionen hätten wohl eingesehen, daß sie ihren Beweis, ohne den nähern Beystand Gottes zu Hülfe zu nehmen, nicht suchen könnten; im Grunde aber sey so eine Inspiration oder Direction entweder bey einzelnen Menschen, bey Aposteln, oder bey kirchlichen Versammlungen, bey sogenannten allgemeinen Concilien unerweislich, und eben daher sey das Fundament der ganzen Theologie gleichfalls unhaltbar, und schwankend. Diejenigen Theologen, welche das Kirchensystem modernisiren wollten, und es, so gut es sich thun ließe, mit dem jedesmaligen philosophischen System harmonisch zu machen sich bemüheten, seyen in diesem Fall nicht Theologen, und zerstörten dadurch, daß sie die Lehren des Glaubens der Vernunft, oder genauer zu reden, dem herrschenden philosophischen

System unterwürfen, die ganze Theologie. Aus allen diesen Ursachen sey das Studium der Kirchenlehre die Sache eines denkenden Kopfes nicht: denn dieser fände nie Nahrung für seinen Geist, und nie Gewißheit in derselben.

Gern hätte Stemmert Medecin studiert, aber die res angusta domi verbot ihm, das kostbare medicinische Studium zu verfolgen, und daher legte er sich auf die Juristerey, worin er sich auch treffliche Kenntnisse gesammelt hat, so daß er bald im Stande war, die verschiedenen Theile dieser Wissenschaft mit Studenten zu wiederholen, ohne ihnen solche Juristische Fratzen aufzuheften, wie weiland Meister Stantke, seliges Andenkens, und ein gewisser Mosjeh — welcher jus Austraegarum Oesterreichisches Landrecht übersezt, und doch sich klüger zu seyn einbildet, als Cujacius und Vitriarius.

Da Stemmert sehr jovialisch ist, so war er bald mein Mann und ich der Seinige: wir haben manche vergnügte Stunden mit einander an öffentlichen Oertern, besonders auf der Mail und auf unsern Kellern und in den an der Stadt gelegenen Gärten hingebracht, und da wir stets das utile dulci miscirten, oder deutlicher, da wir immer über Gegenstände aus dem Fache der Gelehrsamkeit raisonnirten, so war unser Umgang für uns nie ohne Nutzen.

Mein längst erprobter Freund, der gelehrte und rechtschaffene Herr Büchling, fuhr fort gegen mich so zu seyn, wie er immer war, und noch jetzo finde ich so wenig, als vor achtzehn Jahren unter denen, die ich kenne, keinen, den ich diesem Edlen vorziehen mögte. Oft, wenn ich das glückliche und ruhige Leben, welches Hr. Büchling führt, überdachte, fielen mir die Verse des Horatius an den Dichter Albius Tibullus ein: *)

Non tu corpus eras sine pectore.
Di tibi divitias dederant, artemque fruendi.
Quid foveat dulci nutricula majus alumna,
Quam sapere et fari possit quae sentiat, et an
Gratia, fama, valetudo contingat abunde,
Et mundus victus non deficiente crumena?

Es wird unter den, wer weiß wie vielen deutschen Gelehrten sehr wenige geben, welche so, wie Herr Büchling, in Ruhe und von allen Sorgen weit entfernt leben, und den Wissenschaften obliegen können. Er arbeitet viel, aber bloß, weil er die Arbeit liebt, und die Wissenschaften um ihrer selbst willen schätzt, worauf er sie verwendet, da hingegen andre Gelehrte Felder bearbeiten müssen, deren Unfruchtbarkeit sie hinlänglich einsehen: aber

*) Ep. L. I. IV.

sie müssen schon in einen sauern Apfel beißen, um nur das liebe Brodt zu erwerben.

Magister artis ingeniique turgitor
Venter, negatas artifex sequi voces. *)

Von meinen alten Bekannten kam im J. 1797 auch ein gewisser Herr von Briesen. Diesen Menschen hatte ich in Göttingen gekannt, und schon damals hielt man ihn für schwach im Hirne. Er legte sich unter Michaelis sehr stark auf die Orientalische Literatur, und lernte das alte hebräische Testament fast auswendig, dann fiel er über die rabbinischen Commentare der heiligen Schrift her, studierte sie fleißig, las das herrliche Buch, den Talmud, und wurde vor lauter jüdischer Gelehrsamkeit fast ganz verrückt. Ohne alles Geld kam er nach Halle und wendete sich an den Direktor des Waisenhauses, erhielt auch daselbst die gewöhnlichen Beneficien. Nun wollte er auch seine hebräischen Kenntnisse den Studenten nützlich machen, und fing daher an von Stube zu Stube zu laufen, jedesmal eine Lobrede auf den Hebraismus zu halten, und sich dann als Präceptor dieser Sprache ergebenst=gehorsamst zu empfehlen. Der Mann hatte auch eigne Entdeckungen in der Erklärung des alten Testaments gemacht, von welchen ich doch

*) Pers. Prolog. in Sat.

eine pour la rareté du fait meinen gelehrten Lesern mittheilen will. Die Aufschrift des hohen Lieds heißt: Schir haschschirim ascher lischlomo. Dieß übersezt man fälschlich: Lied der Lieder Salomos. Das Buch ist eine Sammlung von Liedern, das erste Wort Schir heißt nicht Lied; es ist das praeteritum Hiphil שיר statt השיר, vid. Danz. Gram. de Aphaer; es heißt also: er hat gesungen d. h. eingegeben: denn diese Bedeutung hat das Heb. שיר das griechische ἀδειν und das lateinische canere. Aber wer hat eingegeben? wer sonst, als der Adonai? — Das Wort Jehovah sprach Herr von Briesen, so wie die ächten Juden, um alles in der Welt nicht aus — Wem hat er eingegeben? Lischlomo dem Salomon. Was hat er ihm eingegeben? Haschschirim, diese Lieder, diese Liedersammlung: also heißt es nun: Adonai hat dem Salomon diese folgende Liedersammlung vorgesungen, das ist: eingegeben, und nun folgt eine weiläufige Dissertation über das Eingeben durch Vorsingen. Man kann sich nach dieser Probe schon vorstellen, wie seine übrigen Exegesen beschaffen waren. Die Studenten hatten immer ihren Spaß mit dem guten Briesen und er verdiente auch so viel, daß er würde haben auskommen können; aber oft hinderten ihn seine Grillen monatlang Stunden zu geben, und so mußte er nicht selten darben, zumal da er endlich

auch vom Waisenhause geschaßt wurde: denn vom Waisenhaus schaßt man, wahrscheinlich wegen der großen Schnelligkeit, womit der Verwiesene sich entfernen muß. Nun gings ihm trübselig in seiner Oekonomie, und er war oft gezwungen, Gesellschaften zu suchen, welche ihn frey hielten. Die Studenten hatten endlich ihren vollkommenen Spott mit ihm, und wo er sich blicken ließ, schallte es aus allen Fenstern und das in den lächerlichsten Tonarten: Herr von Briesen, Herr von Briesen! Kam er mit Studenten zusammen, so wurde er unbarmherzig geneckt, allerley Verbrechen beschuldigt und nach einer komischen Untersuchung zu den lächerlichsten Strafen verdammt, die dann auch oftmals exequirt worden. *) Nachdem er sich nicht mehr fortzubringen wußte, verließ er Halle, und bald hernach kam das Gerücht, Briesen sey, ich weiß nicht, wo, ins Wasser ge-

---

*) Einst wurde er im Hirsch zu einer Strafe condemnirt, welche doch nicht wohl hatte ausgeübt werden können. Er sollte nämlich kombabusirt werden. Ein lustiger Bruder machte auf diese Posse folgendes Distichon:

Pendent de furcâ Brisi genitalia: namque
Fecerat, infandum! stupra nefanda Brisus.

Ich tadelte diese Verse, weil die erste Sylbe in Brisus lang und kurz gebraucht sey; aber Herr von Brisen nahm sich der Verse selbst an und vertheidigte sie.

sprungen und habe sich ersäuft. Doch haben andre dieser an sich gar nicht unglaublichen Sage widersprochen.

Neuntes Kapitel.

Alte Geschichten von Gießen und Göttingen.

Du hast deine Lebensgeschichte nicht so erzählt, wie sie deine Freunde eigentlich erwartet haben, und wie sie dieselbe zu erwarten das Recht hatten, sagte einst der Magister Dornensteeg auf einem Spaziergange nach der Mail zu mir.

Ich. Wie dann so? Finden sich etwa Lügen oder verdrehte Nachrichten in meinem Werke?

Dornensteeg. Das eben nicht: wenigstens habe ich nicht gefunden, daß du vom Eulerkapper oder vom Schnappsconradi zu Göttingen gelogen hättest. Aber es fehlt so viel in dem Buche, das man gern würde gelesen haben, wenn du es erzählt hättest.

Nun begann Herr Dornensteeg eine ganze Menge alter Geschichten zu gedenken, welche damals sich zutrugen, als wir beysammen waren,

und woran ich mit unter besondern Antheil gehabt hatte. Dornensteeg und mehrere, die es hörten, daß noch historische Reliquien da waren, ersuchten mich, dieselben bey Gelegenheit nach zu holen, und ich trage kein Bedenken, es zu thun, da ich gewiß weiß, diese Schnurren werden den meisten meiner Leser nicht unwillkommen seyn.

Der Anfang des neuen Jahres wurde in Giessen auf eine höchst seltsame Art gefeiert. Abends ging jeder Student, wie gewöhnlich, in eine Kneipe zum Eberhard Busch, in die Kraußkopferey, Reiberey oder wo sonst hin: Schnapps und Bier wurde getrunken, und das lustige Leben währte bis um halb Zwölf. Wenns so hoch an der Zeit war, lief jeder Student nach Hause: schon vorher war der Nachttopf ins Fenster gesezt worden, nachdem man ihn mit Unflath aller Art angefüllt hatte: manche patriotische Studenten versahen sich mit mehrern Nachttöpfen zu diesem nobeln Geschäfte. Auf den Glockenschlag zwölf ertönte ein helles: „pereat das alte Jahr!“ aus allen Fenstern, wo Studenten wohnten, und die Nachttöpfe, Brunzkacheln zu Gießen genannt, flogen mit ihrem garstigen Inhalt auf die Straße. Dann ertönte ein munteres: „vivat das neue Jahr!“ worauf die meisten ihren Weg wieder nach den Kneipen nahmen und da bis an den hellen Tag zechten. Die Straßen zu

Gießen

Gießen sahen also früh am Neujahrstag gar häßlich aus, und allerwegen hörte man Verwünschungen über die Garstigmacher. Dieser löblichen Gewohnheit wegen waren zu Gießen nur irdene Nachtgeschirre: denn zinnerne zum pereat des alten Jahres auf die Straße zu werfen, wäre doch zu kostbar gewesen.

Zwischen dem Gießer Militär und den Studenten herrschte die innigste Einigkeit, und die meisten oder vielmehr alle Subaltern-Offiziere waren Duzbrüder der Bursche, und kommerschirten sogar mit denselben. Ich erinnere mich, einst einem solchen Hospiz unter dem Präsidium des Hn. Leutnants, jezt längst Hauptmanns P... im Hirsch bey Magnus beygewohnt zu haben. In Halle würde so etwas gewaltig auffallen, und wohl gar auf Seiten der Offiziere Verdruß und Strafen nach sich ziehen, aber in Gießen war das eine Kleinigkeit, worauf niemand Rücksicht nahm. Ich weiß aber auch nicht, welches besser ist, oder welches weniger schadet, mit den Studenten kommerschiren, oder mit ihnen die Bordelle oder Buffkeller besuchen. Bey der innigen Einigkeit der Studenten und der Offiziere entstanden keine Händel und Schlägereyen unter ihnen; ich erinnere mich nur eines einzigen Duells, welches zwischen einem Leutnant und einem Studenten wegen Jung-

ser Gretchen Kraußkopf vorgefallen ist. Der Student machte diesem Mädchen aus einer Schnappskneipe den Hof, und der Offizier, welchen dieses ärgern mogte, räsonnirte auf das Mädchen, und beschrieb es, als gar nicht spröde und unbarmherzig im Gießer Offizierton, der grade so gebildet war, wie der Burschenton. Den Studenten verdroß dieses, und als er einst den Leutnant auf dem Schießhaus antraf, constituirte er ihn, und die Folge war eine Schlägerey, wobey der Leutnant einen Hieb über die Nase bekam, und während drey Wochen nicht ausgehen konnte. Die Herren hatten sich gegen die gewöhnliche Methode zu Gießen auf den Hieb geschlagen. Die Ursache, warum die Gießer Studenten, welche doch auf ihre studentischen Rechte eben so sehr und wohl noch ärger versessen waren, als die Hallenser, Frankfurter und Göttinger, mit dem Militär im beßten Vernehmen standen, lag vorzüglich darin, daß die meisten Offiziere nicht von Adel waren, und ehedem selbst studiert hatten. Ueberdieß gab es auch keine ganz junge Offiziere bey dem Gießer Regiment, eben so wenig, als es Bomsdorffe daselbst gab, oder — —, welche durch ihr grobes, impertinentes Wesen jederman empören, und insbesondere den brausenden Studenten zur Rache reizen. Ich werde an einem andern Orte, und viel-

leicht noch in dieser Schrift einige Stückchen erzählen, welche gar erbaulich zu lesen seyn werden.

Im Jahr 1777 hatte ich eine komische Liebschaft zu Frankfurt am Mayn, welche schon im ersten Bande meiner Biographie hätte erzählt werden sollen, aber an jenem Orte aus guten Gründen, die aber nun wegfallen, übergangen worden ist. Das Jahr 1777 war das traurigste für die Universität zu Gießen, wo ich damals studierte, die antiquissima Gissensis ging damals ganz schiebes, wie man von einer sich ihrer Auflösung neigenden gelehrten Innung nicht unfein sagen würde. Ich selbst kam in große Verlegenheit, aber nachdem alles Ungemach überstanden und der Universitätsspektakel, der früh im Frühling angefangen hatte, zu Ende war, welches jedoch erst im späten Herbst geschah, wie auf den deutschen Universitäten ex caussis praequantibus et lucrativis *) Mode ist, machte ich in Gesellschaft einiger Freunde, welche selbst Frankfurter waren, eine Reise nach dieser Reichsstadt. Ich logirte im Thiergarten, aber ich logirte auch nur da: denn verzehrt habe ich damals in diesem Gasthofe fast gar nichts, da ich immer Freunde besuchte, oder sonst herum

*) D. i. weil die Herren vom Prorektor an, bis zum Karzerknecht Etwas dabey verdienen wollen.

lag. Unter andern Kneipen, welche ich in Gesellschaft meiner Kumpanen besuchte, war auch eine, welcher man einen gar schnurrigen Namen gegeben hatte. Es war kein Bordel, und deßwegen dürfen meine in Frankfurt bekannte Leser ja nicht an die schwarze Katze, an den haarigen Ranzen, oder an sonst ein berüchtiges, mit einem Ekelnamen versehenes Haus denken. Indessen hatte die Kneipe, oder das Bierhaus doch einen schnurrigen Namen, der mir damals, weil er eine Aehnlichkeit mit dem Namen einer Kneipe in Gießen hatte, sehr gefiel, und um dieses Namens willen, besuchte ich die Bierschenke fast täglich. Ich würde diese Benennung hier mittheilen: aber ich mag in Frankfurt kein Stadtgeschwätz rege machen, und zudem ist der jetzige Besitzer der Schenke mein guter Freund, welcher mir in den Jahren 1793 und 95 einige Gefälligkeiten erwiesen hat.

Der Wirth des Hauses war damals seit einem halben Jahre verstorben, und die Wirthin noch eine junge Frau, von ohngefähr 28 oder 30 Jahren. Daß es ihr an Freiern nicht fehlte, versteht sich von selbst: denn sie hatte gute Nahrung, und nur ein Kind von etwan sechs Jahren; aber von mehrern Freiern schien keiner vorzüglich begünstigt zu seyn. Sie war jedesmal ausserordentlich freundlich, wenn ich kam, und ich schrieb die gute Auf-

nahme, die sie mir machte, und ihr zuvorkommendes Wesen dem Gießer Ton zu, den ich an mir hatte: denn diesen Gießer Ton und den Gießer Comment hielt ich damals für das Nichtweiter der feinen Lebensart. Allein meine Freunde sahen weiter als ich, und Hr. R...d sagte eines Tags zu mir:

„Höre Bruder, merkst du nicht an der Frau L....wirthin?"

Ich. Nichts! die Frau ist, so wahr ich lebe und des Eulerkappers Seele lebt, eine honorige Frau.

R...d. Das ist sie auch: aber merkst du denn gar nichts?

Ich. Was sollte ich merken? Macht sie vielleicht mit?

R...d. Was weiß ich? Zu solchen Schosen nimmt man hier zu Lande keine Zeugen. Aber das muß doch ein Blinder sehen, daß die Frau dich gerne sieht.

Ich. Kann seyn; das macht, weil wir Giesser Bursche sind, sieht sie uns alle drey gerne. Die Frau hat gerne mit Leuten zu thun, welche den Comment verstehen.

R...d. Die versteht so viel vom Comment, wie der grobe Müller im Einhorn. Wenn sie das Burschenwesen verstünde und Gefallen dran fände,

würde sie nicht zürnen, und aus der Stube laufen, wenn wir das Ecce quam bonum intoniren; und doch gehört ein honettes Ecce quam bonum zum Commersch, und folglich so wesentlich zum Burschencomment, wie das Feuer auf die Tabakspfeiffe. *) Nun, mein Freund, sie ist in dich verschossen.

Ich. Verschossen, lieber Kerl, bist du närrisch?

R...d. So gewiß, als ich vor dir stehe, sie ist es. Und höre, Bruder, hier wär Etwas zu machen.

Ich. Und was?

R...d. Wie, wenn du die Frau nähmst und L...wirth würdest. Das wär ein gesundnes Fressen für dich. Du schikst dich gar nicht übel zu einem Kneipier. —

*) Wohl zu merken, daß ich vom Jahr 1777 rede, und nicht von 1802: denn, Dank sey's der bessern Lebensart der Studenten, nicht aber den Akademischen Polizeyanstalten, das Ecce quam bonum und dessen Schweinereyen, werden bloß noch bey Gnotenkommerschen gehöret. Diese aber singen wie folget:

Ex tam bonam
Bonam acundam
Han mer kane fratres
Hahurum.

Ich lachte, und doch hatten R...ds Reden in mir gewisse Ideen rege gemacht, denen ich nicht ohne Wohlbehagen nachhing. Sobald ich konnte, besuchte ich das Bierhaus, und entdekte Reize an der Wirthin, die ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Ich fing an, so nach meiner Art, schön zu thun, und siehe da, Madam kam mir auf dem halben Weg entgegen: R...d legte sich hinein und wir sprachen ganz im Ernste von einer Heirath. Ich dachte nun Wunder, was ich meinem Vater für eine Freude machen würde, wenn ich ihm von meinem nahen Glücke Nachricht gäbe. Ich schrieb an ihn: aber seine Antwort, die ich gleich sechs Tage nachher erhielt, war voll Verweise über mein thörigtes Vorhaben. Ich erschrak, konnte doch meinem ehrlichen Vater nicht Unrecht geben, und da selbst meine Verwandten in Frankfurt mir heftig zusezten, so eine närrische Idee fahren zu lassen, sah ich selbst ein, daß ich im Begriff war, einen dummen Streich zu machen, und beschloß, nach Gießen zurück zu kehren. Ich wandte bey meiner Madam vor, eine in Gießen vorgefallne Schlägerey, wovon ich als Zeuge sey aufgeführt worden, machte meine Gegenwart daselbst nothwendig, ich würde aber in kurzer Zeit wieder kommen. Madam glaubte mir, und ich zog ab: sie begleitete mich noch bis Vibel, und wir nahmen

zärtlich Abschied von einander. Ich kam nicht wieder, wie sich von selbst versteht, und schon im Anfange des Jahr 1778 heurathete die gute Frau, welche auch zu Verstande gekommen seyn mogte, einen Bierbrauer, der sich freylich für sie besser schickte, als ein neunzehnjähriger Student, mit aller seiner Commentkenntniß. Der Sohn, welcher damals ein Kind von sechs Jahren war, ist seit 1792 Wirth, da der zweyte Herr Gemal, der Bierbrauer abgefahren ist, und die Frau Wirthin entweder keinen andern mehr finden konnte, oder finden wollte. Ich bin bey den guten Leuten noch 1795 gewesen, und von ihnen human genug behandelt worden. „Siehst du, Clemens, der Mann da wäre vorzeiten beynahe einmal dein Vater geworden" sagte sie zu ihrem Sohne. „Das wäre ja recht hübsch gewesen, erwiederte Clemens: denn so hätte ich doch noch einen Vater; aber der, den sie mir gaben, starb mir viel zu früh."

Wenn ich hernach die Sache mit der Bierschenkerey zu Frankfut am Mayn so bey einer Pfeiffe Tabak und bey heiterer Seele überlegte, kränkte ich mich zwar nicht, daß sie zurückgegangen war, aber ich überzeugte mich doch auch, daß ich nicht unglücklich geworden seyn würde, wenn ich Bierschenke geworden wäre. Ich kenne wirklich Bier-

schenken, die mehr Credit und eo ipso auch mehr Ehre haben, als mancher Professor Ordinarius und mancher Hofrath, welcher mit größter Sehnsucht auf die heiligen Abende wartet, um seinen Antheil an den Amtssporteln zu ziehen.

Zehntes Kapitel.

Allerhand Histörchen.

Im Winter 1798 erhielt ich einen Brief von dem Kellerwirth Boos in Göttingen, worin ich um 11 Thlr. 16 Gr. 7 Pf. manichäert wurde. Ich war zwar einige Mal auf dem Keller zu Göttingen gewesen, aber nie hatte ich einen Heller Schulden daselbst gemacht, und dieß würde auch nicht einmal angegangen seyn, weil der Wirth — ich weiß wirklich nicht, ob Signor Boos damals (1778 — 79) schon Kellerkneipier gewesen ist, oder nicht — sich mit mir gezankt hatte, und dieß wegen seiner Magd, mit welcher er scharmirte, und die ich ein Kellermensch genannt hatte. Denn der Göttinger Kellerwirth im Jahr 1778 war, wie die meisten Herren dieses Handwerks zu Göttingen, ein grober Mosjeh, beynahe so grob, wie der grobe Müller zu

Gießen, oder der Wirth in der Karthaune zu Frankfurt am Mayn.

Der Brief des Kneipier Boos befremdete mich nicht wenig, aber ich fand gar bald, daß ein Irrthum vorgefallen seyn müßte, denn da sich die Schuld von den Jahren 1783 und 84 herschrieb, so konnte ich sie nicht gemacht haben, weil ich damals in Halle Kollegia las, und nicht einmal mein Bruder konnte jenes Laus Deo contrahirt haben. Ich fand für gut, gar nicht zu antworten, und nun verklagte mich Meister Boos der Kneipenwirth beym Prorektor der Universität, welcher damals Hr. Pr. Klügel war. Ich wurde citirt, versäumte aber den Termin, und siehe da, ich wurde contumacirt. Allein ob ich gleich mich vor dieser Contumazsentenz gar nicht zu fürchten hatte, und zwar wegen den zu Göttingen wenigstens auf dem Papier, geltenden Gesetzen, so schrieb ich doch an den Prorector, und bat mir einen neuen Termin aus, und nun konnte ich hinlänglich beweisen, daß ich an dem Tage meiner Promotion in Halle nicht 8 gr. 6 pf. in Göttingen auf einer Kneipe verzehren konnte. Diese Vertheidigung wurde dem Kneipier zugesendet, und da er seinen Irrthum einsah, wurden die Akten reponirt. Sonst muß ich doch dem Mosjeh Boos wohlmeinend rathen, daß er, wenn er wieder einmal klagen will, sich einen an-

dern Advokaten annehme, als der war, durch dessen Griffel er mich verklaget hat; denn das Klageding, welches nach Halle gekommen ist, war gar ein klägliches Klageding, welches Boos wohl selbst könnte fabricirt haben, wenn nicht die vielen lateinisch seyn sollenden Brocken und der abgeschmakte Styl, die Fabrik eines Advokaten hinlänglich anzeigten.

Weil ich aber doch von Göttingen rede, will ich einen Irrthum widerlegen, den man in Rücksicht der dasigen Professoren und Studenten schon seit der Errichtung der Universität hegt. Man bildet sich nämlich ein, die Herren Göttinger seyen Muster der feinen Lebensart, und übertrieben es hierin wohl mehr, als daß sie es woran mangeln ließen. Dieß ist, selbst mit Erlaubniß der Göttinger Herren nicht wahr, durchaus nämlich nicht: denn daß es in Göttingen Professoren und Studenten von sehr feinen Sitten gab, hab ich selbst erfahren, und zweifle nicht, daß es in diesem Stück seit meiner Zeit noch besser geworden ist. Jedoch gab es einige Professoren daselbst, welche auf dem Katheder fleißig die große Glocke lauteten und ohngefähr eine Sprache führten, wie die Musketiere auf der Hauptwache. Besonders war ein gewisser Herr Jurist da, welchem es Armsdick aus dem Maule ging, wenn er Beyspiele

zur Erläuterung seines Vortrags herbey suchte. Ich weiß, daß er einst in der Lehre de emtione venditione die Frage aufwarf, ob, wenn ein Student auf dem Weg nach Bosten sich mit einem Mädchen im Korn für Geld lustig mache, das Geschäft ein contractus emtionis venditionis sey? Es ist übrigens anzumerken, daß die Juristen sich auf mehrern Universitäten stark aufs Zotenreißen legen: doch war damals auch ein Herr Mediciner als ein ächter Cyniker bekannt, und das Benehmen der sonst großen und hochverdienten Männer, Michaelis, Kästners und Lichtenbergs gehörte doch wohl nicht durchgängig zur feinen Lebensart.

Bey den Studenten war die feine Lebensart auch nicht durch die Bank zu Hause. Ich sah noch vor zwey Jahren an einem gewissen Orte einige Göttinger, welche renommirten trotz dem wildesten Jenenser vor zwanzig Jahren, nur mit dem Unterschiede, daß die Herren Göttinger, sobald jemand anfing, ihnen aufs Leder zu reden, gleich stille wurden, welches der Jenenser aber so leicht nicht that. Die Herren bilden sich auf ihre Universität etwas ein, und Einbildung dieser Art, welche sich auf keine eignen Realitäten gründen, erzeugen Stolz, Impertinenz und Grobheit, lauter Dinge, welche mit der feinen Lebensart gar nicht bestehen können. Wie weit es die Herren — ich

rede immer nicht von allen — in der Real-Zotologie, welche doch große Wissenschaft der Verbal-Zotologie voraussezt, gebracht haben, mag folgendes Geschichtchen beweisen.

Im Jahr 1778 verließ ein gewisser von H... die Universität Göttingen, wo er nichts gelernt, aber doch zum Ersatz für Professoren und Philister, große Summen verzehrt hatte. Dieser H.... gab den Tag vor seinem Abzug einen Schmauß, wozu auch ich eingeladen wurde. Ohngefähr dreißig Personen wurden herrlich tractirt, nachdem aber alle beysammen wären, trat Hr. H... auf, und erklärte, daß jeder, welcher vor dem allgemeinen Aufbruch auch nur aus der Stube gehen würde, für einen Hunzfott gehalten werden sollte. Auf jeder andern Universität würde ein solches Hunzfottsetzen Unwillen und vielleicht gar Ausbruch des Unwillens in der ganzen Gesellschaft verursacht haben, aber die Herren Göttinger applaudirten den witzigen Einfall; damit aber das strenge Gebot, nicht zur Thüre hinaus zu gehen, desto besser möchte gehalten werden, mußte Conrad, der Bediente, die Thüre verschließen, welche er nur dann öffnete, wenn Chocolade, Wein, Punsch, Essen und d. gl. hineingebracht werden mußte. Weder Nachtstuhl noch Nachttopf war zu sehen, alle Necessitäten mußten entweder zum Fenster hinaus, oder in die Stube gemacht

werden. Das Gelag dauerte bis früh sechs Uhr; und nun denke man sich die Gestalt der beyden Zimmer des Hn. v. H... und den lieblichen Geruch, welcher daselbst herrschte! Hr. v. H..., welcher noch lebt, aber von der Gelehrsamkeit weiter keinen Gebrauch machte, wird gewiß lachen, wenn er diese Nachricht lesen sollte.

Freylich war das Späßchen doch noch etwas feiner, als die Art, womit die Gießenser den Frauenzimmern den Spaziergang auf dem Wall verleideten. Auf dem Wall ist ein schöner Spaziergang rund um die Stadt, aber wer einmal drauf ist, muß entweder vorwärts oder rückwärts gehen, da man bloß an den drey Thoren herunter kommen kann: fast stets sahe man Studenten und Frauenzimmer drauf herum spazieren, bis endlich die Studenten die Schönen vertrieben. Dieß geschah auf folgende von Hn. Hill, dem Oberzotologen, angegebene Art. Zehn oder zwölf Studenten zogen auf den Wall: da gingen sechs, acht Mädchen oder Madamen mit einander; nun theilten sich die Studenten, sechs liefen den Damen vor, und sechs blieben zurück; die Damen kamen also in die Mitte, aber die vordern Burschen sezten ihr Gespräch mit den hinten Gebliebenen fort, und nun wurde ein derbes Kapitel aus der Zotologie vorgenommen, welches die armen Damen bis ans

nächste Thor mit anhören mußten. Man stelle sich die Qual der Schönen vor! Doch sagte man, einige hätten Gefallen an dem galanten Vortrag der Bursche gefunden. Nachdem diese zotologische Schnurre etwan sechs Mal wiederholt worden war, vermieden alle Frauenzimmer den Wall! Das war eine Großthat, der damaligen Gießer Burschen würdig.

Indessen dürfen unsre heutigen Universitäter eben nicht so gar stolz thun, wenn sie die zotologischen Geniestreiche der ehemaligen lesen, und ihre, freylich in gar vieler Hinsicht bessere, wenigstens feinere Lebensart, dagegen halten. Die ältern Studenten hatten Tugenden, welche zu unserer Zeit anfangen, gewaltig rar und selten zu werden, und dahin gehört vorzüglich die Ehrlichkeit im Bezahlen. Ich weiß noch die Zeit, wo es eine Schande war, zu prellen, oder per Schwanz, wie man sagt, von der Universität abzufahren. Das Wuchten, oder das geheime Abziehen aus einem Wirthshause, ohne die Zeche zu bezahlen, war vollends schimpflich. Ein gewisser Mayer zu Giessen ließ sich einst Spek und Eyer in Heuchelheim machen, und wuchtete sich. Die Wirthin klagte es andern Studenten, und Mayer mußte nicht nur die Zeche bezahlen, sondern bey jeder Gelegenheit sang man ihm folgendes Epigramm vor:

Eps teniensis Dominus Mayer
Prellte die Wirthin um Speck und Eyer:
Der Spaß war hübsch, doch wahrlich rar
Für den Verstand des Musjeh Maar.

In und um Halle geschehen dergleichen Wuchereyen mehrmals, so wie zu Jena, Göttingen, Erlangen u. s. w. Aber unsre jetzigen Wirthe und Kneipenhalter sind auch viel aufmerksamer, als sonst. Neulich erzählte mir der Schenkwirth zu Stichelsdorf, Herr Runge, folgende Rampe, welche ihm vor zwey Jahren die Studenten spielten. Etwan vierzehn bis achtzehn Hallenser kamen nach Stichelsdorf, und ließen sich den dasigen herrlichen Breyhan trefflich schmecken, forderten Abendbrod, und machten eine Zeche von ohngefähr acht Thaler. Da sie in der obern Stube allein waren, so warfen sie nach und nach ihre Hüte herunter, und schlichen sich mit bloßen Köpfen, gleichsam als wollten sie ihre Necessitäten verrichten, zum Hause hinaus, und marschierten nach Reideburg zu. Aber Hr. Runge, welcher nun inne ward, daß er geprellt war, verfolgte sie, und war so glücklich, einige einzuholen, welche sich zwar zur Wehre sezten, endlich aber doch dem Wirth und seinen Helfern sich als Gefangene überlassen mußten. Sie hatten kein Geld, und Runge war zufrieden, daß sie ihm ihre Namen sagten:

er

er ist auch bezahlt worden, hätten aber die Herren sich wuchten können; er hätte nie einen Heller erhalten.

Eben deßwegen, daß der Student so gerne prellt, sich mit der Malice drückt, sich wuchtet und skissirt, ist auch der Credit so selten, und die Prellereyen von Seiten der Philister gehn ins Wilde. Es ist was abscheuliches, ein Pumpbuch für Studenten nachzusehen, wie da alles übersezt ist, wodurch auch der ordentlichste Mensch bey einem sonst ganz artigen Wechsel, mit Gewalt gezwungen wird, sich in Schulden zu stecken. Die Philister rühmen sich öffentlich, daß sie die Studenten prellten, und rechtfertigen ihre Prellereyen damit, daß sie ja auch geprellt würden, daß man es ihnen also nicht übel nehmen dürfe, wenn auch sie die Studenten wieder prellten. Der Student betrachtet den Philister, und der Philister den Studenten als abgesagten Feind, und Feinde, wie man weiß, plündern sich wechselsweise, ohne sich deßhalben Vorwürfe zu machen. Man hat, besonders seit einiger Zeit her, so viel über die Verbesserung des Studentenwesens geschrieben, aber den wichtigen Punkt, die Pumpprellereyen betreffend, fast gar nicht berührt. Uebrigens denke man ja nicht, daß bloß in den Häusern einiger habsüchtigen Bürger solche Betrügereyen — denn das sind solche Späße

doch immer — Mode wären; auch in Professorens-Häusern wird der Student so gut geprellt, wie in dem Hause des ärmsten Bürgers, und in vornehmen Quartieren wohl noch am ärgsten.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte meiner eignen Lage.

Im Sommer 1798 wurde es mir in meinem Quartier bey dem Schneider Baum unerträglich: denn meine Frau zankte sich oft mit demselben, und ich suchte mir ein ander Quartier. Ich hätte recht gute finden können, aber meine Frau wählte ein Suterrän, worin zwey ziemlich artige Stuben waren: alles war recht gut, wenn nicht die Fenster à rez de chaussée oder dem Pflaster gleich gewesen, und also jedem Neugierigen zur Beschauung all unsers Thun und Lassens frey gestanden hätten. Der Winter war sehr strenge, und doch empfand ich in meinem Suterrän wenig von der Strenge desselben: ich hatte aber auch gutes Feuerwerk.

Um diese Zeit fing ich auch an, mich auf die Rechtswissenschaft zu legen, wozu mir ein Ver-

drufs Gelegenheit gab, welchen ich mir unvorsichtiger Weise zugezogen hatte. Ich hatte für einen gewissen Soldaten Urban, und für den Zimmermeister Hn. Haak einige juristische Aufsätze besorgt, wohl gemerkt, nicht selbst gemacht, sondern nur besorgt. Da man nun im Preußischen durchaus nicht zugiebt, daß ein Nichtzünftler, d. i. ein solcher, welcher nicht in die Innung der sogenannten Justizcommissarien, an andern Orten heißen diese Herren Advocaten, so wie sie schon vor Olims Zeiten hießen: der Name Advocat hat aber einen etwas schiefen Nebenbegriff, weil man sich dabey immer einen Menschen zu denken gewohnt ist, welcher das Recht verdreht, und nicht sowohl für seine Clienten, als für seinen Beutel sorgt; deswegen schaffte auch Friedrich II. diesen Titel Advocat ab, und gab den Herrn Sachwaltern den Titel Assistenzrath, hernach aber Justizcommissarius. Im Grunde ist nichts geschlechtert, aber leider! auch nichts gebessert worden durch die Veränderung der Titulaturen. Wo das Interesse obwaltet, da bessert man selten was, und wie sollte es einem Gericht, einer Regierung, Amt u. s. w. einfallen, die Advocaten in der Ordnung zu halten, da eben durch die Unordnungen, welche die Advocaten machen, die Sporteln der Herren selbst vermehrt werden? Ich gebe übrigens

gerne zu, daß an den Preußischen Gerichtshöfen weit weniger Irregularitäten gefunden werden, als sonst wo. Man denke an die herrliche Gerechtigkeitspflege in den Reichsstädten, und wers nicht weiß, lasse sichs erzählen, er wird erstaunen! Indessen will ich doch zu seiner Zeit ein Bändchen merkwürdiger Rechtsfälle ins Publikum schicken, worüber auch mancher Herr zu — und zu — und an andern Orten mehr, die juristische Nase garstig rümpfen soll. Aber ich muß wieder fortfahren.

Da nun keinem Nonjustizcommissarius erlaubt ist, und das von Rechts wegen, eine Rechtssache vor Gericht zu beadvociren, so wurden natürlich der Soldat Urban und der Zimmermeister Haak, nach den Verfassern ihrer eingegebenen Schriften befragt, und beyde — ob sie mir gleich aufs heiligste versprochen hatten, meinen Namen zu verschweigen — bekannten auf mich. Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß man Unrecht thut, sich auf Leute zu verlassen, welche durch einen Eid getrieben werden können, ihr Wort zu brechen. Ich für meinen Theil halte den Eid für ein sehr elendes Mittel, die Wahrheit heraus zubringen, und wenn ich höre, daß eine Sache durch einen Eid sey berichtiget worden, so zweifle ich desto stärker an ihrer Richtigkeit, besonders wenn das Interesse des

Schwörenden mit im Spiel war. Es giebt größere Vergehungen, als ein falscher Eid, und zu diesen gröbern Vergehungen gehört die Brechung des einem Freunde gegebenen Wortes. Seine Seele zum Teufel schwören, ist ein Ausdruck ohne Sinn; denn nicht der Schwur, sondern die Handlung ist Sünde. Wenn ich z. B. falsch geschworen hätte, um den tugendhaften Vergniaud, den Camille Desmoulins, oder den Bailli von dem mörderischen Eisen zu retten, so würde ich mir nicht allein kein Gewissen daraus machen, die Terroristen durch einen falschen Eid betrogen zu haben, sondern würde eben den falschen zur Rettung der Tugend geleisteten Eid für meine schönste That halten, und mich derselben öffentlich rühmen, und jeder rechtdenkende Mann würde mir applaudiren. Meine Moral wird manchem zu lux und manchem verdammlich vorkommen: aber was kümmern mich die Urtheile anderer? Eben die, welche die sogenannte Heiligkeit des Eides so vertheidigen, als wenn damit das Wohl und das Wehe des ganzen Staats im engsten Zusammenhang stünde, sind meistens die ersten, die falsch schwören, wenn es auf ihrem Nutzen ankommt. Experto crede Roberto. Selbst die höchste Obrigkeit, ich meyne die Fürsten, nimmt es nicht so genau mit dem Meyneid. Ein Deserteur hat ge-

wiß seinen Eid gebrochen, und ist daher meyneidig, folglich nach den Gesetzen infam: doch nimmt jeder Fürst die Ausreißer andrer Fürsten gerne an, und ich will den sehen, der so einem ehemaligen Deserteur vorwerfen sollte, er sey kein ehrlicher Mann. Daß man hierin recht thue, gestehe ich gerne: denn die meisten vom Soldaten geleisteten eidliche Verpflichtungen sind erzwungen worden; aber so viel erhellet doch aus diesem Beyspiel, daß die höchste Obrigkeit Fälle annehme, wo ein Meyneid keine Schande bringt. Die Folter hat man zur Ehre der Menschheit abgeschafft, weil man einsah, daß sie ein sehr unsicheres Mittel sey, die Wahrheit zu erforschen: eben so sollte man es mit dem Eid machen; aber freylich, wo blieben alsdann die Sporteln? Doch wieder zu meiner Geschichte.

Urban und Haak wurden zum Eide getrieben, und gaben mich nota bene als den Verfasser der von ihnen eingegebenen Rechtsschriften an. Die Regierung zu Magdeburg sowohl, als die Hallischen Gerichte requirirten an die Universität, und ich wurde gefordert. Ich sagte die Wahrheit, und der Hofrath Dryander, oder Triander — ich weiß wirklich nicht, wie sich dieser Herr eigentlich schreibt — erhielt den Auftrag, mir einen Verweis zu geben. Wer den Herrn Hofrath kennt, wird sich leicht

vorstellen können, wie dieser Verweis beschaffen gewesen ist: mir fiel er indessen nicht auf; denn in den Paar Augenblicken, da er mir die vorgeschriebene Nase gab, dachte ich mir den Onkel Toby und den Korporal Trim so lebhaft, daß ich beynahe in lautes Auflachen ausgebrochen wäre; und geschah das, so hätte es der Herr Hofrath als Mangel des Respects gegen das ernste Gericht*) vielleicht ausgelegt, und doch wäre es nichts gewesen, als eine ganz unschuldige Rückerinnerung an den Onkel Toby und an den Korporal Trim! Es giebt aber dergleichen schiefe Auslegungen mehr, doch die gehn mich hier noch nichts an; vielleicht untersuche ich sie bey einer andern schicklichern Gelegenheit.

Von Unkosten ist mir damals nichts abgefordert worden, aber im J. 1801, also drey Jahre hernach sollte mir der Universitätsactuar Hr. Bussen einiges Geld auszahlen, und da zeigte er mir eine Rechnung, welche von Hn. Klein unterschrieben war, und zog mir 4 Thlr. 11 Gr. 6 Pf. ab. Habeant sibi: in drey Jahren fordern sie nichts, und erschweren — oder erleichtern sich dadurch ihre Rechnungen. Ich weiß es nicht: die Herren

*) Sie folgen dir nach, Jüngling, ins ernste Gericht.
Klopstock.

werden es am besten wissen. Aber doch ists sonderbar, daß ein Preußisches Gericht, besonders ein unversitätisches drey volle Jahre warten konnte, ehe es Unkosten forderte, und dann erst forderte, als der Prorector, unter welchem die Sache vorgefallen war, längst verstorben, der Director aber weit weg versezt war. Ich mache hier keine Anmerkungen, vielleicht machen diese einige sachkundige Leser, und das ist mir genug.

Indessen lebte ich ziemlich ruhig, und hatte gegen den Herbst 1798 das Vergnügen, meinen Vetter Jacob Laukhard bey mir in Halle zu sehen. Dieser rechtschaffne Mann hatte mit mir einen Theil seiner ersten Jugend in Dolgesheim bey Maynz zugebracht, wo damals der Inspector Kratz eine Art lateinischer Schule errichtet hatte. Kratz war ein Mann von Kenntnissen, das heißt, er schrieb und sprach lateinisch ohne Schnitzer, las die Griechischen Autoren ohne Version und ohne Lexicon, wußte viel Geschichte, Geographie und rechnete gut: dabey verstand er auch Französisch und Englisch, und so war er dann allerdings der gelehrteste Mann weit und breit herum, aber seine Lehrmethode war abscheulich, und die Behandlung der Schüler schrecklich: immer wurde zugeschlagen, und wer mit etwan sechs oder acht Lungenhiebe durchkam, für eine Schullection nämlich,

nicht für den ganzen Tag, der konnte sich glücklich preißen. Mein Vetter Jacob hat sehr oft die schwere Hand des fürchterlichen Orbilius Kratz fühlen müssen. Ich erinnere mich noch, oft mit Unwillen, oft mit Wohlbehagen, je nachdem ich gestimmt bin, an die Schimpfwörter, womit Kratz seine Scholaren zu compelliren pflegte. Ausser den auch sonst gewöhnlichen, Esel, Flegel, Schlingel, Röckel, Tölpel, Ochse, Narr, Teufelskind u. d. gl. hatte er auch noch seine vielleicht ihm ganz eigne: garstiger Wuhl, Ofenlochsgabel, Kappesdorsche, Rübenhengst, Dullullul, Federdüftchen, Herr Schuzker, Kalidokes Schimpazes, Ennerst und noch viele andre, die ich vergessen habe. Nie rief er uns mit unsern eignen Namen: wenn er einen fragen wollte, guckte er ihn stier an, und schrie: „Na, hast'd keine Ohren, du Wuhl, du Rübenhengst?" Folgte dann auf vorgelegte Frage eine befriedigende Antwort, so brummte er statt aller Approbation ein dumpfes Hm, Hm, her; war er aber mit der gegebenen Antwort nicht zufrieden, so kamen Schimpfwörter und endlich derbe Ohrfeigen oder Stockhiebe.

Mein Onkel, Jacobs Vater, zog etwan 1767 oder 69 nach der Oberlausitz, und Jacob kam auf die Schule nach Görlitz, dann auf die Universität nach Wit-

tenberg, Leipzig und Strasburg: da aber das Schicksal seine Leute wunderlich führt, so gerieth mein guter Vetter unter die französischen Soldaten, segelte nach Amerika, und ward endlich Hofmeister in Schlesien. Die Leser können leicht denken, daß von einem Manne, welcher so wunderliche Umzüge gemacht hat, gar viel Interessantes erzählt werden könnte, aber ich schreibe ja meine und nicht meines Vetters Geschichte, und kann daher damit nicht dienen. Vielleicht beschreibt er einst seine Historie, und dann wäre es sehr unartig, wenn ich ihm vorgreifen wollte.

Einige Wochen nach meines Vetters Abreise kam ein Männchen nach Halle, dessen Logis ich aber trotz meiner Untersuchungen nicht ausfindig machen konnte. Das Männchen besuchte mich früh Morgens, und beschied mich auf den Nachmittag zu sich auf die sogenannte Loge, er habe mir ein Project mitzutheilen, durch dessen Ausführung wir beyde könnten auf immer glücklich werden. Ich halte zwar blutwenig auf Projecte, weil mir bisher alle die, welche ich formirt hatte, oder welche andre für mich formirten, gescheitert oder wenigstens mislungen waren, doch wollte ich dießmal sehen, was das Männchen eigentlich haben wolle, und ging auf die Loge, wo damals Mosjeh Dietler seine corrupte Wirthschaft führte. Geheimniß-

voll blinkte mir das Männchen, und nahm mich mit in die große Wirthsstube, die er ausdrücklich hatte heizen lassen, und wo wir allein seyn konnten. Hier entdeckte er mir bey einem Glas Breyhan sein Anliegen. „Ich bin ein Adeptus, sagte er, und habe durch lange Erfahrungen, große Reisen, tiefe Untersuchungen endlich die Geheimnisse der Natur entdeckt, welche vor den Augen der Menschen, auch der allerklügsten und allergelehrtesten verborgen sind. Ich mache zwar weder Gold noch Silber, denn das ist vielleicht unmöglich, welches ich jedoch nicht behaupten will, da ich die Sache nicht genau genug untersucht habe; aber wenigstens ist das Goldmachen unnütz und überflüssig: denn Gold und Silber giebt es genug in der Welt, um Handel und Wandel zu unterhalten, und dieß ist hinreichend. Aber ich habe weit köstlichere Arcanen, ich besitze die Kunst, das Leben der Menschen zu verlängern und die Gesundheit unverletzt zu erhalten. Ich mache es nicht wie Hufeland in Jena, welcher Diät und Ordnung befiehlt: nein! wer mir folgen will, kann nach Herzenslust ausschweifen, kann sich alle Tage zehnmal besaufen, kann sich mit Frauenzimmern übermäßig begehen, kurz er kann treiben, was ihm gelüstet zu treiben, und seine Gesund-

heit muß nicht im geringsten dadurch geschwächt werden.“

„Das wäre ja, fiel ich ein, ein herrliches Arcanum für große Herren, für Prälaten, Domherren, Kammerherren, Hofbediente und reiche Taugenichtse.“

„Ja wohl, fuhr er fort: aber nicht nur für reiche und vornehme Herren und Damen ist mein Arcanum: denn auch in den niedern und niedrigsten Ständen sind die Ausschweifungen große Mode. Sogar bey Kammerkätzchen und Domestiken werde ich Beyfall finden. — Aber, liebster Freund, ich habe einen Mann nöthig, der mit mir zieht, und mich unterstüzt, und diesen Mann glaube ich in Ihnen gefunden zu haben.“

Ich. Wie meynen Sie das?

Das Männchen. Sie ziehen mit mir: Sie haben viele Bekanntschaften in- und außerhalb Deutschland. Wo wir hinkommen, empfehlen Sie mich Ihren Bekannten, und es soll uns nicht fehlen, wir wollen unsern Schnitt schon machen. Alles Geld, welches wir verdienen, theilen wir.

Ich. Warum ziehen sie nicht lieber allein, und behalten den Ertrag Ihrer Industrie für sich?

Das Männchen. Das geht nicht an: ich darf mich nicht selbst produciren; so was macht erstlich verdammt verdächtig, und die Leute sehen

einen für einen Charlatan an, und dann kommt auch hier und da die Obrigkeit dahinter. —

Ich. (einfallend) Besonders im Preußischen, nicht wahr?

Das Männchen. Bitte recht sehr um Vergebung, im Preußischen ists gar nicht schlimm für unser Einen. Etwas Geld kosters zwar, aber die Erlaubniß zu practiciren ist leicht zu erhalten. — Um aber allen Ungelegenheiten vorzubeugen, ziehen Sie als Freund mit mir, machen mich so unter der Hand in Städten und andern Orten bekannt, und wir wollen schon unser Schäfchen scheeren.

Ich. Ja ja, denn nach dem Sprichwort, mundus vult decipi, das heißt: die Herren wollen bedient seyn.

Das Männchen. Ganz recht, liebster Freund; Sie sind mein Mann, und wir können einander dienen. Manus manum lavat, sagt man im Sprichwort, Sie gehn doch mit?

Nun wurde ich im Ernst über den zudringlichen Unverschämten aufgebracht, und erklärte ihm gradezu, daß ich nie der Bediente oder der Freund eines Quaksalbers, Charlatans und Giftmischers werden würde. Das Männchen sagte weiter nichts, als: wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen, und ging fort. Als er weg war, ärgerte ich mich, dem Mosjeh nicht

derber die Wahrheit gesagt zu haben, aber nach und nach besann ich mich und bedauerte, den Kerl auf seinen ebentheuerlichen Zügen nicht begleitet zu haben; ich hätte, glaub ich, recht sehr viel lernen können in solcher Gesellschaft. Es ist allerdings nicht sehr löblich, mit einem medicinischen Charlatan und einem alchymistischen Betrüger — und dieß war mein Männchen ganz gewiß — herum zu ziehen, aber ich konnte es immer einmal probiren, um doch auch die Erfahrung zu lernen, wie weit Leichtgläubigkeit und Betrug gehen kann. Ich habe nachher weiter nichts mehr von meinem Männchen gehört: denn er verließ Halle noch am nämlichen Tag.

Zwölftes Kapitel.

Häusliche Auftritte. Die Frau Hammern.

Seit der Geburt meines Fritzemann Ucke gings so ziemlich in meiner Wirthschaft: denn ich verdiente so viel, als wir brauchten, und so lebten wir ruhig, so ruhig, als man unter meinen

Umständen leben kann. Freylich fielen sehr oft kleine Zänkereyen zwischen mir und meiner Frau vor, welche von beyden Seiten nicht ganz ohne Grund waren, jedoch das ging bald vorüber, und wenn wir uns gezankt hatten, so waren wir eine halbe viertel Stunde hernach wieder die besten Freunde. Ein Umstand war indessen doch Ursache, daß der Unwille meiner Frau gegen mich länger dauerte, so lange nämlich, bis sie von dem Ungrund ihres Verdachts überzeugt war.

Eine gewisse weggeworfene Creatur, die man Frau Hammern nannte, sprach mich einst auf der Straße an, mit ihr zu gehen, und ihr einen Brief zu schreiben, oder vielmehr einen Menschen, welcher ihr noch 19 thlr. schuldig war, bey den Gerichten zu Bernburg zu verklagen. Ich hatte gerade nicht Zeit, ihr Verlangen zu erfüllen, versprach ihr aber, nächstens zu ihr zu kommen. Sie designirte mir ihr Haus: ich ging fort und vergaß, was ich versprochen hatte. Ohngefähr acht Tage hernach ging mich die Hammern wieder an, aber auch damals konnt ich ihr nicht folgen, als sie mich aber zum dritten Mal anredete, ging ich gleich mit ihr. Eine dienstfertige Frau, nämlich die Frau des Musicus Spazier, hatte mich schon mehrmals mit der Hammern reden sehen, und als sie nun gar sahe, daß ich mit dieser Makerelle ging,

lief sie schnell zu meiner Frau und berichtete ihr, so eben sey ich in ein Hurenhaus gegangen. Ich muß hier bemerken, daß ich durchaus von den Verhältnissen der Hammern nichts wußte, und daß es mir gänzlich unbekannt war, daß sie liederliche Wirthschaft betrieb: denn sonst würde ich doch wenigstens nicht am hellen Tage hingegangen seyn. Meine Frau warf schnell ihren Mantel um und eilte mir nach, fand mich aber ganz allein in der Stube der Hammern, weil diese weggegangen war, Papier zu holen. Wie sie mich apostrophirt habe, mögen sich meine Leser selbst denken. Ich hatte alle Mühe, sie nur in soferne zu besänftigen, daß sie nur keinen Skandal auf der Straße machte, und das Grobzeug zusammen zog. Nun erfuhr ich also, in welchem Hause ich gewesen war, und ärgerte mich selbst, dahin gegangen zu seyn. Nachdem aber meine Frau wieder ruhig geworden war, konnte ich sie von meiner Unschuld wohl überzeugen, aber noch jezt macht sie mir, wenn sie böse ist, über diesen Vorfall die bittersten Vorwürfe, und ich muß oft folgende schöne Frage hören: Sag mir'n mal, Menschenkind, obs nicht wahr ist, daß ich dich aus'm Hurenhaus geholt habe? das ist nun freilich wahr, aber ich war doch unschuldig, und verdiene daher keine Vorwürfe dieser Art.

Da ich aber doch einmal von der Frau Hammern gesprochen habe, so will ich ihre heillose Wirthschaft vorher beschreiben: vielleicht kommen diese Blätter den Herren der hiesigen Polizey zu Gesichte, und vielleicht nimmt diese einige Rücksicht auf meine Nachrichten, und zerstört vielleicht die Infamien, welche bey der Hammern getrieben werden. Ich habe meine Nachrichten zwar nicht aus eigner Erfahrung, aber doch von solchen Leuten, welche als die gültigsten Zeugen gelten können, weil sie diese Hütte der niedrigsten Wollust selbst und öfters besucht haben.

Die Hammern hält kein eigentliches Bordel, das heißt, es ist bey ihr keine regelmäßige Auflage feiler Menscher, welche jedem zu Gebote stehen, der den geringen Preiß bezahlt, auf welchen sie sich taxirt haben: aber wer Etwas von der Art sucht, kann sich dennoch an die Frau Hammern wenden, welche gewiß dafür sorgt, daß ihm aus der Noth geholfen werde. Feile Mädchen finden sich ungerufen des Abends bey ihr ein: denn am Tage leidet sie dergleichen nicht, es müßte denn ein ausserordentlicher Fall seyn mit periculum in mora verbunden. Wenn aber keine Mädchen da sind, so hat die gute Frau doch Bekanntschaft und weiß gleich, wo ein Dirnchen steckt, das gern Etwas verdienen mögte: diejenigen Mädchen, wel-

che oft bey der Madam Hammern sich einfinden, haben den Namen Hammermamsellen von unsern Studenten bekommen. So eine Hammermamsell ist aber gehalten, jedesmal eine Abgabe von dem zu zollen, was der gierige Herr Galan für die genossene oder vielmehr für die noch zu genießende Freuden hingiebt; und diese Abgabe ist sehr billig: denn wer läßt gerne umsonst, für nichts und wieder nichts in seiner Werkstätte arbeiten? Bis auf diesen Punkt hatte nun die Hammern vor den übrigen Bordellisten nichts zum voraus: aber was nun kommt, ist ihr ganz eigen.

Frau Hammern versteht die Kunst, ledige und verehlichte Frauenzimmer zu verführen, und sie zu verkuppeln. Wer ein Mädchen oder ein Weib gern haben mögte, darf sich nur an Madam Hammern wenden, und wenn diese das Mädchen oder die Frau nicht schaffen kann, so kann es niemand. Mir sind Fälle bekannt, wo Frau Hammern wirkliche ernsthafte Liebesgeschichten angesponnen hat, und oft bin ich erstaunt, wenn meine Freunde mir Frauenzimmer zeigten, welche bey der Hammern gewesen waren, um da mit ihren Liebhabern eine Zusammenkunft zu halten, die doch sonst in aller Augen für tugendhaft, wenigstens für ehrbar passiren. Fürchten Sie sich aber nicht, meine Schö-

gen, ich werde keine von ihnen nennen: Sie sind mehr zu bedauern, als zu beschimpfen.

Dieses Gewerbe treibt Frau Hammern schon seit vielen Jahren, und doch erinnere ich mich nicht, daß die Polizey auch nur ein einziges Mal nach dieser heillosen Wirthschaft gefragt hätte. Es kann seyn, daß die Herren von der Sache, die jedoch ganz stadtkündig ist, und wovon in höhern und niedrigern Cirkeln gesprochen wird, nichts vernommen haben, und daher die Kupplerin nicht controlliren konnten: eben deßwegen wünschte ich aber, daß diese Blätter den Herren zu Gesicht kämen, und dann wäre ich gleich bereit, auf Requisition nämlich, ihnen nähere Beweise der abscheulichen Kuppeley vorzulegen. Bey uns hat zwar der Unterschied zwischen delicta privata und publica aufgehört, indessen glaube ich doch, daß jeder, welcher von solcher heillosen Wirthschaft Kenntniß hat, auch das Recht habe, den Skandal der Obrigkeit bekannt zu machen, und daß alsdann auch diese verbunden sey, der heillosen Wirthschaft Einhalt zu thun.

Ich weiß, daß man hin und wieder die Frage aufgeworfen hat, ob auf Universitäten privilegirte Bordelle angelegt werden könnten, wodurch der Schade, welcher aus den Winkelbordellen und aus dem Umgang mit liederlichen, auf ihre eigne Hand

wohnenden Menschern, den Studenten erwächst, verhindert würde? Es muß wirklich weit mit dem Verderbniß der Sitten gekommen seyn, wenn man solche Fragen aufwerfen kann! Es sollte nöthig seyn, für junge Männer, welche sich den höhern Wissenschaften widmen, und einst Volkslehrer, Richter und Aerzte werden wollen, und sich eben auf den Universitäten zu diesen erhabenen Zwecken vorbereiten, für solche Leute, sage ich, sollte es nöthig seyn, Bordelle zu errichten, und diese Bordelle zu privilegiren, und der Obrigkeit — doch wohl der akademischen Obrigkeit selbst? — die Oberaufsicht und das Direktorium davon zu überlassen!!! Ich zweifle, ob jemals eine deutsche Universität ein Bordel privilegiren wird; vielleicht sollten die Vorgesezten der Universitäten dafür sorgen, daß alle Gelegenheiten, die niedre Wollust zu treiben, sorgfältig abgeschnitten würden, welches auch so gar schwer nicht ist, wenn mans nur ordentlich anfängt. Die meisten jungen Leute, dieß muß ich zur Ehre unsrer Studenten sagen, hassen die feile Wollust, und verachten die elenden Creaturen, welche solche Dienste leisten. Wie leicht wäre es aber, alle Jünglinge von guter Erziehung von dem Besuch feiler Menscher und von der Gemeinschaft mit denselben abzuhalten, da eben diese Jünglinge sich größtentheils ein hohes Ideal von

Liebe und Minneglück gebildet haben, womit die Bordellerey und Menscherey ganz und gar incompatibel ist? Alte Sündenböcke, und rohe Kerle ohne Erziehung werden zwar der niedern Lust nachrennen: denn diese kennen und verlangen weiter nichts als Genugthuung für ihren Kitzel, aber der Jüngling hat Ansprüche, welche ihm keine Bordelnymphe und kein Thürmer gewähren kann. Fast immer ist die Verführung andrer Schuld, wenn junge Leute sich der Ausschweifung ergeben, und dadurch unglücklich werden. Wenn die Neulinge oder Füchse ankommen, werden sie sofort von den Veteranen augeführt, und mit allem bekannt gemacht, was diese betreiben: die Buffe oder Bordelle werden bey diesen Instructionen nicht vergessen, und kaum ist der Fuchs drey Tage auf der Akademie, so kennt er schon alle Löcher, und die in denselben commandirenden Buffpatronen, und die servirenden Buffmenscher. Dieß ist beynahe auf allen deutschen Universitäten so. Die Polizey ist zwar dann und wann aufmerksam auf diese Unflätereyen, aber sie verfehlt fast allemal ihren Zweck: denn das Visitiren der Bordelle, welches das Einzige ist, das man bisher zur Störung dieser Unordnungen vorgenommen hat, wird größtentheils schon vorher bekannt, und dann finden die suchenden Häscherpatrouillen selten einen Studenten in

einem solchen Loche. Aber wenn sie auch welche finden, so kostet es einiges Geld, und das Uebrige bleibt, wie es war. Der jetzige Prorektor in Halle hat einiges zur Störung der Bordellerey und der Hurenwirthschaft gethan, und selbst alle gutdenkende Studenten wünschen, daß er seinen Zweck vollkommen erreichen möge — aber sie wünschen es mehr, als sie es hoffen: denn das Uebel hat zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß es leicht auszurotten seyn sollte. Doch es ist gut, die Materie von den Bordellen, Buffen und Thürmern, das ist Gassennymphen, abzubrechen, ob sie gleich sehr reichhaltig ist, und es mancher gern sehen würde, wenn ich noch einige Kapitel damit anfüllte.

Im Herbst 1798 wurde ich durch einen sehr freundschaftlichen Brief des rechtschaffnen und gelehrten Herrn Berghauptmanns von Murr zu Nürnberg, sehr angenehm überrascht. Dieser vortreffliche Literator versicherte mich, daß er meine Siebensachen mit Vergnügen gelesen habe, und mit meinen freyern Aeusserungen und Urtheilen durchaus zufrieden sey: zugleich schickte er mir einen Katalogus derjenigen Bücher seiner sehr zahlreichen Sammlung, welche er verkaufen wollte, und forderte mich auf, mir nach Gefallen einiges zu wählen. Ich antwortete dem edelmüthigen Manne, und überließ ihm selbst die Wahl de-

Bücher, welche er für mich nützlich und brauchbar hielte. Gegen Weihnachten schickte mir Herr von Murr einen Pack, worin ich unter andern folgende Werke fand: Euripidis Opera ex Editione Canteri; Lyrici et Bucolici graeci; Serveti Lbb. de Christ: restit; La Vie de Lucillo Vanini; Aminta di Tasso; Statii Opera; Apollonii Rhodii Aggonantica und mehr andre Werke dieser Art. Herr von Murr muß sich eine sehr gute Vorstellung von meinen geringen Kenntnissen und Fähigkeiten machen, da er mir solche Bücher zum Geschenk gemacht hat. Nie wird meine Hochachtung und meine Dankbarkeit gegen den rechtschaffenen Mann bey mir lau werden, und der Beyfall eines solchen Mannes wird gewiß mehr bey mir gelten, als das Lob oder der Tadel der lichtscheuen Recensenten in den sogenannten Bibliotheken, Literaturzeitungen, Annalen, und wie die gelehrten Trödelbuden in Deutschland sonst noch heißen mögen. Die Herren, welche an den gelehrten Journalen arbeiten, mögen mir es nicht übel nehmen, daß ich vielleicht mit weniger Respect von ihren Instituten spreche, als sie vielleicht erwarteten: es ist zu unsrer Zeit große Mode, besonders unter den Schriftstellen, alles bey seinem rechten Namen zu nennen, und Dank sey es der Preßfreyheit, seine Meynung grade heraus zu sagen.

Die Herren Recensenten gehn uns in diesem Stück mit dem besten Beyspiel vor, und einige machens ihnen auch treulich nach. Herr Mehmel, Professor in Erlangen, schalt noch erst neulich die allgemeine deutsche Bibliothek eine Kneipe worin liederliches Gesindel (intellige die Recensenten, alle oder nur einige, ist gleichviel) beherbergt würden. Dieses herrliche Elogium haben die Herren der deutschen Bibliothek sogar in ihrem Recensirbuche wiederholt, aber dabey wird es auch wohl bleiben: denn sie werden sich wohl hüten, den Herrn Mehmel gerichtlich zu belangen, welches auch wahrscheinlicher Weise wenig helfen mögte. Wie artig Herr Danz seine Recensenten abzufertigen wisse, kann man sehen in der Vorrede zum sechsten Bande seines Commentars über Hrn. Runde's Privatrecht: Herr P. Dabelow hat auch gar artig deutsch gesprochen mit seinem Recensenten. Nun frage ich:

quis dubitet, nomina tanta sequi? —

Doch mit den Recensenten werde ich bald bey einer schicklichern Gelegenheit — aber auch zum lezten Male — sprechen: hier merke ich nur noch an, daß mir ein Recensirklub grade so vorkommt, wie etwan ein Criminalgericht, oder eine Municipalität in Frankreich zur Zeit des Terrorismus. Die Mitglieder kannten einander selten, so gehts auch

bey den Recensenten: unter den Mitgliedern gabs einige der wichtigen Untersuchungen und Entscheidungen gewachsene Männer, aber da saßen auch imberbes pueruli, jämmerliche Wichte, die weder Giks noch Gaks wußten, und doch über die schwersten Rechtshändel absprachen; eben dieß ist auch der Fall mit den Recensenten, unter welchen es manche sachkundige einsichtige Männer, aber auch gar traurige Kunstjüngerlein giebt, wie ihr Machwerk hinlänglich beweiset. Endlich konnte ein zur Zeit des Terrorismus in Frankreich gefälltes Urtheil nicht reformirt werden; wie einmal gesprochen war, so blieb es; eben so können auch die Recensirsprüche nicht geändert werden: denn sonst müßte man ja die gedruckte Bogen umdrucken, und das geht nicht. Der Terrorismus in Frankreich hat längst aufgehört, der Terrorismus der Recensenten aber auch. Es war einmal eine Zeit, wo man sich vor den Urtheilen der Recensenten zwar nicht fürchtete, aber doch dieselben als Urtheile von competenten Richtern gefällt, ansahe, und ihre Zurechtweisungen gern annahm, aber seitdem Grobheit, Stolz, Impertinenz und brutales Wesen mit großer Ignoranz verbunden, das Signalement der Recensisten geworden ist, kümmert sich niemand mehr um Recensoren als solche; man liest die gelehrten Zeitungen, um zu erfahren, wie die

Titel der neuen Bücher heißen, wie stark sie seyen an der Bogenzahl, und was sie kosten, auch wohl um die Zeit zu vertreiben, oder des Spaßes wegen: denn wehe dem, welcher die Recensirbücher lieset, um sich zu unterrichten, und, um über die Fortschritte der Litteratur zu urtheilen!

Dreyzehntes Kapitel.

Herr Dreyßig. Die Eudämonisten.

Im Sommer 1799 kam der König von Preußen nach Halle, und die Hallenser waren alle, wie billig, sehr froh, ihren erhabenen Monarchen in ihren Ringmauern zu sehen. Ich für meine Person habe damals den König nicht gesehen: denn ich mogte mich da nicht hinzu drängen, wo sich jederman drängte, blieb daher zu Hause, und besorgte mein Blumenbret. Ich erfuhr aber doch zu meiner nicht geringen Freude, daß der König nach mir gefragt habe. Im botanischen Garten, wo dem Könige und der Königin ein Frühstück war bereitet worden, erblickte die Königin einen Haufen Studenten, und fragte, was das für gutgekleidete, artige, junge

Leute wären? Es wurde ihr geantwortet, es seyen Studenten, und da wunderte sie sich, daß Studenten so artig und wohlgezogen seyn könnten. Es ist sichtbar, daß der Monarchin ein bösartiger Begriff von Studenten und ihrem Wesen beygebracht seyn mußte: freylich konnte ein Auftritt, welcher den Tag zuvor im Garten zu Dieskau vorgefallen war, der Dame keine günstige Idee von Studenten beybringen. Ein Student war daselbst, als der König ankam, und trug einen Helm, welcher mit einem Riemen unter dem Kinn so befestigt war, daß er ihn nicht abnehmen konnte. Jederman zog vor dem Konige den Hut ab, bis auf den Studenten mit dem Helm. Der König, welchen dieses verdriessen, oder wenigstens befremden mogte, fragte ihn, wer er wäre? „Ich bin ein Student," erwiederte der Gefragte in einem eben nicht feinen Tone. „Das sieht man wohl," sagte der König, und wendete sich weg. Der Student bekam hernach auf einige Tage Stadtarrest??? Ein Herr von dem Königl. Gefolge, welcher mir in der Märkerstraße begegnete, und mich noch von Alters her kannte, rieth mir, dem Könige mich zu nähern, und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Ich überlegte, was zu thun sey, und fand, daß ich es nicht thun müsse: denn ich traute der Empfehlung gewisser Hallischer Herren

nicht, welche um den König waren, vorzüglich fürchtete ich, ein gewisser Theologe, dessen Personnage dem Monarchen wichtig scheinen mußte, mögte mir einen üblen Gefallen thun, aus reiner Menschenliebe nämlich, wie sichs von selbst versteht. Es ist eine gar herrliche Sache um die Gesetze und die Moral: wer klug ist, kann immer seinen Leidenschaften Gehör geben, und findet doch immer gute Gründe zur Entschuldigung, und zur Beschönigung der unbilligsten Dinge findet man Gesetze. Sollte man wohl folgenden Vorfall glauben? Und doch hat sich die Sache gerade so zugetragen, wie ich sie erzähle.

Ein gewisser Student der Rechte, aus Schlesien gebürtig, suchte vor einiger Zeit, etwan vor sechs Monaten, um den Freytisch nach: man machte ihm Hoffnung dazu, und er stellte sich zum Examen. Weder gegen seine Kenntnisse, welche gar nicht gemein sind, noch gegen seine Lebensart, welche sehr regelmäßig und gesittet ist, konnte das Geringste eingewendet werden, und doch erhielt er den ihm zugesagten Freytisch nicht, weil er — katholisch war. Wenn etwan ein Pastor Götz zu Hamburg, ein Professor Seiler in Erlangen, oder ein Bechtold in Gießen so einen Grund das Beneficium zu versagen, angeführt hätten, wollte ich kein Wort sagen: denn bey diesen Leuten

ist es Grundsatz, daß man die Feinde des Herrn d. i. die Nichtlutheraner auch für seine Feinde halten, und folglich ihnen nichts gutes thun müsse. Aber ein Nösselt, ein Eberhard — solche Männer können sagen: weil dieser sonst fleißige, gutgesittete Mann einen andern Kirchennamen hat, als wir, so soll er nicht umsonst mit uns essen; lieber sollen andre, welche Mittel genug haben, sich den Mittagstisch zu kaufen, dieß Beneficium genießen. Sogar einige unter unsern Professoren haben ziemlich laut über das erzählte Verfahren geklagt, aber es ist dabey geblieben, und ich enthalte mich aller weitern Anmerkungen, doch wird jeder graddenkende Mann mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß wenn ja ein altes Gesetz existirte, welches die Katholiken von den königl. Freytischen ausschlösse, dieses Gesetz entweder abgeschafft oder übergangen werden müßte, zumal wenn von der Unterstützung eines äusserst armen, aber fleißigen und geschickten Mannes die Rede ist. Mir ist die Litaney des großen Erasmus bey diesem Umstand eingefallen.

Die Reise des Königs nutzte Herr Dreyßig, der Kunst- und Buchhändler, sonst grüner Mann genannt, um einige Bogen gedruckt ins Publikum zu werfen, und einige Groschen damit zu verdienen. Es wurden daher einige Sudelwische, wor-

in die Reise des Königs nach Halle, und dessen kurzer Aufenthalt in dieser Stadt erzählt wurde, zusammen geschriebelt, und Gott weiß, quo censore, herausgegeben. Einige wollten behaupten, Hr. Dreyßig sey nicht der Verfasser dieser Dinger, aber wenn ich meine Meynung sagen soll, so finde ich das Geschreibsel des grünen Mannes vollkommen würdig; bis auf den Ausdruck ist alles grünmännisch. Der König hatte sich ohnweit Halle an einer Anhöhe auf den Rasen gelegt, um von da aus den Halloren, welche auf der Saale ein Schifferstechen hielten, zuzusehen: diesen Umstand drückt Herr Dreyßig mit diesen Worten aus: „Der König habe vollends da gelegen, wie ein Schaafknecht!“ Heißt das nicht sehr edel und ganz à la grüner Mann, von einem Monarchen sprechen? Andre Nachrichten, die Königin betreffend, werden in der hallischen Pöbelsprache ertheilt! z. B. die Königin sey ein gar grausam schönes Madamchen u. s. w. Am Ende des zweyten Stücks dieses Machwerks kommt etwas sehr witziges vor: Herr Dreyßig führt nämlich einen von dem Gefolge des Königs redend ein, welcher seine Betrachtungen über Halle anstellte, worin Leute von so verschiedenem Charakter lebten. Er stellt mehrere zusammen, welche einander auffallend unähnlich sind, oder wenigstens nach Meister Drey-

ßigs Einbildung seyn sollen. So wird z. B. der Stadtmusicus Hr. Wansleben, ein wohlgewachsener großer Mann, mit einer gewissen Mamsell Steinhäuser, einem winzigen Geschöpfchen, zusammengestellt. Auch meiner Wenigkeit thut Herr Dreyßig die Ehre der Collation an, und bringt mich mit dem Hn. Prof. Bathe zusammen. Ich weiß zwar recht gut, daß ich mit Hn. Bathe nichts Aehnliches habe; aber worin die auffallende Unähnlichkeit bestehen soll, sahe ich nicht ein, und konnte, als ich das Geschmiere auf der Mail las, gar nicht begreifen, wie ich dazu käme, mit dem Prof. Bathe verglichen zu werden. Ich ging daher zu Herr Dreyßig in seine Kunstkammer, oder wie die Studenten sagen, Kunstloch, und bat mir eine Erklärung von dem Herrn Kunstmeister aus, aber dieser antwortete mir so komisch unbestimmt, daß ich einsahe, er wolle mich zum besten haben, und nun auch nach meiner Art derbe zu reden anfing. Unser Debattiren wurde so laut, daß die Jungen auf der Straße sich vor Hn. Dreyßigs Cabinet de merveilles versammelten, und selbst die Vorübergehenden stehn blieben. Ich entfernte mich, und Herr Dreyßig rief mir nach, daß er mich beym Prorektor sprechen würde, aber er hat mich nicht fordern lassen, sondern mir dadurch eins zu versetzen geglaubt, daß er in der Fortsetzung der Wische die

Bemerkung einfließen ließ, ich verstünde mich auf den Schnapps, und wisse, wo der Beste in Halle zu haben sey. Ich glaubte nicht, daß es der Mühe werth sey, mich weiter mit Mstr. Dreyßig in eine öffentliche Fehde einzulassen, und lachte über die Ausfälle eines Mannes, der ohnehin unfähig ist, jemand zu injuriiren.

Mit den Eudämonisten hätte ich auch Händel bekommen, wenn mich die Verfasser des Obscuranten-Almanachs der Mühe nicht überhoben hätten, mit den jämmerlichen Kerlen Krieg zu führen. Ich hatte das Geschreibsel, Eudämonia genannt, noch nie gesehen, wohl hatte ich davon gehört und gelesen, und wußte aus den Nachrichten einsichtiger braver Männer, daß die Eudämonia unter den infamen Sudeleyen, welche zu unsrer Zeit Deutschland überschwemmen, einen vorzüglichen Platz verdient, und eben so wie andre grobe Pasquillen z. B. einige Skarteken von Göchhausen, Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne u. dgl. den guten Namen braver Männer begeifert. Daß aber die fatalen Eudämoniashanswursten auch meiner gedenken, und mich an ihren Pranger stellen würden, war mir nie eingefallen, bis ich endlich einen Brief ohne Anzeige des Ortes, wo er herkam und ohne Unterschrift erhielt, worin mir berichtet wurde, daß ich im zwölften Stück des

Kloaks

Kloaks Eudämonia derb angegriffen und herunter gemacht sey. Ich wollte doch das Ding selbst nachsehen, hatte aber große Mühe, es zu erhalten, da das Gesudel im Preußischen und Sächsischen ganz und gar keinen Abgang findet. Ich las und erstaunte, da mich die elenden Buben für einen Verbrecher erklären, den man in Effigie aufhängen müsse: die andern Titulaturen, welche sie mir gaben, z. B. den Preußischen Spion, Laukhardsseele, Propagandentrompeter, sanscülottischer Großschreier u. d. gl. wollte ich ihnen gerne vergeben, aber wegen des Hängens in Effigie gedachte ich doch, ein Wort deutsch mit ihnen zu sprechen, aber der Obscurantenalmanach überhob mich dieser Mühe, und ich danke den Verfassern dieses Werks, daß sie den Eudämonisten statt meiner, geantwortet haben.

Der obgedachte Brief enthielt die Namen mehrerer Männer, welche zu den Eudämonisten sollen gehört haben, nämlich v. Grolmann in Gießen, Prof. Jung in Marburg, Hofprediger Stark in Darmstadt, Aloys Hoffmann in Wien, Hoschka, v. Göchhausen in Eisenach, und endlich den ad instar eines Zahnbrechers schreienden Journalsmann Schirach in Altona. Ich will nicht behaupten, daß alle die genannten Herren Eudämonisten sind, d. i. daß sie alle an dem Journal, Eudämonia genannt, den Staupbesen verdient haben, ich mag

sogar keinen Einzigen als wirklichen Eudämonisten angeben: denn das hieße gerade so viel, als so einen Herrn für einen Gesellschafter und Waffenträger der ersten Schurken Deutschlands erkären; indessen zeugen doch die Handlungen mehrerer der genannten Herren von Dero Eudämonistischen Gesinnungen. Die That des Herrn von Grolmann zu Gießen an dem D. G——— wurde durch einen gewissen Exulanten in Ober- und Niedersachsen so verschrieen, daß gewiß die Kinder auf einen Mann weisen würden, der sich Grolmann nennt und diese Gegenden bereisen sollte. Schade ist es doch, daß der liberale und rechtschaffne Criminalist Grolmann in Gießen wohnt, und mit dem eudämonisch gesinnten Menschen einerley Namen führt! Den Prof. Jung in Marburg mag ich kaum nennen: er hat zu viel ähnliches mit einem gewissen Kerl, Rosenfeld glaub ich, hieß er. Man ziehe nur Frömmlingen von Profession die heilige Maske von der Fratze, und dann wird wenig übrig bleiben, weßwegen man sie für Muster halten müsse.

Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus.
Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?
Quis coelum terris non misceat, et mare coelo,
Si fur displiceat Verri, Homicida Miloni,
Clodius accuset moechos, Catilina Cethegum?

Qualis erat tragico nuper pollutus adulter
Concubitu, qui tunc leges revocabat amaras
Omnibus atque ipsi Veneri Martique timendas;
Cum tot abortivis foecundam Iulia vulvam
Solveret, ac patruo similes effunderet offas.

Sollte man nicht denken, Juvenalis sey ein Prophet gewesen, und die angeführte Stelle sey ein weißagendes Gesichte?

Daß ein Mann, wie Stark in Darmstadt sich zu dem Eudämonistengesindel gesellt hat, oder gesellt haben soll, ist wirklich sehr zu bedauern. Der Verfasser des Häpheistio ein Eudämonist!!

Herr von Göchhausen in Eisenach verdient öffentlich gerühmt zu werden, und ich würde es thun, wenn ich meine Stimme für würdig hielte, den Rechtschaffnen zu loben. Er hat sich öffentlich erklärt, warum er freyere Gesinnungen mit Sansculotterey in eine Brühe geworfen, und jeden für einen Ohnehosen angesehen habe, der nicht dachte, wie ohngefähr Hr. Rehberg oder einer desgleichen. Ich habe mich unendlich über das freye eines gelehrten und durch Verdienste angesehenen so würdige Geständniß gefreuet, und bedaure nur, daß mir einige Ausdrücke entfahren sind in meinen Schriften, welche auf Herrn von Göchhausen nicht den besten Bezug haben; aber diese Ausdrücke concerniren bloß den Schreiber der Wan-

derungen in die Rhein- und Mayngegenden, keinesweges aber den schätzbaren Verfasser des Mährchens aus der andern Welt.

Der Journalist Schirach, oder Herr von Schirach in Altona scheint mir durchaus keinen unmittelbaren Antheil an der Eudämonia genommen zu haben, da sein politisches Journal die Eudämonia beynahe äquirt, ich meyne an Lügen, Lästerungen und Verläumdungen. Doctor Bahrdt sagt im Ketzeralmanach, das deutsche Publikum sey ein altes Weib, weil es die Schriften eines gewissen Herrn gleichsam verschlungen habe. Den Beweis, daß unser Publikum ein altes Weib ist, könnte man am besten daher führen, daß das politische Journal des Herrn von Schirach noch Käufer und Absatz findet. Der große Schirach hat den Schleier der Politik vom Gesicht gerissen, und immer vorher aus unumstößlichen Gründen geweißaget, wie es noch in der Welt gehen müßte, und folglich auch gewiß gehen würde. Daß es so, wie der große Politiker geweißagt hat, gehen mußte, daran ist wohl kein Zweifel, nur war es sehr Schade, daß fast keine einzige Schirachsche Weißagung eintraf. Doch die Weißagungen möchten immer hingehen, die machen das politische Journal bloß zu einem elenden Sudel, worüber der Kluge die Achsel zuckt, und die Verdrehungen

der Begebenheiten, welche sich Schirach oder seine unbekannte Correspondenten erlauben, wären auch noch zu verzeihen; denn so Etwas hat er mit vielen inländischen und ausländischen Zeitungsschreibern, sogar mit gelehrten Zeitungsschreibern, gemein: und wenn mehrere einerley Bocksstreiche machen, so fallen diese weniger auf: aber seine Invectiven auf brave Männer sind unverzeihlich und verdienen öffentlich geprangert zu werden, wenn jenen verunglimpften Männern daher ein Schaden entstanden wäre, daß sie im politischen Journal mishandelt wurden.

Die Eudämonia hat nicht so viel Glück gemacht, als das politische Journal: das Ding war gar zu arg, und gar zu elend; da dachten dann die Herren, welchen zu Gefallen die Eudämonisten ihre Federn in Uebung sezten:

Wollt ihr nicht besser streiten für uns, dann l — — — und verboten die fernere Erscheinung der Monatswische.

Einen Hauptspaß habe ich auch vor einigen Jahren erlebt, den ich doch hier so ὡς ἐν παρόδῳ erzählen will. Ein Prediger zu Acken an der Elbe, Namens Sabel, ärgerte sich gar mächtig, daß der Verfasser einer Broschüre, Charakteristik einiger Brandenburgischen Geistlichen, ihn etwas unsanft mitgenommen und herumgeschleppt hatte.

Er rieth hin und her, wer doch der nicht genannter Schreiber des kleinen Buches seyn mögte, und fiel auf einen hiesigen Gelehrten, welcher ihn einst in Acken besucht hatte. Dieser Mann ist nichts weniger als ein Satyriker, und haßt alle gelehrte und ungelehrte Fehden; hätte daher Herr Sabel Personen gefragt, welche den ihm verdächtigen Gelehrten näher und besser kannten, als er, so würde ihm sein Irrthum leicht seyn benommen worden: aber das war ihm zu weitläuftig, er wollte einen nähern Weg einschlagen, und schrieb daher einen Wisch von einigen Bogen wider seinen putativen Angreifer. Das Ding ist ein non plus ultra von fadem Geschwäz, und höckerweiberischen Witzeleyen: aller Orten leuchtet Herrn Sabels Armseligkeit am Geiste hervor, wenn er schon einen Brief einrückt, der ihm vom Phöbus Apollo selbst soll geschrieben seyn. Dieser Brief des Apollo gehört zuverläßig zu den apokryphischen Schriften, oder man müßte annehmen, Phöbus Apollo habe Herrn Sabel so behandeln wollen, wie ehedem Friedrich Wilhelm der Erste den bekannten Gundlich, sonst närrische Excellenz genannt, behandelt hat. Herr Sabel läßt seinen vermeynten Gegner in einen Schöps verwandeln, aufhängen u. s. w. Der Gelehrte, welchen Herr Sabel so skandalös beschrieben und behandelt hatte, lachte über die Armseligkeiten und

die Gänsegalle des Kanzelmanns, und antwortete ihm, wie billig — gar nicht. Bald hernach wußte das ganze Publikum, wer der wahre Verfasser der obgedachten Charakteristik sey: Herr Sabel weiß es wahrscheinlich auch, hat aber stille geschwiegen, und wohl dran gethan.

Vierzehntes Kapitel.

Engelmann von Schochwitz.

Im Herbst des Jahres 1799 lernte ich einen Landmann näher kennen, welcher mir in mehr als einer Hinsicht merkwürdig geworden ist. Dieser Mann heißt Engelmann und besizt ein Bauerngut zu Schochwitz im Mansfeldischen. Der nähere Umgang, welchen er mit einem armen Bauernmädchen gehabt haben soll, brachte die Leute auf die Vermuthung, er sey der Vater ihres unehligen Kindes, ob es gleich nicht an andern Mannspersonen fehlt, die sich der Gunst dieser sonst ziemlich publiken Dirne rühmen können. Indessen wurde das Mädchen wieder schwanger, und Engelmann passirte abermals für den Urheber dieser

Schwangerschaft. Er leugnete es zwar gegen jederman, aber ein Verdacht dieser Art und ein solches Geschwätz ist schwer zu widerlegen und zu stillen; daher konnte es auch nicht fehlen, daß die Gattin des Engelmann ihm manche trübe Stunde machte, und sich fast täglich mit ihm zankte. Auf einmal verschwand das Mädchen, und wurde einige Tage hernach in der Saale todt gefunden. Einige liederliche Buben, welche grade um diese Zeit wegen allerhand Hallunkenstreichen eingezogen wurden, sagten ganz von freyen Stücken vor Gericht aus, Engelmann habe sie bestellt, das Mädchen in ihrer Wohnung zu ermorden, und hernach in die Saale zu werfen. Daß auf diese Aussage Engelmann sofort eingezogen wurde, versteht sich von selbst, aber bey der Untersuchung fanden sich so viele Widersprüche zwischen den Aussagen der Buben, und der Sache selbst, daß jeder Unbefangne sehr leicht schließen mußte, die Schurken haben falsch ausgesagt: indessen konnte doch Engelmann nicht eher losgelassen werden, bis seine Unschuld vollkommen erwiesen war. Dieß bewirkte ein hiesiger Rechtsgelehrter, Herr Justizcommissar Rupprich, welchem ich den Ruhm eines habilen Sachwalters sehr gerne zugestehe, ob er gleich mein Freund nicht ist, wie ich weiterhin dociren werde. Die Unschuld des Engelmann wurde voll-

kommen anerkannt, und er kam los: aber er wurde doch in alle Kosten verdammt, die der ganze weitläuftige Proceß verursacht hatte, und durfte an keinen Ersatz des großen Schadens denken, welchen sein Hauswesen durch seine Verhaftung und sein langes Gefängniß gelitten hatte. Ich kann nicht bestimmen, in wie fern jemand Proceßkosten tragen müsse, der für unschuldig erklärt worden ist, indessen scheint es mir doch, daß in Fällen, wie der des Anspänners Engelmann war, der Staat selbst die Kosten leisten müßte. Ich habe viel Ehrfurcht gegen die Aussprüche der Regierung zu Magdeburg, indessen kommt es mir doch vor, als sey Engelmann zu hart und folglich unbillig behandelt worden. Freylich konnten jene Buben, welche den Mann bloß aus Bosheit — denn Vortheile konnten sie durch diesen Streich nicht erwarten — angegeben und eines Menschenmordes beschuldiget hatten, die Proceßunkosten nicht leisten, die ihnen allerdings hätten zufallen müssen: aber ich sehe auch gar nicht ein, wie eine Verbindlichkeit auf mich fallen könne, bloß deßwegen, weil der, welcher dieselbe zu leisten hat, sie nicht leisten kann?

Engelmann schrieb auf seinem Gefängniß ein dickes Buch, worin er die Geschichte seines Processes, seines Arrestes und derjenigen erzählt, welche zugleich auf dem Rathhause saßen, und mit

welchen er sich unterreden konnte: denn da man gleich von Anfang einsahe, daß er unschuldig seyn müsse, hielt man ihn eben nicht sehr strenge, und für Geld und gute Worte thun die Herren Carcermajoren auch Etwas. Diese Schrift ist wirklich lesenswerth, und hat mitunter sehr gute naive Einfälle, aber ich zweifle, daß sie in Halle oder Magdeburg das Imprimatur erlangen würde. Engelmann ist nach seiner Entlassung mein Gevatter geworden.

Meine Lage war im Jahr 1799 nichts weniger, als ruhig und glücklich. Schon im Herbst des vorigen Jahres war die Mutter meiner Frau zu ihrem Mann, der als Unteroffizier bey dem Füselierbataillon Carlowitz steht, abgegangen, und hatte mir ihre jüngste Tochter zurückgelassen. Wir konnten das Mädchen recht gut brauchen, da sie weiter nichts kostete, als das bischen Essen, und etwan das Schuhwerk. Im Frühling 1799 hoffte ich bey dem Schneider Hubert weiter logiren zu können, aber der religiöse Mann hatte von meiner Irreligion gehört, und befürchtete, ich mögte Unsegen auf sein Haus bringen, daher bat er mich in einem höflichen Zettelchen, auszuziehen. Ich that dieß gerne, und zog in die sogenannte Kutsche: der Besitzer dieses Hauses war ein kreuzbraver Mann, welcher ehedem Soldat gewesen war, und den

ich schon seit vielen Jahren kannte. Meine Frau war anfänglich mit der Wirthin aufs beste einverstanden, und beyde stacken immer beysammen: aber Weiber, besonders Weiber ohne Grundsätze, können nicht lange Freundschaft halten, jede Kleinigkeit veruneinigt sie, dann kommen Klatschereyen, und zulezt die unversöhnlichsten Fehden.

So gings bey uns: ich kann zwar nicht sagen, wer zuerst Schuld war an dem Scandal, meine Frau oder die Frau Harrin; genug, sie wurden Feinde, und zwar die unversöhnlichsten Feinde. So gerne ich im Hause geblieben wäre, mußte ich Anstalt zum Ausziehen machen. Meine Frau hatte indessen bey einem Schuhmacher Schäfer eingemiethet, und ich war nachgiebig genug, zu thun, was sie haben wollte.

Im Sommer dieses Jahres schrieb ich meinen Franz Wolfstein, oder Begebenheiten eines dummen Teufels in zwey Bänden. Das Buch oder dieser Roman sollte beweisen, daß ohne Weltkenntniß und ohne die Kunst, sich in andre Leute zu schicken, und sich nach ihren Launen zu richten, alle Rechtschaffenheit und alle Kenntnisse nicht im Stande sind, uns vor Unfällen zu bewahren. Einige Recensenten haben das Werk so halbwegs durchgehen lassen, andre aber sind derb drüber hergefallen. Doch das thut zur Sache nichts:

infra rede ich noch ein Wörtchen mit meinen Recensenten, oder vielmehr mit meinen Lesern: denn Recensenten lesen selten mehr von den Büchern, als den Titel und die Vorrede; den Rest durchblättern sie nur.

Meine Frau brachte bald nach unserm Einzuge in Schäfers Residenz einen zweyten derben Jungen. Nach christlicher Gewohnheit und nach den Landesgesetzen, oder vielmehr nach geistlichen Verordnungen, welche der Landesherr bestätigt hat, mußte ich den Jungen taufen lassen, und Herr Prof. Güte taufte ihn. Als dieser sonst gelehrte und rechtschaffne Mann meinen ersten taufte, hatte er das alte Formular, nach welchem das arme acht- oder zehntägige Kind gefragt wird: ob es dem Teufel, und allen seinen Werken und Wesen entsage? Ob es an Gott Vater, an Jesum Christum, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrauen, der niedergefahren ist zur Höllen, an eine Auferstehung des Fleisches u. s. w. glaube? Ob es wolle getauft seyn? u. s. w. Lauter Fragen, die sich einem kleinen Kinde nicht vorlegen lassen, und die mit der sonst ehrwürdigen Handlung der Taufe einen seltsamen Contrast machen. Denn wenn man auch zugeben muß, daß die Kindertaufe nicht abgestellt werden kann, so muß doch auch zugegeben

werden, daß das gewöhnliche Taufformular abgeschmackt und zweckwidrig, folglich allerdings abzustellen sey. Erst noch kürzlich sagte ein gewisser Hallischer Geistlicher auf der Kanzel, Christus selbst (!) und die Apostel hätten Kinder getauft: der Herr muß nicht viel in der Kirchengeschichte studiert haben. *) Ich hatte lange Zeit keiner Taufhandlung zugesehen, und hätte beynahe über das allerliebste Formular laut aufgelacht, doch hielt ich an mich, und mein Fritzemann wurde ohne Scandal hingetauft. Ich konnte nichts anders erwarten, als Hr. Pr. Güte würde das alte Formular wieder herbringen, als er meinen zweyten Jungen der heil. Kirche durchs Wasserbad im Wort einverleibte: aber ich wurde sehr angenehm überrascht, als Herr Güte ein neues sehr vernünftiges Formular gebrauchte, welches ihm, als Concipienten, wahre Ehre macht, und hinlänglich beweist, daß er wisse, wofür man die Taufe überhaupt, und die der kleinen Kinder insbesondere zu halten habe.

Diesen Winter über habe ich fürchterlich ausgestanden: ich hatte mir nur wenig Holz angeschafft, und mußte hernach bloß Torfsteine brennen, und das dazu nöthige Holz bey den Höcken

*) Tertull. de baptismo Cap. 18. Walchii Hist. Paedobapt. IV. prior. secul.

laufen. Jede Woche brauchte ich mehr als für 1½ Thaler Brennwerk, und doch ward die ohnehin abscheulich kalte, dem Ost- und Nordwind ausgesezte Stube selten recht warm: die Fenster waren fast immer gefroren, und wenn ich an meinem Schreibtische saß, hatte ich selten warme Füsse oder warme Hände. Doch trug ich alles ziemlich geduldig, weil ich damals noch bessere Zeiten hoffte. Ich arbeitete den ersten Theil meiner Novellen aus, und fing auch an ein Wörterbuch der alten Erdbeschreibung zu verfertigen, welches aber aus verschiedenen Ursachen bis jezt noch nicht fertig geworden ist. Es giebt zwar mehrere und nicht unbrauchbare Wörterbücher über diese Wissenschaft, welche ich noch immer für sehr schwer halte: aber diese Wörterbücher sind zu weitläuftig und zu kostbar, als daß sie allen denen in die Hände kommen könnten, die ihrer bedürfen. Daher kommt es dann auch, daß nicht nur junge Leute, welche alte Schriftsteller lesen, sondern auch solche, welche dergleichen Autoren erklären sollen, alle Augenblick stocken und nicht wissen, wo sie sind. Ich habe den Gedanken, ein Lexikon der alten Geographie, ohngefähr 12 bis 14 Bogen stark, herauszugeben, noch nicht fahren lassen: vielleicht erscheint es bald. Gegen das Frühjahr schrieb ich meinen Marki von Gebrian, worin ich

die französischen Emigranten, so wie ich sie habe kennen lernen, abschilderte. So lange unsre Deutschen noch dumm genug sind, sich von diesem Auswurf der französischen Nation verachten und prellen zu lassen, ist es gut, daß man ihnen von Zeit zu Zeit diese Bursche abschildere. Freylich wird es immer weniger nöthig, von den unwissenden, schalköpfigen, dünkelreichen, dummstolzen, impertinenten Faselanten, welche unter dem Namen der Emigrés herumstreichen, Beschreibungen zu machen. Man fängt an, sie aller Orten für das zu halten, was sie sind, nämlich für untaugliche Subjecte, welche das Unglück, das sie drückt, an ihrer eignen und an fremden Nationen, vorzüglich an der Deutschen vollkommen verdient haben. Es sey ferne von mir, jemand aufzuhetzen, und zu deswegen, daß er den französischen Emigranten Schutz und Unterstützung versage, und noch viel weniger will ich alle Emigranten für elende Kerle ausgeben: ich kenne mehrere, welche verdienen, daß man sie schätze und ehre, aber a potiori fit de nominatio, sagen die Logiker, und da ist dann Emigrant und Haselant fast immer synonym. Ich sprach noch vor kurzem mit einem Juden, der aus Frankreich kam, und mir von der gegenwärtigen Lage dieses Reiches einige interessante Nachrichten mittheilte. Dieser Mann er-

zählte mir, daß die Meisten von den neuerdings zurückgekehrten Emigranten sich eben so in Frankreich betrügen, wie sie sich in Deutschland betragen haben, und daher bey jedem rechtlichen Franzosen verhaßt und verachtet wären. Ich glaubs sehr gerne, denn ich kenne die sacrés bougres d'Emigrés, und weiß, weß Geistes Kinder sie sind.

Funfzehntes Kapitel.

Mein Freund Premßler.

Mein Freund Premßler war ein Mann, welcher nach dem einstimmigen Zeugniß aller derer, die ihn näher kannten, ein besseres Schicksal verdiente, als ihm zu Theil ward. Es gab freylich Firlefänze, welche ihn bey seinem Leben taxirten, und nach seinem traurigen Tode blamirten und lästerten, sogar in gedruckten Wischen: aber auf das Urtheil der Firlefänze kommt nichts an. Ich will ihn schildern, wie er war, und meinen Lesern überlassen, von ihm und von seinem Tod zu urtheilen, wie sie glauben, daß geurtheilt werden müsse.

Premßler war aus Weimar gebürtig, wo sein Vater, wenn ich nicht irre, Aufseher über das dasige Zuchthaus gewesen ist. Einer von seinen Brüdern hatte die Rechte studiert, und war in Eisenach angestellt worden; dieser aber hatte die Wundarzneykunst gelernt, und kam ohngefähr 1790 zu dem Hallischen Regiment als Compagniefeldscheer, oder wie sie nachgehends heißen mußten, als Chirurgus. Ich habe es nie recht verstehen können, warum das gute deutsche Wort Feldscheer, welches jeder versteht, einem griechischen Wort, Chirurgus, weichen mußte: denn Chirurgus, kommt her von χειρ die Hand und ἐργον ein Werk, oder eine Arbeit, und heißt weiter nichts, als ein Kerl, der mit seinen Händen etwas verrichtet: nach der ersten Bedeutung des Wortes ist also ein Dieb, ein falscher Spieler, ein Taschenspieler, ein Bierfiedler, ein Ausfeger der heimlichen Gemächer u. s. w. allemal ein Chirurgus: denn alle diese Kerle betreiben etwas mit ihren Händen; aber das deutsche Feldscheer kommt solchen Burschen, und überhaupt niemanden als einem Wundarzt zu. Doch dieses will ich nur so im Vorbeygehn angemerkt haben.

Premßler kam zum Hallischen Regiment als Chirurgus, und wurde nach der Entweichung des windigen Herrn Haupt bey der Compagnie an-

gestellt, wobey ich damals als Soldat stand. Ich ward sehr bald mit ihm bekannt, und von der ersten Zeit unsrer Bekanntschaft waren wir unzertrennliche Freunde. Wir liebten beyde muntere Gesellschaften, und muntere Unterhaltung, und so trafen wir uns fast täglich auf dem Rathskeller oder bey Sander in den neuen Häusern, oder sonst wo lustige Leute zusammen kamen, und sich die Zeit vertrieben. Ich will nicht sagen, daß Premßler ein Freund von der Völlerey und andern Ausschweifungen gewesen sey: selten, sehr selten sahe ich ihn betrunken. Sein Umgang war angenehm, wenn er aber jemand, besonders ein Frauenzimmer, herumholen wollte, wußte er seinen Gegenstand so hübsch aufs Korn zu nehmen, daß ihm die Augen hätten übergehen mögen. Meiner damaligen Wirthin, der Frau Gruneberg, ward es immer Angst und bange, wenn Premßler in ihr Zimmer trat, und ein frommes Gespräch mit ihr anfing, welches sich immer auf Sarcasmen endigte.

Als wir 1792 ins Feld zogen, blieb Premßler bis Coblenz bey der Compagnie, und vertheidigte mich in Gießen gegen den groben Müller, der mich bey meinem Hauptmann verklagt hatte: denn die groben Flegel, so grob und impertinent sie auch immer seyn mögen, wollen es doch nicht leiden, daß man ihnen den kompetenten Namen gebe, und

sie grobe Flegel heiße. In Coblenz ward mein Premßler dem Generalchirurgus bekannt, und dieser versezte ihn zum Feldlazareth, wo er auch bis an das Ende des Kriegs geblieben ist. Ich sah ihn diese Zeit über nur selten, da ihm seine Geschäfte nicht erlaubten, weite Turen zu unternehmen. Als ich 1795 wieder nach Halle kam, fand ich meinen Freund Premßler daselbst, und nun wurde unser Umgang wie ehedem fortgesezt. Wir waren fast täglich beysammen, vorzüglich auf der Mail und auf dem Keller, wo seit 1796 unser gemeinschaftlicher Freund, Herr Heynemann, Pächter war.

Premßler war in der Stadt als ein geschickter Mann bekannt, und viele Leute bedienten sich seines Raths und seiner Hülfe in Nothfällen. Ein gewisser Herr von Adel, der damals hier studierte, hatte sich bey einem inficirten Mädchen so verdorben, daß er weder gehen noch stehen konnte. Premßler curirte ihn glücklich. Der gnädige Herr ließ sich die Rechnung machen, fand sie billig, und versprach nicht nur bald zu bezahlen, sondern noch obendrein ein gutes Präsent zu geben. Premßler erzählte mir dieß, und meynte, nun wäre es schon so gut, als wenn er sein Honorar und das Präsent schon wirklich in Händen hätte. Ich kannte aber die Studenten besser, und besonders jene,

welche dicke thun, und mehr zu geben versprechen, als sie schuldig sind, und deßwegen rieth ich Premßlern, auf die Bezahlung seiner Schuld zu dringen, da der Herr von Adel, den er curirt hatte, ohnehin bald abgehen würde. Premßler lachte mich aus, und war ohne Sorgen. Endlich hieß es auf einmal, Herr von — sey abgefahren, wie die Katze vom Taubenschlag, und habe seinen ganzen Wechsel mitgenommen. Premßler war nun sehr übel dran; denn er hatte die Arzney in der Apotheke auf sein Conto genommen, und mußte den Apotheker bezahlen. Er schrieb drey Briefe an den saubern Kumpan, aber nie erhielt er eine Antwort. Endlich schrieb er einen derben Brief, und drohte, den schönen Herrn zu verklagen. Nun kam Antwort, aber eine solche, wie sie von einem Niederträchtigen nur erwartet werden kann. Herr Premßler habe ohne Erlaubniß der Obrigkeit andern angestellten Aerzten ins Handwerk gegriffen: er möge immerhin klagen, wenn er Geld für Prozeßkosten wegzuschmeißen habe u. s. w. Da stand nun mein guter Premßler, und krazte sich hinter den Ohren, ich aber rieth ihm zu schweigen: denn auf jeden Fall hätte er Unkosten gehabt, und wäre am Ende doch durchgefallen. Für Fuhren nach Lauchstädt, für Reisen auf die Messe zu Leipzig, für die Unterhaltung eines lüderlichen Mädchens

hatte der feine Herr Geld genug, so wie für das Spiel im Dostischen Keller, aber keins für den Arzt, der ihm die französische Krankheit curirt hatte. Pfuy Teufel!!

Um Premßlers nähere Umstände hatte ich mich nie bekümmert: denn es ist überhaupt meine Gewohnheit nicht, in die Geheimniße meiner Freunde einzudringen. Eines Tages gingen wir spazieren, und da entdeckte er mir, daß er schon längst mit einem Mädchen aus dem Weimarschen bekannt sey, und daß er großen Lusten habe, das Mädchen zu seiner Frau zu machen, es sey gar ein liebes gutes Kind, heiße Julchen, habe blaue Augen, einen vollen Busen ꝛc. ꝛc. Ich billigte sein Vorhaben. „Ja, antwortete er, wenn das Ding nur so gleich gehn könnte: der Alte, ihr Vater, ist ein komischer Kerl, der verlangt, ich solle Medicin studieren —

Ich. Ih nun, die hast Du ja studiert.

Premßler. Aber nicht handwerksmäßig, das heißt, ich habe keine Collegia als Student gehört, und da kann ich nicht Doctor werden. Der Alte will aber, daß sein Tochtermann ein Doctor sey.

Ich. Der Alte ist ein Hasenfuß. Grade als wenn man kein geschickter Arzt seyn könnte, ohne das elende Doctordiplom.

Premßler. Hast Recht, aber was hilft das mir. Er ist der Vater meiner Braut, und wenn er nicht will, wird aus der ganzen Sache nichts. Doch habe ich noch einen Vorschlag; ich will mir eine Barbierstube in meinem Lande anschaffen, vielleicht, daß er alsdann seinen Consens giebt.

Er schrieb an den Vater seines Mädchens, dieser antwortete aber nicht so, wie er es wünschte, und nun entschloß sich der arme Teufel, selbst hinzureisen, und seine Sachen mündlich auszumachen. Er fand weder bey seinem künftigen Schwiegervater noch bey seinen Anverwandten viel Trost, und kam mißmuthiger zurück, als er weggereist war. Gegen seine vertrautesten Freunde war er verschlossen, und nur dann und wann ließ er ein Wort fallen, woraus man schließen konnte, was in seinem Innern vorging. Einst saß ich neben ihm auf dem Rathskeller, und ein gewisser Bürger erzählte mir die Händel, worin ihn sein eigner Bruder gebracht hatte, und schloß mit den Worten: daraus können Sie sehen, das mein Bruder ein eingemachter Bengel ist. „Vielleicht, fiel Premßler ein, ist Ihr Bruder noch lange so kein Bengel als der Meinige.“ Hieraus schloß ich, daß er zu Hause sehr beleidigt worden seyn müße.

Da wir gewohnt waren, bey unsern Zusammenkünften mitunter von ernsthaften Dingen zu

reden, brachte Premßler so wie von ohngefähr das Gespräch auf den Selbstmord, oder wie man richtiger sagen sollte, die Selbsttödtung und bestritt mich immer, wenn ich meine Meynung vertheidigte, daß der Selbstmord in sehr vielen Fällen erlaubt sey, und in einigen sogar Pflicht werden könne. Einst warf er mir ein, daß die Verbreitung einer solchen Lehre sehr vielen Schaden stiften könne. Im gegeringsten nicht, erwiederte ich: wer so weit kommt, daß er sein Leben hasset und sein Daseyn muthig verabscheut, der wird sich hinrichten, und allen theologischen und philosophischen Sophismen für das Gegentheil kein Gehör geben: wer aus Melancholie sich ermorden will, hört ohnehin auf keine Gründe; und wer endlich sein Leben lieb hat, oder sonst den Tod fürchtet, tödtet sich nicht, und wenn Du ihm noch so stark beweisest, daß es erlaubt sey, oder daß er sich in seinem jetzigen Fall hinrichten müsse. Ueber solche Materien disputirt man bloß, damit die Zeit hingehe, obgleich das Pro und das Contra weder nutzen noch schaden kann.

Spät im Herbst 1799 blieb ich Abends bis um eilf Uhr auf dem Rathskeller: Premßler war auch zugegen, und als ich weggehen wollte, bat er mich, ihm noch Gesellschaft zu leisten. Ich ließ mir leicht zureden, und so saßen wir dann beysammen

bis gegen ein Uhr. Auf dem Nachhausegang war Premßler sehr aufgeräumt, und da Gebhards Laden noch offen war, traten wir ein, und machten einen Schnapps. Das Gespräch kam auf sein Mädchen, und Premßler äusserte, daß er sie ganz vergessen habe, es sey einfältig, sich an ein Mädchen zu drängen, zu welchem man nicht mit Bequemlichkeit kommen könne. Wir gingen hierauf fort, und jeder begab sich nach Haus. Den folgenden Tag — es war ein Montag — begegnete mir Premßler um eilf Uhr Vormittags, und fragte mich, ob ich mit auf den Keller gehn wolle? Ich schlug es aus, weil ich nothwendig sonstwohin gehen mußte.

Gleich nach zwölf Uhr kam das Gerücht, der Chirurgus Premßler habe sich selbst erschossen. Ich erschrack, und um mich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, lief ich hin, und fand meinen Freund in seinem Blute liegen. Er hatte sich mit einer bloßen Ladung Pulver in den Mund geschossen.

Daß er schon lange mit dem Gedanken, sich selbst zu tödten, müsse umgegangen seyn, erhellet daher, daß er sich schon vierzehn Tage vorher die Jagdflinte, womit er sich entleibte, von einem Studenten, Namens Ballo, geborgt hatte. Auf seinem Tische fand man einen Brief an Hn. Ein-

kauf, und dann eine kurze Lebensbeschreibung, welche er bat, dem bekannten Herrn Dreyßig zuzustellen, damit dieser sie mögte abdrucken lassen: denn Premßler wußte sehr wohl, daß Dreyßig diese Gelegenheit benutzen würde, um einen Bogen ins Publikum zu schicken, um nun zu verhüten, daß Dreyßig Unwahrheiten auftischte, wollte er lieber selbst einen Aufsatz machen, der ohne Gefahr der Lügen im Publikum erscheinen könnte. Herr Dreyßig hat wirklich einen Bogen über Premßlers Selbstmord herausgegeben, und das Andenken desselben, so viel an ihm war, geprangert. Desto edler aber handelten Premßlers Vorgesetzte: sie ließen ihn begraben, und zwar so auf den Gottesacker, als wenn er sua morte gestorben wäre. Alle gute Menschen, welche Premßlern näher gekannt hatten, bedauerten ihn, aber einige Firlefänze, welche gern räsonnirten, und alles zum Schlimmsten kehren, gaben vor, Premßler habe sich wegen seiner Schuldenlast entleibt. Ich habe mich sehr genau nach allen seinen Schulden erkundigt, und gefunden, daß nur etwan 34 Thaler hinreichend gewesen wären, alle seine Contos zu tilgen.

Ossa quieta precor, Premslere, quiescere in urna;
Et sit humus cineri non onerosa tuo!

Sechszehntes Kapitel.

Händel mit den Juden. Gespenstergeschichten.

Ich bin nie ein Freund der Juden gewesen, nicht als verachtete und haßte ich sie, weil sie nicht glauben, wie es die symbolischen Bücher der lutherischen Kirchen vorschreiben, oder weil sie Jesum nicht Herren heißen, sondern deßwegen weil ihre Religion so beschaffen ist, daß derjenige, welcher ihr von ganzer Seele anhängt, ein ganz unbrauchbares Mitglied der Gesellschaft seyn und bleiben muß. Eine abgeschmacktere und zugleich intolerantere und stolzere Religion als die jüdische ist, kann es gar nicht geben, daher können auch die Juden niemals über Intoleranz klagen, wenn sie verfolgt werden. Konnte wohl Calvin über Intoleranz sich beschweren, wenn er den Catholiken in die Hände gefallen und auf den Scheiterhaufen gesetzt worden wäre? Er hatte ja so ein Traktament dem braven und gelehrten Servet anthun lassen. Man nehme an, Juden wären die Eroberer von

Amerika gewesen, und frage sich, ob sie es wohl würden besser gemacht haben, als Pizarro und Cartez? Pizarro und Cartez, und wie jene Barbaren noch sonst hießen, handelten aber gradezu als Schurken: denn sie wußten, daß das was sie thaten, unrecht war; aber setzen wir, daß Juden Amerika erobert hätten, und es noch ärger gemacht hätten als Pizarro und Cartez, so konnten diese Juden immer ehrliche und rechtschaffne Leute bleiben: denn sie thaten weiter nichts, als was ihre Religion erlaubte, oder vielmehr von ihnen heischte. Schon in den Mosaischen Büchern kommen häufige Gesetze vor, daß alle Heyden, d. i. alle Nichtjuden, wozu auch die Christen gehören, ausgerottet werden sollen, und zwar so, daß das Kind in seiner Mutter Leib nicht möge verschont werden. Daß die Juden diese unmenschlichen Befehle nur zu treulich ausgeführt haben, lehren die historischen Bücher des alten Testaments, und sogar die Psalmen selbst. Es ist daher auch kein Wunder, daß mehrere gutgesinnte Menschen das Alte Testament von einem gewissen dem menschlichen Geschlecht aufsätzigen und gehässigen Dämon herkommen ließen, den sie den Judengott nannten. Als der bekannte Schwärmer Barchocab oder Barchocebas unter der Regierung des K. Hadrianus die Juden versammelte, und in Orient das jämmer-

liche Spectakel anfing, schlugen die sanften Kinder Israels viele tausend Heyden und Christen todt, und dieß deßwegen, weil es Gott so haben wolle. Zu unsern Zeiten können zwar die Leutchen Lehren dieser Art nicht mehr gelten machen, aber die Lehren selbst sind noch immer da, wie kein orthodoxer Hebräer in Abrede seyn wird. Daß übrigens die Juden dem Staate stets schädlich und niemals nützlich sind, im allgemeinen nämlich, haben schon viele Staatskundige Männer hinlänglich bewiesen: da sie nichts treiben, als Wucher, so müssen sie auch immer schaden. Man hat zwar allerhand Vorschläge gethan, die unter den Christen wohnenden Juden zu verbessern, aber alle diese Vorschläge müssen durchaus nufruchtbar bleiben, weil die Religion diesen Leuten verbietet, sich verbessern zu lassen.

Ich habe mich mehrmals in meinen Schriften über Juden und Judenthum erklärt, und diese eben nicht gar sanfte Erklärungen waren unsern hiesigen Juden bekannt geworden, und diese hatten daher keinen geringen Haß auf mich geworfen, worüber ich mich aber sehr wenig bekümmere: denn einem graddenkenden Menschen muß es einerley seyn, ob ihn so ein Mosjeh Schacher- oder Wechselhans anfreundet oder anfeindet. Eines Tags kam ich auf

den goldnen Löwen, um daselbst einen Magdeburgischen Handelsmann, Herrn, Raack aufzusuchen. Wir setzten uns zusammen, und, ich weiß nicht wie, das Gespräch kam auf die Juden. Hayman, der Judenvorsteher, Wolf und noch ein Israelit, dessen Namen mir entfallen ist, waren gegenwärtig: diese nahmen die Parthey ihrer Nation, aber auf die allerkomiischte Weise. Sie meynten, da es unter den Christen selbst so viele falsche Wechselschmiede, Betrüger und Spitzbuben gäbe, so müsse den Juden auch erlaubt seyn, falsche Wechsel zu machen, zu betrügen und zu spitzbübern. Unter den Christen gäbe es viele Taugnichtse, die auch bloß verzehrten, ohne das Geringste für das Beste der Gesellschaft zu arbeiten, und daher könne man es den Juden nicht verdenken, wenn sie alle Taugenichtse wären u. s. w. Der Disputat erhitzte sich, und es kam zu Invectiven, und zwar zu so kräftigen, daß die Juden hoch und theuer schwuren, mich zu verklagen. Sie haben aber nicht Wort gehalten, vielleicht weil sie befürchteten, es mögten in dem Prozesse gewisse Stückchen durch mich an den Tag gebracht werden, deren Publicität ihnen unangenehm seyn könnte. Seit jener Zeit grüßt mich kein Jude mehr auf der Straße, und der alte, unbeholfne Hayman weicht mir allemal sehr weit aus, wenn er mir begegnet.

Ich gestehe indessen sehr gerne, daß es viel rechtschaffne und brave Männer unter denen giebt, welche Juden heißen: daß diese aber keine wahren Juden sind, und folglich von mir nicht gemeynt werden, versteht sich von selbst.

Ein Gespenstergeschichtchen, welches mir im Februar 1800 erzählt wurde, darf ich hier nicht unberührt lassen. Ich hatte einem begüterten Landmann 4½ Stunde von hier einige Dienste geleistet: der Mann bat mich so oft, ihn einmal zu besuchen, daß ich endlich mich entschloß, ein Paar Tage auf dem Dorf, wo er wohnte, zuzubringen. Es war schon ein alter Mann von 72 Jahren; sein einziger Sohn war längst gestorben, wie auch seine Schwiegertochter, aber der Sohn seines Sohnes wohnte bey ihm im Hause, und diesen jungen Leutchen hatte er sein Gut übergeben. Der Alte sowohl, als die Jungen, erwiesen mir alle Freundschaft, und wollten mich länger bey sich behalten, als ich mir vorgenommen hatte zu bleiben. Ueber dem letzten Frühstück, welches wir mit einander einnahmen, kam unser Gespräch auf die Gespenster, ich weiß selbst nicht wie, und da wurden einige Histörchen aufgetischt, welche jedesmal einen lächerlichen Ausgang gehabt hatten.

Ja, fing endlich der alte Mann an, da meine Schwiegertochter, die hat Kurasche, die fürchtet

sich vor keinem Geist, sonst hätte sie meinen Sohn nicht. „O schweigt doch, Vater," fiel die junge Frau ein. Ich ward begierig, was der Alte sagen wollte, und bat ihn, zu erzählen, aber die junge Frau hielt ihrem Schwiegervater den Mund zu, als er eben anfing, meine Neugierde zu befriedigen. Endlich riß dem Alten die Gedult; er machte sich mit Gewalt los, und sagte halb ärgerlich: laß mich immer erzählen, dann sieht doch der Herr, daß du dich vor Geistern nicht fürchtest, dumme Triene. Hierauf wendete er sich zu mir, und fuhr fort: Ja sehen Sie, da mein Töffel war kaum achtzehn Jahr alt, so machte er schon Liebschaft mit meines Nachbars Tochter, die da drüben auf der andern Seite am Kirchhofe oder Gottesacker wohnt. Ich merkte den Handel gar bald: denn so ein junger Schlapps verstehts noch nicht, und kann unser einen auf keinen Fall betrügen. Mir gefiel das Ding nicht; ich hatte ein ander Mädel für meinen Jungen; die war aber noch zu jung, aber mein Töffel war auch noch nicht veraltert, und konnte noch warten. Aber Töffel lag alle Tage bey seiner Röse; das verbat ich ihm, und doch ließ ers nicht. Da ging ich zum Vater von Rösen: Gevatter, sagte ich, mein Junge läuft Eurer Tochter nach, das ist aber nichts, und daraus kann Spitakel werden;

ich wills einmal nicht haben, und Ihr seyd ein gescheider Mann, als daß Ihr uns Eure Tochter aufdringen solltet. Was, sagte der alte Curt, mein Nachbar, ich Euch meine Tochter aufdringen? Tausend Sakkerment, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr aus guter Meynung sprächt, Gevatter, ich sagte Euch ins Angesicht hinein, Ihr wäret ein Esel und ein Hunzfott, versteht Ihr mich, Gevatter. Aber so meynt Ihrs gut, und ich meyne es auch gut: ich verspreche Euch, den Umgang Eures Sohns mit meiner Tochter zu hindern, wie und wo ich kann, aber Ihr müßt Euern Töffel auch kurz halten.

Dieser Abrede zufolge hielt ich meinen Töffel kurz, und als ich erfuhr, daß er dem Mädel im Feld nachgegangen war, kalaschte ich ihn tüchtig durch, und verbot ihm den Umgang mit dem Mädel von neuem. Mein Nachbar Curt that dasselbe bey seiner Tochter, und nun glaubten wir, hätten wir das Unsrige gethan, und es würde weiter kein Spitakel werden. Ja, hüte einer einen Sack voll Flöhe! Alle Abende visitirte ich meinen Sohn, wie ein Corporal seine Soldaten visitirt, ob er auch hübsch zu Hause sey: ich fand ihn allemal.

Nun gings Gespräch im Dorf herum, auf dem Gottesacker ginge ein Geist: die Nachbarn wollten ihn gesehen haben, aber keiner hatte das Herz,

den

den Geist näher zu prüfen: unser Pastor selbst, dem wir es vorstellten, sagte, es könnte wohl seyn, daß auf dem Gottesacker ein Geist ginge, man müsse sich aber davor nicht fürchten; gute Geister thäten einem nichts, und böse könnten einem nichts thun, und doch traute sich der Pastor nicht hinzugehen, um dem Geist aufzupassen.

Eines Abends war ich in der Schenke mit meinem Nachbar Curt, da wurde auch von dem Gespenst auf dem Gottesacker gesprochen, und die Leute machten allerhand Glossen darüber. „Donnerwetter, fing ein fremder Husar an, welcher bisher ganz still da gesessen, und zugehorcht hatte: das Spökeding *) mögt ich doch auch sehen!“

Curt fragte ihn, ob er an Spökedinger glaube? „Warum nicht gar, erwiderte der Husar! Hab mein Tag an solche Narrendinger nicht geglaubt, an so was glaubt nur ein Dummkopf, ein Bauer, eine alte Vettel, oder ein Esel, wie Euer Pastor ist.“ „Na dann, sagte Curt, wollt ich ihm nicht rathen, hinzugehen und das Spökeding aufzusuchen. Wer an Spökedinger nicht glaubt, sieht entweder gar nichts, oder das Spö-

*) Spökeding, Spukeding, Gloie, Gloinick, Kobold u. d. gl. sind synonym mit Gespenst.

keding spielt ihm einen Possen, daß er genug daran hat."

„Kreuz Bataillon, schrie der Husar, kommt mir nicht so, Nachbar Curt? Das Ding will ich sehen, und wenns der Teufel selbst wäre. Um wie viel Uhr kommts dann auf den Gottesacker?"

Man sagte ihm, daß es gleich nach Eilfen käme, der ließ sich also noch eine Kanne Bier geben, und ging auf den Schlag Eilf fort, nachdem er uns versprochen hatte, wieder zu kommen.

Wir warteten bis drey viertel auf zwölf, aber es kam kein Husar: ha, sagte Nachbar Curt, dem hat gewiß das Spökeding einen Streich versetzt; kommt laßt uns zusehen. Wir gingen, aber nicht ohne Herzklopfen, nach dem Kirchhof, und siehe da, der Husar stand dort und expostulirte mit dem Spökeding, welches er festhielt. Wir vernahmen deutlich, daß der Husar das Ding mitnehmen wollte, aber das Gespenst bat vor Gott, und nach Gott, er solle es gehen lassen. Nun kriegten wir alle Kurasche, und gingen darauf los, und als Gott den Schaden besah, war es — Nachbar Curts Tochter, die Röse. „Schwerenoth, schrie Curt, was machst Du hier? Du verfluchter Besen, Dich soll ja ein Gewitter regieren!" Mit diesen Worten griff er das Mädel an, und kalaschte sie derb durch; ich glaube, er hätte sie zu Schanden

geschlagen, wenn der Husar sich nicht drein gelegt hätte.

Den andern Tag kam Curt zu mir. „Hört, Nachbar, sagte er, ich habe Euch was zu sagen, aber Ihr müßt ja nicht böse werden. Meine Tochter der verfluchte Nickel, hat mir alles gestanden. Nachdem der Umgang mit Euerm Töffel verboten war, durften sie sich nicht mehr öffentlich bey einander sehen lassen, und da fiel ihnen ein, des Nachts zusammen zu kriechen. Euer Töffel sollte zu Rösen kommen, aber der fürchtete sich vor den Todten auf dem Kirchhof; Röse hatte mehr Herz und kroch zu Töffeln: sie hing allemal einen Laken um, und da waren wir dumm genug, das Mädel für ein Spökeding anzusehen. Heut hat das Thier alles gebeichtet, und siehe da, die Canaille ist schwanger. Was wollt Ihr nun thun, Nachbar? Wir waren doch immer gute Freunde. — Was wollt ich machen, fuhr mein Landmann fort? Der Spitakel war einmal gemacht: ich hunzte meinen Töffel tüchtig ab, doch gab ich meine Einwilligung, und nun sind die Leutchen schon lange Mann und Weib.

Uebrigens muß ich von unsern Landleuten nahe bey Halle anmerken, daß der Aberglaube unter ihnen wenig mehr herrscht, und daß sie bey weitem

vernünftiger denken, als jene Pfaffen in der Pfalz, welche vom Schlappohr, vom Muhkalb und von andern Ungethümen, sogar auf der Canzel predigen. Im Mansfeldischen trift man hier und da noch den gröbsten Aberglauben an; da giebts Kerle, welche im Lande herumziehen, und den Höllenzwang des berüchtigten Doktor Fausts, die Clavicula Salomonis, und anderes dummes Zeug aufsuchen, um die Schätze auf dem Mansfelder Schloß, wo niemals Schätze waren, mit Hülfe der Geister aufzusuchen, und ein abgefeimter Kerl zu Eisenberg, welcher aber auch selbst in Halle seines Gleichen hatte, versieht diese betrogenen Betrüger mit derley Raritäten. Ferner giebts im Mansfeldischen Hexen, Nixe u. d. gl. und wer den Fratzen widerspricht, den hält der Pöbel für einen Wahnsinnigen, oder für einen Freygeist. In Helfta, einem Dorfe bey Eisleben, lebt eine Frau, oder hat doch noch vor kurzem gelebt, welche einen Kobold, oder nach der dortigen Aussprache, einen Kowelt hatte, der ihr mit Spinnen und Stricken das Brodt verdienen mußte! Das muß ein miserabeler Kerl von Teufel seyn, der seinen Clienten mit sonst nichts helfen kann, als mit Spinnen und Stricken. Der Herr Pastor Bährends zu Helfta ist zwar nichts weniger, als ein Freund des Beelzebubs und seines Anhangs, aber seine Predigten wider den

Aberglauben haben doch die Kobolde, die Nixen, den Berggeist u. d. gl. bis jetzt nicht verscheuchen können.

Siebenzehntes Kapitel.

Nordhausen.

Meine Bücher, besonders meine Lebensbegebenheiten, waren auch nach Nordhausen gekommen, und daselbst fleissig gelesen worden. Im Herbst 1800 kam Hr. Schulze, welcher hier in Halle die Rechte studierte, auf meine Stube, und lud mich im Namen seines Vetters, des Herrn Justizcommissars Lange, nach Nordhausen ein, und versicherte mich zugleich, daß ich viel Gönner daselbst habe, welche es gerne sehen würden, wenn ich dahin käme.

Wer mich kennt, der denkt hierbey gleich, daß diese Einladung mir sehr willkommen war: denn ich bin nie lieber, als wo man mich gerne sieht, und hasse alle Oerter, wo ich Leute vermuthen kann, die Etwas an mir zu tadeln und auszusetzen finden.

Nicht als wenn ich nicht das Herz hätte, solchen Recensenten unter die Augen zu treten: denn ich weiß allemal, daß auch sie, die Herren und Damen, ihre recensionsfähige Fehler und Mängel an sich haben, und auf allen Fall besser thun würden, sie kehrten vor ihrer Thüre, und zählten erst ihre Schulden, ehe sie die meinigen, welche sich doch de facto nicht über dreyßig Thaler belaufen, bey jedem, der mir helfen könnte, auseinander setzen, und die Leute vor mir warnen. Heute, da ich dieses schreibe, sagte mir ein Bürger aus unserer Stadt, Hr. — — habe gesagt: ja, wenn Laukhard heute noch stirbt, so sind alle, die Etwas an ihn zu fordern haben, rein betrogen. „Ja, hatte seine Frau, die Madame dazu gesetzt, wenn Laukhard krepirt, so sind alle seine Schuldner beschissen.“ Ich wiederhole diese schönen Reden, die troz ihrer zotologischen Beschaffenheit, doch schön seyn müssen, weil sie aus einem schönen Munde kommen, und wünsche, daß meine Leser sie auch schön finden mögen. Aber wie, wenn der Herr — — heute stürbe, oder nach seiner Madam Dialekt, krepirte, um wie vieles würden dann die Herren in Halle und ausserhalb Halle betrogen und beschissen werden? Doch was geht mich das weiter an? Kommt Zeit, kommt Rath; und sterbe, oder krepiere ich über kurz oder über lang, so wird die Noth der Welt

wenigstens durch meine Schulden nicht vermehrt werden.

In Nordhausen hoffte ich hübsche Bekanntschaften zu machen, und nahm die Einladung mit Freuden an. Ich schrieb an den Herrn Justizcommissar Lange, daß ich zu Weyhnachten erscheinen würde, und dieser Biedermann antwortete mir gleich mit umgehender Post, daß ich ihm ein willkommener Gast seyn sollte.

Einige Tage vor Weyhnachten kam Abends Hr. Schulze und sagte mir, daß ich mich fertig machen müße: denn schon den folgenden Tag würde die Reise nach Nordhausen vor sich gehen. Ich war sehr übel berathen: denn es fehlte mir am Besten, wie die Hallenser sagen, oder ich hatte Mosen und die Propheten nicht, wie es nach einem andern Dialekt heißt, oder ich war sans Spieß, und ganz niederträchtig auf dem Hund, wie sich unsre Herren Studenten in ihrer kernigten erhabenen Sprache ausdrücken, welche niemand versteht, als sie selbst und die, welche mit ihnen umgehen, wohin Herr Zacharias Schmid in Reideburg vorzüglich gehört. Aber es wurde Rath geschafft.

Herr Wolf, der Vetter unsers Wolfs — man merkt wohl, daß ich von τω πανυ dem Philologen Wolf rede, welcher seit seiner Existenz auf der hallischen Akademie dieser mehr Nutzen, und im

Ausland mehr Ehre verschafft hat, als alle die, welche nach Christian Thomasius hier gelehrt haben.

Große Männer hat Halle zu allen Zeiten gehabt, und die unsterblichen Verdienste der Böhme, Gundling, Heineccius, Baumgarten, und einiger anderer waren mir schon bekannt, ehe ich nach Halle kam; aber da traf ich den großen Semler, den bessernden Nösselt, den in omni jure vel curatissimum Woltär; einen Karsten, einen Knapp — Geister meiner Lehrer, und Sie noch im Leben, Sie, großer Woltär, und sie reinlehrender Nösselt, verzeihen Sie, daß ich Ihre Namen in diesem Buche hinschreibe! Sie vergeben mir gewiß, aber die Recensenten? Je nun! die Bursche müssen sich gefallen lassen, was vor ihre Guckäuglein fällt, so wie sich das liebe Publicum muß gefallen lassen, was die Bursche demselben jede Woche vorrecensiren, id est, vorgakeln wollen. Habeant sibi, sagte ehemals mein Rektor, und er hatte Recht: Wärt Ihr nicht so dumm, dumme Jungensstreiche zu machen, so würden andre dumme Jungen nicht gereizt, Euch auszugerben. Tantum de recensentibus, wenn ich werde angemerkt haben, daß der Name Recensent ein Crimen falsi in sich schließt.

Dem Publicum bin ich aber Rechenschaft schuldig: denn das Publicum liest mich. Also Sem=

ler und Karsten sind lange todt, aber in meiner Seele leben sie, die großen Männer, so lange meine Seele lebt!

Woltär lebt noch; dieser Redliche gab mir einst sein Auditorium, daß ich darin die alte Geschichte und die Begebenheiten der Römer — Römische Geschichte haben wir noch nicht, leider! — erklären konnte. Karsten gab mir seine bisher noch nicht ersetzte Lehrstunden frey. Dank den Männern!

Aber zurück auf Wolf. — Seitdem Schulz Halle verließ, lag alles Studium der Literatur gleichsam wie begraben. Freylich las Schulz noch über die elende hebräische Uebersetzung der chaldäischen Fragmente Daniels; Herr Fabri, der Magister, erklärte freylich die Gedichte des Homerus aus dem Homeromostix d. i. aus der elenden Version, welche Hager beydrucken ließ, und ohne welche Hr. Fabri seinen Text nicht hatte vertiren können, und dann aus eines, nescio cujus, Clavis Homerica; wenn ich nicht irre, war der Mosjeh ein Schweizer. Ueberdem erklärte, oder exponirte, nach Waisenhäuser Art, Herr Gutz die Gedichte des Horatius, und machte sie moralischer — durchs Evangelium. Niemeyer harangirte über einige Stücke aus den griechischen Theaterdichtern, und der Vortrag gefiel so sehr, daß man nach ge-

endeter Lection nicht wußte, was Herr Niemeyer gewollt hatte: vom Griechen war gar keine Frage.

Nun kam Wolf, und auf einmal fielen die Lectionen eines Fabri und Niemeyer. Jener warf sich in die Geographie, und erklärte die Trachten der Bürgerfrauen zu Nordhausen, dieser (hic — ille Rhenii Gram. p. 97.) machte eine Anweisung zur Kinderzucht, genannt Pädagogik. Dieß Studium muß ganz trefflich seyn: denn wer nichts lernen mag, studiert Pädagogik, und kommt mit Unwissenheit durch. Er war ja ein Schüler Niemeyers, et quis ad tanti hominis nomen non adstupescat!!! Hab ich doch Bursche gekannt, die nicht mensa decliniren konnten, und doch Maecenatis patrocinio derbe Kerls geworden sind! Exempla sunt odiosa; glaubt aber jemand, hier sey zu viel geschrieben, der melde sich bey mir, und ich werde ihm Rede stehen.

Nun kam Wolf! Die verwöhnte Magen der Studenten konnten freylich Wolfs Gerichte nicht verdauen; der Mann war weder ein eleganter Niemeyer, noch ein Lexicologus Fabri: er forderte grammatische Kenntniß der Sprachen, damit die Herren einst auch das Zeug, d. i. den Inhalt des Gelesenen verstehen könnten. So was war man nicht gewohnt, das Wortding zu verstehen, und zu aufmerksam auf das Sachding, oder vielmehr

das Sachding erwartend, die Schofeley nachzukritzeln, vergaß man sogar, worüber gelesen wurde. Hr. Molwude aus Magdeburg hörte ein ganzes Semester Hn. Niemeyers Vortrag über den Homerus, und hatte — kein Exemplar des Homerus: doch schrieb er fleißig nach, und füllte täglich 1½ Bogen mit — Unsinn. Videantur Niemeyeri Notae ad Homeri Carmina!!!

Ich selbst las damals über Theocritus Idyllen: aber wie erschrack ich, als ich einer Lection Wolfs beywohnte! Heyne, den großen Heyne hatte ich gehört, aber was war Heyne gegen Wolf? Jener gründlich gelehrt in allem Alten und in allem Schönen, aber ohne kritischen Geist, dieser eben so gelehrt, oder noch gelehrter, und — mit kritischem Auge guckend, betrachtend, aufnehmend. Verzeiht, große Männer, daß ich über Euch urtheile; ich urtheile bloß für mich, für die Welt urtheilt Euer Verdienst!

Wolf änderte das Studium der Hallenser auf die vortheilhafteste Art. Mit einer königlichen Kleinigkeit that er Wunder; ihm und — zur — feys gesagt — ihm allein gebührt das Ansehen dieser Akademie.

Welche Männer sind nicht schon aus Wolfs Schule gegangen? Wer kennt nicht Fülleborn, Ideler, Rambach — wer kennt sie nicht, die Edeln,

die Gelehrten, die Verbreiter guter nützlicher Kenntnisse?

Vielleicht denkt der Leser, ein näheres Interesse mache mich so sprechen. Vergieb Leser, daß ich Dich eines Irrthums zeuge. Hast'n Tacitus gelesen Lib. I. Hist. C. I. Galba, Otho, Vitellius nec beneficio nec injuria mihi cogniti; dignitatem nostram a Vespasiano inchoatum a Tito auctam, a Domitiano ulterius provectam non abnuerim; sed incorruptam fidem professis et sine odio citraque invidiam dicendus quisque est. Ich citire diese Stelle aus dem Gedächtniß, da ich das Buch nicht zur Hand habe. Aber wenn ich ohngefähr ein und das andre Wort falsch setze, so hoffe ich, daß man mir verzeihen wird, wie den alten Kirchenvätern, die auch viele Stellen der Bibel anführen, wo sie nicht stehen, z. B. der große Origines citirt den h. Paulus an die Galater, *) und doch steht die von dem gelehrten Alexandriner angezogne Stelle im Brief an die Römer C. 1. 17.

Doch ich bin ein dummer Kerl, will ein Buch machen, das jeder lesen soll, und räsonnire von Kirchenvätern. Doch ist der Gedanke an Kirchenväter nicht ganz unfruchtbar. Jener Jenaische Student hielt die Kirchenvorsteher für Kirchenväter,

*) Πεϱι αϱχων L. III. C. 12.

welche ihn verklagten, da er bey dem unsinnigen Vortrag des Hn. Superintendent Demler Tabak geraucht hatte. Das war ja wohl so ein Stück von Sacrilegium, worüber Hr. Schnaibert, der Excaplan, jetzt Professor zu Jena, so viel zu schwatzen weiß. Der Mann soll jetzt höflicher seyn, als im Jahr Domini 1787. Wohl ihm! Vielleicht hat ihn das Mädchen ad numerum nescio quem, bekehrt.

Aber wo bin ich denn? — Ja, ob mir Herr Wolf beneficio oder injuria cognitus ist? Nein, meine Herren Leser! Hr. Wolf ist zwar mir dann freundlich, wenn ich ihn um Freundschaft bitte; aber so ist Herr Wolf gegen Jeden. — Bücher hat mir Wolf genug geborgt, und zwar solche, die nur Männer von einander borgen, denn ich, da ich Bach kenne, brauche Dobelows Rechtsgeschichte nicht: so brauche ich auch den schulmeistermäßigen Commentar des Mosjeh Thormeyers über Ciceros LL. Officiorum nicht, sobald ich mir meinen Heisinger habe.

Es ist überhaupt eine schnurrige Sache mit dem Becommentiren der alten Classiker. Wer z. B. den Virgilius lesen kann, oder den Homerus, bedankt sich vor allen Auslegungen des Eustathius und des Hn. Heyne. Doch haben Ausleger wie die Genannten, immer ihre hohen Verdienste; aber

was sagen wir denn zu Erklärungen, wie die eines Mosjeh Motz, eines A. B. C. – X. Y. Z. sind? Soll dann jeder Philologe der alten und neuen Zeit dieser Burschen ihr Esel seyn? Heh! Die alten Kerle kennen diese Menschenkinder nicht, wie ich dann Herrn Motz einmal betheuern hörte, daß vor Dacier niemand den Horatius erklärt habe. Zudem sind es meistens arme Teufel, welche zu guten Büchern keine Moneten haben: lebt nun so ein armer Teufel auf einer Universität, wie Halle ist, und will ein Buch haben: eh bien, non adest. *) Er kommt nach vierzehn Tagen wieder: s'ist nischt dah; hab'sch g'sagt. Er geht zum Bibliothekar und beschwert sich: hätt den Teufel vom Suchen und Warten, hab mehr zu thun, ist die Antwort des humanen gelehrten Bibliothekars, und der Suchende bleibt weg, weil er sich an den Hund erinnert, welcher das Heu hütete. Doch das gilt nicht allewege. Alle, die Gunst haben, **) können sich Bücher nehmen, welche sie wollen, und ich kenne einen, der jetzt angestellt ist, ***) welcher sich

---

*) Wörtlich ex ore.

**) Suo tempore absens in libro cui titulus — — ?
Nunc contentus dictis cetera linquo.

***) Meine Herren, wollen Sie das genauer wissen, lassen Sie mich ad Magnificum citiren und egregié respondebo. Dieß zur Nachricht für gewisse Herren.

alle Woche wenigstens einen Thaler mit Verleihen der Bücher aus der Universitätsbibliothek verdient. In Leipzig ists übrigens eben so, und daß es in Göttingen so war, wenigstens im Jahr 1778—79 kann ich durch sehr treffliche Testimonien beweisen.

Was sagen Sie aber dazu, junge Männer? — Nicht wahr, lieber einen Pabst gemacht, als solches Zeug?"

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Herr Wolf, Schulze und noch zwey andre aus der Grafschaft Hohnstein gebürtige Studenten waren meine Begleiter. Es war früh, als wir ausgingen, herrliches Wetter, und wir konnten schon gegen eilf Uhr in Langenbagen seyn, ob wir gleich erst lange nach Sieben ausgingen. Es war Sonntag, und die Wirthin, bey welcher wir einkehrten, um ein Frühstückchen zu nehmen, schrie und schimpfte fürchterlich auf ihren Pastor. Der Mann sey zu faul und zu nachläßig, meynte sie,

und hielt die Kirche nicht so oft, als er doch sollte: kaum hörten sie in ihrem Dorfe alle vierzehn Tage eine Predigt: aber der liebe Gott sey auch ein starker eifriger Gott, und habe schon vor einigen Jahren die seinem Dienst widerfahrne Geringschätzung gerächt, indem er die schreckliche Feuersbrunst veranstaltet habe, wodurch das ganze Dorf beynahe zu Grunde ging.

„Meynt sie dann, Frau Wirthin, sagte ich, daß der liebe Gott ein Mordbrenner sey?"

Sie. Herr Jehmineses, lieber Herr, wie schwätzen Sie doch? Der liebe Herr Gott ein Mordbrenner?

Ich. Allerdings ist er ein Mordbrenner, wenn Sie Recht hat.

Sie. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie so gottlos denken!

Ich. Bewahre! Ich weiß, daß das wohlthätigste Wesen seinen Creaturen nichts Böses thut: Aber wie Sie spricht, Frau Wirthin, thut uns Gott Böses.

Sie. Wie dann so, daß Gott erbarme.

Ich. Sie sagt ja, der liebe Gott habe die Feuersbrunst hier veranstaltet, um seinen Schimpf zu rächen. Wenn das wahr ist, so muß er ja einen Gefallen an derselben gehabt haben; da aber doch der Brand sehr viele Leute ins Verderben stürzte,

so

so muß Gott Vergnügen am Verderben andrer Leute haben, und das ist häßlich.

Die Frau ergrimmte, und sagte grade heraus, ich verstünde die Sache nicht, und rieth mir, künftig nicht mehr so naseweis zu seyn. — Hr. Schulze zahlte unsere Zeche, und mußte zwanzig Groschen geben, ob wir gleich nur für 2 gl. 6 pf. Schnapps und ein wenig Butter und Brodt gehabt hatten. Diese Prellerey war wahrscheinlich eine Strafe für unsern Unglauben gegen die Effaten der Frau Wirthin.

Als wir aus der Langenbagner Kneipe traten, fings an zu regnen: es hatte gefroren und nun ward der Weg so glatt, daß wir mehr hinten ausrutschten, als vorwärts kamen. Nach vielem Fallen erreichten wir endlich Abends spät Eisleben. Der Regen hielt noch immer an, und die Aussicht für den folgenden Tag war sehr traurig. Im Wirthshaus zum Sieb zu Eisleben fanden wir einen Menschen, welcher mit einer Donna im Lande herum zog, und sich, ich weiß nicht wie, durchschlich. Das Mädchen war ganz artig von Formate, und schien gar nicht spröde zu seyn, wenigstens nahm sie es gar nicht übel, daß ein gewesener Preußischer Soldat den unter Soldaten herkömmlichen Comment erklärte, und brav Zotologien einmischte: zugleich versicherte sie, daß keiner, und sollte er auch der große Mogul seyn, ihr

ein Kind machen könne. Die Donna muß also das Ding oft genug und zwar multifariam versucht haben.

Den folgenden Tag hatte zwar der Regen aufgehört, aber der Weg war fürchterlich schlecht. Gerne hätten wir eine Fuhre genommen, aber es war keine zu haben, und wir mußten zu Fuße fortbattern. Alle Augenblick gleiteten unsre Füße aus, und Pardauz, da lag bald dieser, bald jener auf der Nase. Mich traf dieses Unglück gar sehr oft. Mit Mühe kamen wir auf ein Dorf jenseits Wallhausen, wo Herr Schulze mit den beyden theologischen Studenten beym Pastor Loci einkehrte. Ich und Hr. Wolf blieben in der Schenke, und erst in Berg versammelten wir uns wieder.

Die Herren, welche beym Pastor eingekehrt waren, wären zwar sehr gerne früh weggegangen, aber das ginge nicht, denn beym Pastor müßen früh nach verlesenem ellenlangen Morgensegen drey bis vier Lieder gesungen werden, und so Etwas kostet Zeit. Wer sich nicht in diese Ordnung fügt, wird vom Hn. Pastor für einen Freygeist und unflätigen Kerl erklärt, und darf nicht wiederkommen. Ich erinnerte mich bey der drolligen Erzählung von der Singerey und Beterey beym Pastor — — an die Singerey beym ehemaligen Pastor Thiels zu Udenheim in der Pfalz, wo man nicht eher

Etwas zu essen bekam; als bis man das Lied: Gott lebet noch, mit hergeorgelt und neun und neunzig Tischgebeter mit hergeplerret hatte. An Andacht war nicht zu denken; war aber auch nicht nöthig, und der liebe Gott mußte mit dem Herorgeln und Herpletren schon zufrieden seyn.

Erst gegen sechs Uhr kamen wir nach Nordhausen. Ich eilte nach dem Hause des Herrn Justizcommissarius Lange, aber siehe da! der war nicht zu Hause. Was war zu thun? In ein Gasthaus wollte ich zwar gehen, aber Hr. Wolf nahm mich mit, und ich machte mich schon commode, als Hr. Fromm, der negotiorum gestar des Justizcommissars erschien, und mich mit Gewalt fortschleppte. Herr Fromm redete mich folgender Weise an: „Das verborgene Bewußtseyn hat uns electerlomatisch belehrt, daß Sie, mein werthester Magister, in dem Dunstkreis der des heiligen Reichs freyen Stadt Nordhausen seit einer Stunde den Punkt Ihrer Existenz genommen haben. Herr Justizcommissar Lange, mein verehrter und bis in das Nichtseyn meines sich selbst vergessenden Bewußtseyn verehrter Gönner, Protector und Patronus, ersucht Sie durch die Pusillanimität meines Zungenorgans und durch die Abjecticität meiner Suada, ihre freylich etwas müden Hölzer des Spazierens, locomotiv zu machen, und mir zu folgen." Diese

Rede des Herrn Fromm bestimmte mich mitzugehen, und Hr. Fromm führte mich auf das Gartenhaus des Herrn Senators Seydler, wo jede Woche eine Gesellschaft zusammen kommt, welche Assemblee genannt wird. Es sind mehrere Gesellschaften dieser Art in Nordhausen, und mehrere von den Honoratioren der Stadt nehmen an diesen verschiedenen Conventen Antheil: eine ist jedoch da, wozu niemand, als die Bestimmten, Zutritt hat: ich glaube, diese hieß Concordia, und ist so eine Art von Freymäurerloge, welche ich weiter nicht näher kennen lernte.

Bey Hn. Seydler traf ich jetzt den Justizcommissar Lange, und noch viele artige Nordhäuser von Extraction. Adel ist überhaupt in dieser Stadt nicht: die Bürgerschaft besteht schon seit den großen hier vorgefallenen Mordgräueln nur aus Bürgerlichen, ob sie gleich vor Olims Zeiten ihren Patricieradel so gut hatte, als Frankfurt, Nürnberg und die meisten Reichsstädte. Allein unter der Regierung K. Carls des vierten, fand die Bürgerschaft für nöthig, wider ihren Magistrat zu rebelliren, und alle Edelleute, welche nicht entwischen konnten, todtzuschlagen. Diese entsetzliche That würde zu jeder andern Zeit derb seyn bestraft worden, aber K. Carl IV. verzieh den Einwohnern, ließ sich Geld geben, und confirmirte eine Consti-

tution, welche sie sich selbst gemacht hatten. Ich glaube, dieses Unheil geschahe 1368; Hr. Seydler hat diese Revolution zu Nordhausen aus guten Quellen und archivarischen Nachrichten beschrieben, und seinen Aufsatz einem sogenannten Revolutions-Almanach einverleibt, in welchem neben so manchem elenden schofeln Zeug doch dann und wann ein lesenswerther Aufsatz zu finden ist.

Die Herren, welche ich bey Hn. Seydler antraf, waren äusserst artige Leute von viel jovialischer Munterkeit, und Feinde aller Jener. Ich hatte schon bey Hr. Wolf Abendbrodt gegessen; aber auf der Assemblee mußte ich nochmals essen, ob es gleich schon ziemlich spät war. Sehr vergnügt verlief die Zeit, und erst gegen ein Uhr des Nachts führte Hr. Fromm den Justizcommissar und mich nach Haus. Daß mein Kopf nicht so beschaffen war, wie er zu seyn pflegt, wenn ich früh aufstehe, versteht sich von selbst, indessen war ich noch nicht völlig heroisch, das ward ich erst beym Justizcommissar. Dieser wußte, daß ich kommen würde, und hatte deßwegen sich einen recht guten Nordhäuser Schnapps zugelegt, womit er mich regalirte. Ich kannte die Kräfte des Getränkes nicht, und Hr. Fromm brachte mich zu Bette.

Ich ärgerte mich den andern Morgen, daß ich gleich am ersten Abend meiner Existenz in Norhau-

sen begenirt gewesen war, und erklärte mich darüber gegen Hr. Fromm. Dieser schlug eine helle Lache auf, und versicherte mich, daß das Haarbeutelhaben, oder wie man pro dialecto Frommiana in Nordhausen sagt, das sich Beschettern stark Mode sey, daß niemand sich darüber formalisire. Daß Hr. Fromm sehr Recht hatte, habe ich in der Folge mehrmals gefunden.

Neunzehntes Kapitel.

Herr Fromm. Herr Bock und andre Personagen.

Der Justizcommissar hält eine Lesebibliothek, welche vor andern ihre großen Vorzüge besitzt. Herr Lange scheint bloß aus Patriotismus sein Institut angelegt zu haben, da es ihm ganz und gar nichts einträgt, als die Proprietät der Bücher, welche dazu angeschafft werden: denn alles, was einkommt, wird wieder zum Ankauf neuer Bücher verwendet: die Interessenten zahlen daher auch nicht sehr viel, müssen sichs aber gefallen lassen, grade diejenigen Bücher zu lesen, welche ihnen zugeschickt werden, wenn sie Bücher holen lassen,

und haben nicht das Recht, in der Bibliothek herumzukrabschen, und mitzunehmen, was ihnen etwan anstehen mag. Alle Interessenten erhalten zwar alle Bücher nach und nach — die neuern nämlich; denn die schon längst in dem Vorrath befindlichen kann sich jeder holen lassen — aber dabey wird eine solche Ordnung beobachtet, daß derjenige, welcher eher als ein andrer Interessent war, auch vor diesem das Buch zum Lesen erhalte. Ich weiß nicht, ob an dieser Einrichtung Etwas zu tadeln sey, da eben dadurch gar mancher Inconvenienz vorgebeugt wird. Z. B. manches Werk besteht aus mehrern Bänden: wer aus Hr. Lange's Bibliothek einen Band gelesen hat, erhält alle andre nach einander, dahingegen in andern Bibliotheken, welche doch auch gut eingerichtet sind, ein Leser zwanzigmal und wohl noch öfter schicken muß, bis er die verlangte Fortsetzung erhält, und indessen den Inhalt der vorigen Theile wieder vergißt. Die Leserey um einen Groschen fällt in der Langeschen Bibliothek ganz weg, und niemand, ausser den Interessenten, bekommt ein Buch: dadurch wird auch eine große Unordnung verhütet.

Aber Einrichtungen dieser Art sind auch nur an Oertern möglich, wo lauter ordentliche Leser zu haben sind, welche alle Woche höchstens ein Buch zu ihrem Nutzen und Vergnügen lesen,

und alle Quartal richtig bezahlen, wie die Damen und Herren in und um Nordhausen zu thun gewohnt sind. Auf Universitäten, und an solchen Orten, wo es eine große Menge Müßiggänger giebt, z. B. in Berlin, Breslau, Magdeburg, Leipzig, wegen der großen Menge der Offiziere, der Scholaren, ist es gar nicht thunlich, Ordnung zu halten. Einer, so ein Herr Leutnant, Fähndrich, Student u. s. w. liest bloß Romane, aber so schnell und so heißhungrig, daß er alle Tage einen Band und wohl noch mehr hineinworgt; und für solche kann doch wohl keine monatliche Pränumeration Statt finden, der muß schon à Groschen lesen.

Die Bücher, welche Hr. Lange ausgiebt, sind alle gut gewählt, und Sachen, zotologischen Inhalts findet man gar nicht bey ihm. Hr. Fromm ist sein Bibliothekar, und besorgt das Geschäft mit sehr vieler Genauheit, ob er gleich nur einige Stunden des Tages drauf verwendet. Sonst ist Hr. Fromm auch noch Leichen- und Hochzeitsbitter und Ceremonienmeister bey allen vornehmen Gelagen, welche zu Nordhausen vorfallen. Er hat zwar bey diesen wichtigen, und mit dem Wohl des Staats unmittelbar verbundnen Aemtern noch einen Gehülfen, aber dieser, ob er gleich länger angestellt ist, kann es doch so weit in Rücksicht der

Gunst des Publikums nicht bringen, als Herr Fromm, denn Fromm reißt keine Zoten, aber der andre Herr ist ein Zotologe, dessen Gleichen mir selten vorgekommen ist, und nimmt kein Blatt vors Maul, es mag zugegen seyn, wer da will, lustige Brüder, oder Frauenzimmer von Stande und Erziehung, das ist ihm Eins; nebenher hängt er sich auch nicht selten einen Haarbeutel an, den Fromm selten hat, und nur in gutem Wein annimmt.

Hr. Fromm hat viele Verdienste um den Nordhäuser Dialekt: welchen er mit vielen Wörtern und Redensarten verbrämt, so recht à la Bursch, und à la Musketier: denn Studenten und Soldaten pflegen auch ihre eigne Sprache zu reden, und wer die nicht versteht, denkt oft, arabische und chinesische Wörter zu hören, so seltsam klingen die Raritäten. Unter andern ist Fromm der Erfinder des Wortes Schetter, welches so viel bedeutet, als Schnapps, und von diesem Stammwort kommen folgende Derivate, ein Schetterer (Schnappssäufer) sich beschettern, Schetterey (Branntweinbrennerey, item eine Schnappskneipe) er spricht schetterlich (wie ein Betrunkner). Diese und andre Wörter dieses Schlags hat Hr. Fromm so oft in allen Cirkeln, wohin er kommt, angebracht, daß sie allgemein bekannt und gebräuchlich ge-

worden sind. Außerdem ist Fromm ein Philosoph, und räsonnirt über alle Gegenstände der Metaphysik, der Moral und der Politik sehr geläufig, aber auch so grundgelehrt, daß ich bey aller Anstrengung meiner Aufmerksamkeit, doch nie so glücklich seyn konnte, ihn zu verstehen. Es giebt jedoch Leute zu Nordhausen, welche den Mann eben deßwegen für einen großen Geist und gründlichen Denker halten, weil er stets so spricht, daß man unmöglich absehen kann, wovon eigentlich die Rede ist, ob von der Revolution in Frankreich oder dem pomphaften Aufzug des Kaysers von Sina. Dieses aber und ähnliche Kleinigkeiten, welche ins Sonderbare fallen, ausgenommen, ist Fromm ein kreuzbraver rechtschaffner Mann, welcher das Vertrauen aller derer verdient, die mit ihm zu thun haben.

Herr Bock, der Schuster, hat mir während meines Aufenthalts in Nordhausen manche vergnügte Stunde gemacht. Der Justizcommissar kann diesen Mann wohl leiden, wegen seiner Originalität, und seine hübsche junge Frau wird ihm auch gewiß keine Feinde machen, da er, wahrscheinlich weil ers nicht nöthig hat, durchaus nicht eifersüchtig ist. Es ist auch überhaupt eine ganz närrische Sache um die Eifersucht, die auf jeden Fall überflüssig und nachtheilig ist, da der Eifersüchtige stets är-

ger geprellt wird, als der Tolerante. Dieß will ich aber ohne allen Bezug auf Hn. Bock den Schuster zu Nordhausen gesagt haben. Ob ich gleich vor meiner Ankunft in Nordhausen keine Seele daselbst persönlich kannte, so hatten doch viele daselbst gehört, daß ich kommen würde, und hatten deßwegen pro und contra Wetten angestellt. Bock, welcher sich genau erkundigt hatte, wettete mit einem Fleischermeister um vier Butellen Wein, und gewann natürlich seine Wette, als ich ankam. Die ganze Nacht ging hin, über die Verzehrung der Wette: denn es blieb nicht bey vier Butellen — das ist Mode so zu Nordhausen.

Neben dem Schuster Bock wohnt der Bergcommissar Rosenthal, dessen Bücher man im gelehrten Deutschland findet. Herr Rosenthal, seines Handwerks ein Becker, legte sich nachher auf allerhand Wissenschaften, und schrieb über alles, worauf er sich legte, über Mathematik, Chemie, Naturgeschichte u. s. w. Da ich von allen diesen Sachen wenig verstehe, und überdieß Hn. Rosenthals Bücher nie gesehen habe, so kann ich über die Großheit oder Kleinheit seiner Verdienste nicht urtheilen. Freylich wenn die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften ein sicherer Beweis des Verdienstes wären, so müßte Hr. Rosenthal ein Mann von gewaltigem Verdienst seyn: denn er ist ja —

und ich glaube gar, inter alios honores — Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Aber man weiß ja, daß solche honores nichts beweisen, zumal — ! Doch was geht das mich an? Ich wollte den Mann kennen lernen, aber da ich hörte: er sey dann und wann ein wunderlicher Behandler der Fremden, die ihn besuchen, wollte ich mich keiner unsanften Begegnung aussetzen, und blieb weg. Aber Bock drang darauf, daß ich den Bergcommissar sprechen mußte, und bestellte ihn in sein Haus, wohin er auch mich und Hr. Lange einlud. Herr Rosenthal kam nicht, und ließ sich mit seinem Podagra entschuldigen. Die wahre Ursache aber, warum der Commissar nicht kam, war Hr. Langens Gegenwart: denn diesen kann er aus mehr als einem Grunde nicht leiden.

Rosenthal nämlich schreibt eine Wochenschrift, welche er den Hohensteinischen (Hohnsteinischen) Erzähler nennt: im Grunde aber ists ein Nordhäuser Erzähler und Spaßmacher, der gar oft ins Platte und Grobe fällt. Im Ausland kennt man das Ding gar nicht, und die sich aufs Weiteste verlaufenden Blätter kommen höchstens nach Sondershausen und nach Rosla. Um aber seinen Schriften gehörig Salz und Pfeffer beyzustreuen, sey es auch schwarzes Salz und Spanischer Pfef-

ser, so greift er dann und wann bekannte Personen an, und macht sie, wo nicht lächerlich, doch böse. Den obgedachten Hn. Fromm hatte er eben so einige Mal aufgeführt, unter dem Namen Pius. Fromm glaubte seine Ehre beleidigt, und zog brav auf den Bergcommissar los, und Hr. Lange wurde in diesen Streit verwickelt, ich weiß nicht wie.

Wie gern aber der Bergcommissar die Leute neckt, beweist folgendes Geschichtchen. Ein gewisser Jung war als Doctor der Medicin nach Nordhausen gekommen, und hatte angefangen zu practiciren. Man kann leicht denken, daß dieser neue Aeskulap mit Factionen zu kämpfen hatte, welche nie ausbleiben, wenn ein neuer Arzt oder Advokat, oder Musikus, Tanzmeister, ja sogar wenn eine neue Freudennymphe auftritt, aber Hr. Jung schien sich um die Factionen wenig zu kümmern, und schrieb deßwegen einen Brief an einen Bekannten in Nordhausen. Der Bekannte verrieth ihn, und brachte den Brief ins Publikum, und der Bergcommissar ließ ihn in seinem Erzähler abdrucken. Der Wisch war ratione des Stils und der Orthographie abscheulich: ein Bauernjunge, dessen Schulmeister nicht ganz Rindvieh war, mußte besser schreiben, als der Doctor, aber die Absicht, warum der Bergcommissar den Brief abdrucken ließ,

war nichts weniger, als edel: er wollte dem Doctor schaden, und um seinen Credit bringen; in wie ferne ihm diese Absicht gelungen sey, muß hier nicht erzählt werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Krankheit.

Den Tag vor Weyhnachten führte mich Herr Lange früh in die Apotheke zum Bittern, dann gingen wir auf den Rathskeller zu Wein, von da zum Essen, wobey auch derb Wein aufgetischt wurde, und den Abend brachten wir auf einer Schenke außerhalb der Stadt zu. Daß mir aller Orten derb zugetrunken wurde, versteht sich von selbst, so wie es sich von selbst versteht, daß ich richtig Bescheid that. Ich kam zwar ohne große Schnurre ins Quartier, aber hier wurde fortgefahren bis nach Mitternacht um drey Uhr, wo ich mit einigen Freunden die Kirchen besuchte, in welchen die sogenannte Christmette gehalten wurde. Hier waren sehr hübsche Gesichter bey dem Schimmer der unendlich vielen Lichter zu sehen, und recht häß-

sche Musik zu hören, sonst ging aber alles sehr anständig zu, wenigstens weit anständiger, als sonst in der Christmette zu Halle, wo die Studenten Commerslieder sangen, Tabak rauchten, mit Strassenmenschern schäkerten, und diejenigen beschabernakten, bey welchen sie einige Andacht bemerken wollten. Unsre Studenten sind zwar jetzt viel artiger, als damals, und doch ist es sehr gut, daß die Christmette in Halle abgeschafft ist. Vielleicht geschieht dieß auch bald in Nordhausen.

Nach der Christmette gab Hr. Lange eine kleine Collation in seinem Hause, wobey sich unter andern auch Hr. Koch, der Domküster, einfand. In Nordhausen ist ein (bisheriges) Immediatstift, welches man den Dom nennt. An keinem Ort ist so eine Anstalt überflüßiger als in Nordhausen, wo beynahe gar keine Katholiken sind, und doch sind an diesem Stift fünf Canonici, ein Domsyndicus, ein Cantor und eine Menge andrer Bedienten. Die Canonici stehen sich recht gut, haben das Recht, Bier und Schnapps zu schenken, aber nicht über die Straße zu verkaufen: wer also das gute Dombier schlucken will, muß die Herren selbst besuchen, wo ihm dann aufgewartet wird. Die Territorialgerechtigkeit des Stifts ist mit Pfählen abgesteckt, und der Domnepp oder Domgerichtsdiener darf sich nicht über diese Pfähle in seinen Amtsverrichtungen

wagen, sonst krabscht ihn ein Stadtnepp auf, und schleppt ihn mir nichts, dir nichts aufs Rathshaus. Der Syndicus des Doms, Hr. Klaproth, Doctor der Rechte, ein feiner artiger Mann, welcher eine sehr schöne Frau hat, aber auch trefflichen Burgunder führt, suchte von jeher alle Zänkereyen mit dem Magistrat zu vermeiden, welcher, wie alle Magisträte, besonders die in den Reichsstädten, keinen Spaß versteht.

Hr. Koch wollte mir den Dom zeigen, und that es auch mit vieler Humanität: ich kostete das gute Dombier, und den Domschnapps, aß bey Hr. Advocat Lange, dem Bruder des Justizcommissars zu Gast, verschwärmte den Tag in lauter muntern Cirkeln, so wie den folgenden, und konnte schon den zweyten Feyertag Abends den Kopf nicht mehr in der Höhe halten. Ein heftiger Schwindel, mit einem nicht zu dämpfenden Husten verbunden, ergriff mich, und siehe da, ich mußte die Gesellschaft verlassen und mich zu Bette legen. Ich hatte meine Natur zu sehr bestürmt, und diese unterlag.

Schon am folgenden Tag war das Entzündungsfieber da, und würde mich vielleicht weggerafft haben, woran freylich nicht viel gelegen hätte, wie eine gewisse Madam in Halle, an deren

ren Wegräffung aber auch gar nichts läge, wohl= weise angemerkt hat, wenn Hr. Physikus Philter nicht seine Kenntnisse zu meiner Herstellung ange= wendet hätte. Dieser edle Mann, dem ich nur im stillen danken darf, verbindet mit großen me= dicinischen Einsichten, den liebenswürdigsten Cha= rakter und eine unermüdete Aufmerksamkeit auf alles, was seines Amtes ist. Diesem vortrefflichen Arzt verdanke ich, daß ich noch existire, und be= säße ich solche Güter, welche die menschliche Exi= stenz zu einem wahren Gut machen können, gerne theilte ich sie mit ihm. Doch Hr. Physikus Phil= ter bedarf meines Geschenks nicht. —

Ich würde eher wieder auf dem Zeug gewesen seyn, wenn ich mich streng nach der Vorschrift meines einsichtigen Arztes gerichtet hätte. Was die Speisen anbetrifft, welche er mir untersagt hatte, so folgte ich zwar: denn ich aß gar nichts, da ich gar keine Eßlust hatte, und einen unüber= windlichen Ekel vor allen Speisen empfand. Aber Hr. Philter hatte mir den Schetter (Branntewein) und den Wein verboten. Schetter trank ich zwar nicht, aber doch täglich einige Gläser Wein, wel= che mir Herr Fromm aus dem Keller des Justiz= commissars zustellte, und so verschlimmerte ich stets meinen Zustand.

Am Neujahrstage 1801 feyerten die Nordhäuser *) das Fest des angehenden Jahrhunderts, und ich stehe dafür, daß von allen Einwohnern keine funfzig die heilige Nacht über ins Bette gekommen sind. Um zwölf Uhr des Nachts wurden alle Glocken geläutet, und die nordhäuser Canonen auf dem Kirschberg abgebrannt. Die übrige Nacht wurde gejubelt und gesoffen, bis man endlich in die Kirchen ging, und Gott dankte, daß man im neuen Jahre noch eben so gut Schlund und Kehle habe, als im alten.

Die Honoratioren zu Nordhausen hatten mehrere große Diners veranstaltet: unter andern war auch eins auf dem Grimmel veranstaltet, bey welchem auch der Justizcommissarius engagirt war. Er und mehrere Herren bedauerten sehr, daß ich an dieser Festlichkeit nicht Theil nehmen konnte, ich war selbst verdrüßlich darüber, aber was wollte ich machen? Ich mußte zu Hause bleiben und das Bette hüten. Herr Lange verließ mich, Herr Fromm konnte mir nicht Gesellschaft leisten, weil

---

*) Es giebt auch Dichter zu Nordhausen, und einer derselben machte ein Epigramm auf das alte und neue Jahrhundert, welches verdient, aufbewahrt zu werden.

Du scheidend Jahrhundert ich danke dir,
Daß du's liebe Leben gegeben mir:
Du angehend Jahrhundert, wie könnt dich ich preißen:
Du wirst ja dieß höchst Gut gewiß mir entreißen.

er bey der Festivität eine Quasioberinspection hatte. Hr. Bock der Schuster, hatte die Nacht über dem Glase so stark zugesprochen, daß er nun da liegen, und den Rausch ausschlafen mußte: niemand blieb also bey mir, als das hübsche Weibchen des leztern, welche meiner recht treulich pflegte. Man denke ja an nichts Böses, αισχρα πραττειν τουτο ἀδυνατον.

Die Herren, welche auf dem Grimmel bey Hr. Credo versammelt waren, dachten fleißig an mich, und schickten mir von jedem Gericht eine so derbe Portion, daß ein Scheundrescher sich an jeder bequem hätte sättigen können. Ich konnte aber leider von allen diesen Herrlichkeiten keinen Gebrauch machen; denn es fehlte mir an Appetit, und doch versündigte ich mich an einem Gerichte, welches der Doctor mir verboten hatte, nämlich an einer Sagosuppe mit Wein. Sie war herrlich zubereitet, und schmeckte mir auch so gut, daß ich wenigstens zwölf Suppenlöffel voll davon aß. Den folgenden Tag war mein Zustand wieder schlimmer. Endlich siegte meine gute Natur durch Hn. Philter unterstützt, über die Krankheit, und den Tag vor Dreykönig ging ich wieder aus, und besuchte nicht nur gute Freunde, sondern auch vorzüglich die Schenken.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Magistratswahl. Schenken.

Der Stadtmagistrat zu Nordhausen besteht aus drey Abtheilungen, deren jede ihren Bürgermeister, Senatoren und Assessoren hat. Diese Abtheilungen wechseln so ab, daß alle drey Jahre jede an die wirkliche Regierung kommt. Die Stellen sind übrigens immerwährend, und wenn ein Mitglied abgeht oder stirbt, so wird ein neues auf den Vorschlag eines wirklichen Mitglieds aufgenommen. So einen Vorschlag thun, heißt man bringen, z. B. der und der hat den und den Bürgermeister, Senator u. s. w. gebracht: aber bey der jetzigen Verfassung wird wohl das anomalische Bringen und das damit verbundne Geldschneiden wegfallen, oder sich vielleicht noch gar vermehren. Viele Nordhäuser klagten über das Bringen, und versicherten, mancher Esel würde nicht im Senat sitzen, wenn er nicht einen guten Bringer gehabt hätte.

In Nordhausen hat jeder Bürger, welcher zu einer Rathsfähigen Gilde gehört, auch das Recht, eine Stelle im Rath zu hoffen, wenn er anders sich nur stets so betragen hat, daß der hochweise Rath keine Schande von ihm befürchten muß. Aber gar viele Familien kommen nie zu der Ehre, daß einer aus ihren Mitteln zum Regiment gelangt, weil es ihnen an Bringern fehlt. Daher sind nur einige Familien im Besitz der höchsten Gewalt und deren Verwaltung, und diese Familien constituiren also den Patricierstand oder den Adel zu Nordhausen. Adel ist also doch auch da, ob sich gleich niemand von schreibt. Die Römer schrieben sich auch nicht von, und hatten doch einen sehr derben Adel. Wahrscheinlich ändern die jetzigen Umstände vieles in dieser Hinsicht.

Ob aber gleich die Rathsglieder durch die Bringerey gewählt werden, so spielt man doch alle Jahre eine Komödie, welche einer Wahl des ganzen Magistrats ähnlich sieht. Den Tag vor drey Königen versammelt sich der vollständige Magistrat, das heißt alle drey Regimenter, auf dem Rathhause, in ihren schwarzen Galakleidern, und sehn einander an. Gegen Abend gehn sie auseinander. In der Nacht versammeln sie sich wieder, der Herr Pastor Primarius hält eine Rede, worin er das abgehende Regiment ermahnt, bey der Wahl des

neuen Regiments — welches schon långst durchs Bringen gewählt ist — die Regeln der Gerechtigkeit zu beobachten, und ja alles zur Ehre Gottes zu thun. Die Zeit über, als diese Ceremonie dauert, wird Wein und Kuchen gegeben, und gegen Tag zieht der Magistrat, der neue nämlich, nach der Hauptkirche, wo die Bürgerschaft ihm eine Quasihuldigung leistet. Daß die ganze Bürgerschaft diese Zeit über lustig im Sauß und Brauß lebe, läßt sich denken: aber auch der hochedle Magistrat lebt hoch auf, und jedes Mitglied erhält aus dem Stadtkeller eine Portion Wein, und dann ein gewisses Weißbrodt, welches zu diesem Behuf besonders gebacken wird, und den Namen Herrenbrodt führet. Ich habe selbst von diesem schönen Brodt gegessen. Ehemals, so sagte man mir, blieben alle drey Regimenter die Nacht zwischen den vigiliis Epiphaniae und dem Dreykönigstag beysammen, und zechten, konnten aber hernach, wenn die Quasiwahl vor sich gehen sollte, nicht mehr stehen. Ein patriotischer Bürgermeister machte, um dieser Unordnung abzuhelfen, die Verordnung, daß in Zukunft jedem sein Quantum ins Haus sollte geschickt werden: daher dann jener Wein, und jenes Brodt für die Senatoren. Die Bürgermeister erhalten doppelte Portionen, und das ist auch sehr billig!

Die Nordhäuser, besonders die von der höhern und reichern Classe, sind große Liebhaber von Vergnügungen, ob ich gleich mit Recht behaupten kann, daß sie ihre Arbeiten und Beschäftigungen nie den Vergnügungen und Ausschweifungen aufopfern, wie z. B. viele Hallenser, Göttinger, Jenenser, Gießer u. d. gl. In Halle z. B. trift man stets in allen Kneipen früh und Abends, und auf allen Dörfern um die Stadt Bürger an, und wenn zu Lauchstädt die für Halle so schädliche Comödie im Gange ist, so strömen die Philister eben so unsinnig dahin, wie die Studenten, und si diis placet, wohl noch unsinniger. Ob zu Hause Arbeit versäumt wird, darnach fragt der Philister so wenig, als der Herr Student, ob er einige Collegien — worin er doch ohnehin wenig lernt — schwänzt, oder nicht. In allen Städten, wo Universitäten sind, welche den Ton gewisser Maaßen angeben, habe ich dieses Unwesen bemerkt.

Aber so ists nicht zu Nordhausen: die dasigen Bürger lieben auch ihr Vergnügen, aber erst dann, wenn sie ihre Arbeit gethan haben, und richten sich so ein, daß sie gegen Abend zusammen kommen können. Die vornehmsten Versammlungsörter sind ausserhalb der Stadt, und heißen der Grimmel, das Schießhaus, der Lorbeerbaum, der Kirschberg und der Hammer. Lezterer

Ort wird doch nur selten besucht, aber ersterer desto mehr. An allen diesen Oertern sind schöne Zimmer, schöne Gärten, gute Aufwartung ohne Prellerey, und was das beste ist, stets artige Gesellschaft, und munteres, nicht aber zotologisches Gespräch. Frauenzimmer sind von solchen Gelagen durchaus ausgeschloßen: diese haben andere Zusammenkünfte. Sonntags und Montags aber werden die gedachten Oerter von keinem Bürger von Distinction besucht, weil an diesen Tagen Creti und Plethi, das ist Gnoten u. d. g. mit ihren Schätzchen daselbst ihr Wesen haben, und sich bey Musik und Tanz lustig machen.

In Halle schämt sich schon Hr. A der Krämer, H. B der Buchhändler, Hr. C der Baumeister, Hr. D der Antiquar, Hr. E der Professor, Hr. F der Advocat, H. G der Schulhalter, Hr. H der Goldschmied und andre Herren, öffentliche Oerter des Vergnügens zu besuchen, nicht deßwegen, weil sie sparsam wären, und nicht auch gerne mitmachten; sondern bloß deßwegen, weil sie sich für vornehmer und besser halten, als alle andere Menschen, die nicht auch Krämer, Buchhändler, Baumeister, Antiquare u. s. w. sind. So ists nicht in Nordhausen, und ich glaube, es ist schon sehr recht, daß es nicht so ist. Ich habe in Schenken z. B. auf dem Grimmel Soldaten, Pastoren, Bürger

mit Titeln und andere gefunden, die sich kein Bedenken machten, bey einem Glas Breyhan, und einer Pfeiffe Tabak einige Stunden zu verschwätzen, selbst der nur seit kurzem verstorbene Rector der lateinischen Schule, Herr Pappe, glaubte nicht, daß es seinem Monarchismus zuwider sey, eine solche Gesellschaft zu besuchen.

Indeßen muß ich anmerken, daß alle Arten von niedrigem Pöbel aus diesen Cirkeln verbannt sind. Da überhaupt keine Frauenzimmer dahin kommen, so kommt auch mancher Troß nicht hin, welche Damen immer mitzuschleppen pflegen, z. B. ihre Mädchen und mit diesen einen Herrn Soldaten, Schuhputzer, Taugenichts u. s. w.: manche Fäntzchen, welche nur nach den Frauen und Jungfrauen laufen, bleiben auch weg, und suchen wo sonst ihr Unterkommen. Gespielt wird auch nicht, und so ziehen die Karten und Würfel niemand dahin.

Der Trunk ist in Nordhausen sehr gut. Den Schnapps, welcher hier gebrauet wird, kennt man weit und breit. Bier, braunes nämlich, wird fast gar nicht getrunken, ob es gleich sehr gut ist, und nahrhaft, desto mehr trinkt man aber die Gose und den Breyhan. Wein hat jeder bemittelte Bürger im Keller, und manche mehrere Sorten.

Die Wirthshäuser oder Gasthöfe in der Stadt sind nur für Fremde, und werden von Einheimi-

schen selten oder gar nicht besucht, ja man wollte gar von Magistrats wegen den Wirthen in der Stadt, wahrscheinlich auf Betrieb derer ausserhalb der Stadt, das Recht streitig machen, Leuten aus der Stadt zu essen und zu trinken zu geben.

Einige Sonderbarkeiten habe ich bemerkt, die mir damals auffielen, als ich sie zum erstenmal sahe. Einer meiner Freunde nahm mich eines Tages mit ins Concert, wohin auch für uns eine derbe Butelle Breyhan gebracht wurde. Als wir uns gesetzt hatten, ermahnte mich mein Begleiter, meine Pfeiffe anzuzünden. Ich lachte, und sagte, daß es doch nicht erlaubt sey, an einem öffentlichen Orte Tabak zu rauchen, wo so viele Schönen gegenwärtig wären. Was, erwiederte mein Freund, kümmern uns die Frauenzimmer? Unsre Weiber sind des Qualmens schon gewohnt, und unsre Mädchen? die sind froh, wenn sie Männer kriegen, die Tabak rauchen. Ich fand das Argument meines Freundes sehr richtig, und steckte meine Pfeiffe an, so wie es alle Mannspersonen thaten, welche gegenwärtig waren. Eben so raucht man auch auf Bällen und in andern Gesellschaften, wo Weiber hingehen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Frauenzimmer, und andere Merkwürdigkeiten von Nordhausen. Mein Abzug von dannen.

Herr Fabri hat eine Abbildung von einer Nordhäuser Bürgersfrau stechen und illuminiren laßen, wie vielleicht die Bürgerinnen daselbst vor hundert Jahren gegangen sind: denn ich sahe solche Tracht nicht. Die Bürgerinn des Hn. Fabri trägt einen langen blauen Tuchmantel mit einer goldnen Tresse um den Kragen, und einen Huth, welcher dem Schabesdeckel der Juden so ähnlich sieht, wie ein Ey dem andern. Ich fand keine Weiber in Tuchmänteln und noch weniger mit Schabesdeckeln: alle gingen gekleidet, wie an andern Orten auch. Unter den Bürgermädchen giebt es sehr hübsche niedliche Gesichtchen, und unter den Honoratioren habe ich auf einem Balle, dem ich beywohnte, ganz vorzügliche Schönheiten beobachtet. Die Nordhäuserinnen sind um so mehr liebenswürdig, da sie gar nichts von dem steifen läppischen, prätensionsvollen, groben und impertinenten Wesen an sich haben,

welches alibi das schöne Geschlecht so sehr übel recommandirt, ob gleich die Damen wunder glauben, wie hübsch ihnen die hohe Nase und die futile Impertinenz anstehe. Indeßen wißen die Nordhäuser Schönen recht gut, was sie sich und ihrer Würde schuldig sind, und daher herrscht unter ihnen wahre Sittsamkeit, und kein Wort wird aus ihrem Munde gehört, woraus man auf verderbte Sitten, oder auf Lüsternheit schließen könnte. Unter dem Pöbel giebts freylich weggeworfne Menscher, und wer des Nachts ausgeht, um solche Möbel auf der Straße aufzusuchen, geht nicht vergebens. Aber das ist ja aller Orten so.

Reisende, welche dahin kommen, werden gewiß wieder zufrieden abgehen, wenn sie sich um die Bekanntschaft einiger braven Männer bemühen wollen: denn durch einen und den andern lernen sie gewiß alles Sehenswerthe der Stadt kennen und werden in die besten Familien eingeführt. Sehenswürdig sind aber die sehr gut eingerichteten Hospitäler, welche ein gewißer Flugapostel durch Deutschland so schief beschrieben hat, die Kunst, wodurch das Flußwasser der ganzen Stadt mitgetheilt wird, und andere Dinge, welche sich besser sehen, als beschreiben laßen. Der große Roland von Nordhausen, welcher daselbst am Rathhause steht, und ein allmächtiges Rachschwert in der Hand führt,

ist schon mehrmals der Gegenstand des Romanenschreiberwitzes gewesen. Man wird den großen Roland herunterwerfen, wenn Nordhausen Preußisch wird, sagte neulich ein seynwollender Publicist zu mir. Man wird ihn stehen laßen, erwiederte ich; der große Roland ist von Stein, und niemand fürchtet ihn: ob man aber die Privilegien der Nordhäuser auf immer unangetastet laßen wird, ist eine andre Frage.

Als ich völlig hergestellt war, und mir alles wieder recht gut schmeckte, was ich aß und trank, reiste ich von Nordhausen ab, nachdem ich ohngefähr fünf Wochen daselbst zugebracht hatte. Ewig werde ich mich mit Vergnügen und Dankbarkeit an die Aufnahme und Behandlung erinnern, welche mir in dieser guten Stadt wiederfahren ist. Lange, Neuenhan, Ramsdahl, Seydler, Philter, Rothe, Heiker und viele andre sind meinem Herzen ewig theure Namen. Ich hoffe, in diesem Buche von Nordhausen nichts Unrechtes geschrieben zu haben, wenigstens wollte ichs nicht thun, und konnte auch nicht, da mir nichts bekannt worden ist, was der guten Stadt zum Nachtheil gereicht. Fehler und Mängel giebts aller Orten, aber in Nordhausen findet man doch davon verhältnißmäßig weniger, als sonstwo.

Möchte doch die gute Stadt unter Preußischer Hoheit so glücklich, und noch glücklicher seyn, als sie es, bey ihrer republicanischen Verfaßung war! Und warum sollte sie es nicht? Sind nicht andre Städte, welche Preußens Scepter unterworfen sind, im blühendsten Zustand? Und wenn hier und da eine Stadt in schlechten Umständen ist, so liegt es nicht sowohl an der Regierung, als vielmehr an andern Umständen z. B. an der Liederlichkeit der Bürger selbst.

Ich war noch matt, als ich zurückging, und kam den ersten Tag nicht weiter als nach Rosla, wo ein Graf von Stollberg wohnt. Im Wirthshauß, wo ich übernachtete, fand ich einen Preußischen Soldaten, welcher ins Weimarsche auf Urlaub ging. Der Mensch gefiel mir, und ich redete viel mit ihm. Nicht lange hernach kam auch ein Kastenkrämer, der gleich ein Spiel vorschlug, um die Zeit zu vertreiben. Ich entschuldigte mich, und versicherte, wie's denn auch wahr ist, daß ich nie spielte. Nun machte sich der Kastenträger an den Soldaten, welcher sich eben einen großen Thaler hatte wechseln laßen. Der Soldat wollte anfänglich nicht anbeißen, doch gab er endlich nach, und das Spiel begann. Es war das verderbliche infame Grobhaus, welches die Franzosen Lans-

quenet nennen, und wie der Name Lansquenet *) anzeigt, ein altes deutsches Soldatenspiel ist. Gar viele Spiele sind von Soldaten erfunden worden, z. B. das Piket, das l'Homber. — Der Soldat verlohr einige Thaler, war aber immer gleichgültig. Ich warnte ihn draußen vor dem Kastenkrämer, und rieth ihm aufzuhören, aber er lächelte, und sagte: „laßen sie mich nur; der Kerl soll schon seinen Mann finden." Ich legte mich schlafen, und fand früh Morgens den Kastenmann nicht mehr, aber wohl den Soldaten, welcher mir vierzehn blanke Kronenthaler wieß, die er dem Burschen abgenommen hatte. O, sagte er, lieber Herr, ich kann mogeln, wie der Teufel, das hab ich bey den Preußen gelernt. Also Mogeln, dachte ich, ist eine Kunst, die man bey den Preußen leicht lernen kann!! Die Gegend von Nordhausen bis Sangershausen ist himmlisch: man heißt sie die güldne Aue, und sie verdient diesen Namen auch vollkommen: auf der Seite ragt der hohe Kipphäuser hervor, von welchem der Pöbel gar viel zu erzählen weiß. In diesem Berg ist nämlich der Sage nach eine bezauberte Höhle, worin Kayser Friedrich der Erste, oder der Rothbart mit seinem Hofstaat an einer steinernen Tafel sitzt, und nicht eher erlößt werden

*) Von Lanzknecht oder Landsknecht, d. i. Soldat.

kann, bis sein Bart neun Mal wird um die Tafel gewachsen seyn: schon vor hundert Jahren umgaben die rothen Haare von Friedrichs Bart sechs Mal die mysteriöse Tafel, also wird wohl Friedrich bald frey werden. Die Fabel schreibt sich ohne Zweifel daher, daß damals, als Friedrich im Orient umkam, lange Zeit niemand in Deutschland wußte, wo er hingekommen war.

Die ganze Straße von Nordhausen bis nach Sangerhausen war damals mit Sächsischen Dragonern besetzt, welche verhindern sollten, daß kein Getreide aus dem Sächsischen nach Nordhausen verführt würde. Sachsen war gesperrt, aber die Herren Drogoner ließen mit sich handeln, und so wurde gewaltig viel Roggen, Weitzen, Gerste und Hafer durchgefahren. Die Kerle lebten einen guten Tag in fraudem legis.

In Sangerhausen sprach ich bey Hr. Kayser dem Kaufmann ein, welcher recht guten Wein hat, und zog dann weiter: aber schon zwey Stunden von dieser Stadt mußte ich wieder Halt machen, weil es regnete. Ich legte mich um neun Uhr auf die Streue, aber schon um elf kamen Gäste, welche auf dem nächsten Dorf Gevatter gestanden, und nun ein Scandal machten, daß ich unmöglich schlafen konnte. Was war zu thun? Ich stand auf, und nahm an der Gesellschaft Antheil, welche

bis

bis Tag beysammen blieb, und sich die Zeit mit Koffee- und Schnappstrinken und Zotenreißen vertrieb. Hier konnte ein Sammler zotologischer Anekdoten seinen Vorrath um ein starkes vermehren.

Weiter begegnete mir auf dieser Reise nichts Sonderbares: doch lernte ich noch die wahre Ursache kennen, warum die Weidenbäume, wenn sie älter werden, pflegen aufzuplatzen, und diese muß ich meinen Lesern mittheilen. Zwischen Scherben und Passendorf kam ein hübscher Mensch zu mir, welcher aus dem Mansfeldischen gebürtig war. Wir sprachen von allerhand, endlich kamen wir an eine Reihe Weidenbäume. „Sieh an, sagte ich, die Bäume sind auch alle geborsten.“

Er. Ja, wissen Sie aber auch warum?

Ich. O ja! Die Bäume werden oft ihres Oberholzes beraubt: da muß also der Saft im Stamm bleiben, und macht, daß dieser aufspringt.

Er. Larifari, das ist nicht wahr; ich weiß es wohl besser.

Ich. Nun, und —

Er. Kennen Sie Judas, den Verräther?

Ich. Nein, den kenne ich nicht, aber gehört habe ich von ihm. Wie kommt aber Judas, der Verräther, und die Weidenbäume zusammen?

Er. O, sehr stark.

Ich. Das verstehe ich nicht, und bin begierig, es zu vernehmen.

Er. Ja, sehen Sie, Judas hat sich an einen Baum gehenkt, nachdem es ihm leid geworden war, daß er den Herrn verrathen hatte. Der Baum, woran sich der Schuft aufhenkte, war ein Weidenbaum.

Ich. Je nun, wenn es auch ein Weidenbaum war, so wars doch gewiß keiner von diesen da.

Er. Nein, das wars nicht: aber es war doch ein Weidenbaum, und nun müßen alle Weidenbäume dafür büßen: Gott hat sie alle verflucht, daß sie müßen aufbersten, wie Judas, der Verräther, aufgeborsten ist. Hab ich nicht Recht, Herr?

Gegen ein solches Argument hatte ich nun freylich nichts einzuwenden, aber aus dem angeführten Gespräch erhellet doch, wie stark die Macht des Aberglaubens noch ist, und wie kraß und finster die Begriffe der Leute vom lieben Gott seyn müßen, welcher alle Weidenbäume verfluchen kann, weil Judas, der Schuft, sich an einen Weidenbaum gehenkt hat. Unsre heiligen Bücher selbst scheinen diesen seltsamen, der göttlichen Gerechtigkeit so nachtheiligen Fratzenglauben, zu unterstützen. Denn da liest ja der Pöbel auch, daß Jesus einen Feigenbaum verflucht habe, weil er zu einer Zeit, da er keine Feigen haben konnte, auch wirklich keine hatte.

Der arme Feigenbaum am Wege mußte verdorren, und hatte doch nichts verbrochen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Meister Schäfer der Schuster zu Halle.

Ich hatte im Sommer 1799 in einem Hause gewohnt, welches die Kutsche heißt, und war von da im Herbst zu einem Schuhmacher gezogen, welcher Schäfer hieß, unter den hiesigen Bürgern aber mehr unter dem Namen des Hn. Unteroffiziers, als unter seinem eignen bekannt war. Schäfer hatte nämlich bey einer gewissen Gelegenheit sich gerühmt, er sey Unteroffizier bey der Stadt, und habe das Recht, einen Degen zu tragen mit einem Portdepe. Die Hallenser sind aber komische Leute, welche nichts weniger vertragen können, als dummen Bauernstolz, und jeden sarkastisch verfolgen, der sich so was zu Schulden kommen läßt: Schäfer hieß daher der Herr Unteroffizier, so wie ein anderer Jemand der Leutnant genannt wurde, weil er zu seiner Frau beym Abschied ins

Feld gesagt hatte: „als Corporal gehe ich weg, als Leutnant komme ich wieder.“

Ich kann nicht eigentlich sagen, was mich bewog, zu dem Schuster Schäfer zu ziehen: meine Frau war auch hier an meiner Mißlage vorzüglich Schuld, diese miethete das Zimmer, und that so froh, als sie auf dem Katzenplan — so heißt das Plätzchen, worauf Schäfer sein Haus hatte — wohnen konnte, als logierte sie im Lustgarten des Paradieses.

Indessen währte die Freude nicht lange: meine Frau kam bald in die Wochen, und der fürchterlich kalte Winter, welcher erfolgte, machte, daß wir in der sehr übel verwahrten Stube mehr Feuerwerk brauchten, als zur Heitzung von zwey andern Zimmern nöthig gewesen wäre. Meine Frau sprach deßwegen mit dem Wirth; dieser versprach den Ofen machen zu laßen: denn hieran mußte die Schuld liegen, daß die Stube sich so schwer heitzen ließ; aber statt den Ofen zu verbessern, nahm er die eiserne Platten heraus, und setzte Ziegeln dafür ein: die Platten verkaufte er, wie er dann hernach vor seinem löblichen Abschied von Halle sogar die Oefen verkauft hat. Ausserdem trillte uns Schäfer unaufhörlich um Geld, daran aber hatte er noch nicht genug: er trug mich noch obendrein in allen Kneipen herum, und gab bald da bald dort vor, ich

sey ihm, wer weiß wie viel schuldig, zwanzig, dreyßig Thaler, und noch drüber: wer mich kannte, und den Herrn Stadt-Stabs-Unteroffizier Schäfer, der wußte freylich, daß dieß gelogen war: denn Schäfer konnte mir keine dreyßig Thaler borgen, so viel hatte er noch niemand borgen können.

Mein Gevatter Engelmann von Schochwitz besuchte mich öfters, und da Freund Schäferus merkte, daß der Mann Geld hatte, lag er ihm an, wenigstens ihm drey Louisdor zu borgen, welche er binnen vier Wochen wieder zu geben versprach. Engelmann traute dem Menschen, weil er aber kein Geld bey sich hatte, versprach er es ihm zu schicken, Freund Schäfer aber, welcher befürchtete, Engelmann mögte auf andre Gedanken kommen, und ihm den Credit versagen, nahm ein Pferd, und begleitete den ehrlichen Engelmann nach Schochwitz, wo er das Geld empfing, und dann eine Lustreise ins Mansfeldische machte, von welcher er nicht eher zurückkam, als bis das Geld alle war. Engelmann hat noch keinen Kreuzer von seinem Geld wieder gesehn, und wird, si diis placet, auch keinen wieder sehen.

Einen andern ehrlichen Mann wollte Schäfer auch anprellen, aber ich verhinderte es. Dieser war Hr. Lederhändler Zappe von Magdeburg, mit welchem ich hier in Halle Bekanntschaft und Freundschaft

gemacht hatte. Hr. Zappe und ich saßen bey einander auf dem Weinkeller, und waren vergnügt, als Schäfer sich so nach seiner dummdreisten Art bey uns eindrang, und an unserm Wein Theil nahm, welchen Hr. Zappe auch gerne hergab, da er hörte, der Zudringliche sey mein Hauswirth. Dieser, welcher bloß gekommen zu schmarutzen, hörte nun, Hr. Zappe sey ein Lederhändler, und machte seine Sachen so gut, daß Zappe ihm für hundert Thaler Leder zu schicken versprach, welche Schäfer auf die Ostermesse bezahlen sollte. Sie machten sogar eine Art von schriftlichem Contract. Den folgenden Tag sprach ich Hn. Zappe auf dem Löwen; er fragte mich nach dem Credit des Großsprechers; als ich ihm aber die wahren Umstände desselben entdeckte, dankte er mir und war froh, daß er sein Leder noch hatte. Hätte er es geschickt, so war er geprellt, wie so mancher andere.

Mit allen Leuten im Hause zankte sich Mosjeh Schäfer alle Tage, und besonders heftig, wenn er kein Geld hatte, welches dann sehr oft der Fall war. Er haßte nichts so sehr, als die Arbeit; früh, wenn er aufstand — früh hieß aber bey Schäfer so viel als um neun oder zehn Uhr — zog er sich schnell an, und eilte in eine Kneipe, um da sein Frühstück einzunehmen: nach Tische, das heißt nach der Zeit, wo ordentliche Leute zu essen pflegen,

stieg oder, wenn er Geld hatte, ritt er zu Dorfe. Stichelsdorf war sein Lieblingsort, theils weil es da herrlichen Breyhan giebt, theils aber auch, weil er daselbst einen Freund, den Hn. Amtsverwalter Bertram hatte, welchen er auch weidlich geschnellt hat. Der gutmüthige Mann dachte, sein Gevatter Schäfer würde ihn nicht anführen, und borgte ihm — zu seinem Schaden. Von Stichelsdorf kehrte er gegen Abend nach Halle zurück, pflanzte seinen Leichnam auf den Rathskeller, auf die Mail, oder auf die Loge, und hielt daselbst aus bis auf den lezten Mann.

So gings einen Tag und alle Tage: wie seine Wirthschaft bey dieser Lebensart gefahren sey, kann man leicht denken. Er hielt zwar Gesellen, aber die verließen ihn bald, so auch die Lehrbursche, welche bey so einem Meister nichts lernen konnten; mit der Frau lebte er wie Hunde und Katzen mit einander zu leben pflegen: dabey war er ein großer Verfechter der Innungsprivilegien, ein Erzfeind alles Herkommens, und wollte alles bloß durch Gesetze entschieden wissen. Eben daher zankte er sich unaufhörlich mit den andern Meistern, welche ihn aber nur auslachten, und schreien ließen.

Da er unendlich viel übelverstandnen Stolz besaß, so war ihm nichts empfindlicher, als wenn er wegen Schulden gemahnt wurde, am allerärg-

sten aber tobte und schalt er, als ihm von Magistrats wegen einige Neppe zur Auspfändung ins Haus geschickt wurden. Nie habe ich einen Menschen gesehen, der sich komischer betragen hätte, als sich unser Hr. Unteroffizier damals betrug. Da wollte er alles zum Hause hinaus werfen: aber ein derber Soldat, welcher zu einer hinten im Hofe wohnenden Frau gehen wollte, und welchem der Schuster Grobheiten sagte, griff ihn bey der Gurgel, und transportirte ihn sehr unsanft selbst zur Hausthüre hinaus.

So zänkisch aber sonst auch Schäfer, und so impertinent grob er gegen jederman war, der ihm in den Weg kam, kann ich doch nicht sagen, daß er mit mir gezankt, oder mir Grobheiten gesagt habe, bis ohngefähr einige Wochen vor meinem Abzug aus seinem Hause, und auch damals war er gegen mich nicht eigentlich grob.

Meinen Lesern muß dieß billig auffallen, und sie werden mir es ohne Zweifel übel nehmen, daß ich den Ehrenmann hier so unvortheilhaft beschreibe, zumal da er nicht in Halle ist, und sich nicht vertheidigen kann: sie finden in der Schilderung des militärischen Schusters vielleicht eine gewiße demangeaison de médise, die keinem Menschen wohl ansteht, und die ich mir bey allen meinen übrigen Fehlern, doch nicht gerne mögte vorrücken laßen.

Aber das folgende Kapitel soll und wird mich gewiß entschuldigen. Ich weiß es recht gut das goldne Sprüchlein de mortuis et abſentibus non niſi bene; aber obgleich der Schuster Schäfer jetzt abwesend ist, so darf ich ihn nicht allein doch beschreiben, sondern ich glaube auch, daß es meine Pflicht ist, einen Menschen öffentlich bekannt zu machen, der sich an mir so wie Schäfer versündigt hat.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Hübsche Raritäten.

Ich habe immer von der Enthaltsamkeit und von der Keuschheit der Frauenzimmer so meine ganz eigne Gedanken gehabt, und niemals die Vorzüge einer Frau oder eines Mädchens bloß allein in der Jungferschaft oder in der ehelichen Treue gesucht. Es mag übrigens eine ganz hübsche Sache seyn, wenn man ein lediges Mädchen als Jungfer zur Gattin erhält, oder wenn eine Ehefrau sichs nie nach fremder Kost gelüsten läßt. Aber nur wenige sind so glücklich, dieses Loos zu treffen, wie die leidige Erfahrung zeigt und beweiset.

— Tarpejum limen adora
Bonus et auratam Junoni caede juvencam,
Si tibi contigerit capitis matrona pudici!
Paucae adeo Cereris vittas contingere dignae
Quarum non timeat pater oscula —

sagt Juvenalis *) vielleicht etwas stark, aber sehr wahr für seine Zeit, und für die unsrige nicht ganz falsch wenigstens. Da nun die Hörnerträgerey so ein gemeines, ja gar allgemeines Uebel ist, so darf man beynahe behaupten, es sey ein nothwendiges Uebel, und daher ist es recht, und billig, daß man es mit Gedult ertrage, und so viel als möglich ist, zu lindern und zu bessern suche, wenn es eintritt. Die Franzosen haben daher ganz Recht, daß sie wenig eifersüchtig sind, und es von jeher auch wenig waren: Die sonst so eifersüchtigen Italiener und Spanier sind zu unsern Zeiten sehr nachsichtig, und in Italien hat jede Dame einen Cicisbeo, so wie in Spanien jede einen Corteja hat: geringere Frauenzimmer haben hier ihre amigos und in Italien ihre vicini. Das ist schon recht so: die Leute sind tolerant geworden, und haben eingesehen, daß unter allen Bocksstreichen keine närrischer herauskommen, als die, welche ein Eifersüchtiger gewöhnlich macht.

---

*) Sat. VI. v. 49.

Ich denke, wenn die Frau das Scandal nicht gar zu arg macht, und ihren Mann nicht absichtlich zu beschimpfen und zu kränken sucht, hat dieser keine Ursache, mit ihr zu brechen. Manche machen es freylich zu arg, und solche verdienen fortgejagt zu werden, aber grade solche Creaturen pflegen recht nachsichtige Männer zu haben. Doch diese Kerle suchen ihren eigenen Nutzen zu befördern, indem sie die Schleichgänge der Frau Gemahlin nicht verhindern. Ich habe die Ehre, eine gewiße Madam zu kennen, welche mehr als einen angesehenen Mann in ihr Netz gezogen, und mehr als eine Familie in große Unordnung gebracht hat. Ihre Liebhaber waren bloß Ehemänner: denn von solchen konnte die Kokette mehr ziehen, als von Unverheiratheten, aber es waren auch durchaus Schafsköpfe, welche sich prellen ließen nach Noten; insbesondere wird gesagt, daß sich ein gewisser Herr Schwarzrock, vulgo Pfaff, habe von der Listigen ganz artig hänseln laßen, aber obgleich dieser Pfaffe fünf oder sechs hundert Thaler für das Vergnügen von einer halben Viertelstunde hingeben mußte, hat ihn doch jederman ausgelacht, und niemand bedauert, und das mit Recht: denn nichts ist abscheulicher als ein heuchlerischer Pfaffe. *) Der

*) — Hunc ego fatis
Imputo, qui vultu morbum incessuque fatetur,

Ehemann der Madam, von welcher ich rede, wußte um ihre ganze Wirthschaft, da Madame alles so frey öffentlich trieb, daß die ganze Stadt darüber skallirte, und daß in allen Kneipen, wohin Herr Gerber, der Ehemann, kam, so deutlich darüber räsonnirt wurde, daß er hätte müssen von Holz seyn, wenn ers nicht hätte verstehn wollen. Aber Herr Gerber hatte dazu keine Ohren: er ließ seine liebe Jule machen, was sie wollte, und lebte einen guten Tag. Geschäfte hatte Hr. Gerber nie geliebt, und da das von Madam verdiente Geld ihn der Mühe überhob, selbst Geld zu verdienen, so freute er sich seiner Hahnreyschaft, die ihm so viele Vortheile brach-

---

Horum simplicitas miserabilis, his furos ipse
Dat veniam; sed pejores qui talia verbis
Herculis invadunt, et de virtute locuti
Clunem agitant. Ego te caventem, Sexte verebor?
Infamis Varillus ait: quo deterior te?
Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus:
Quis tulerit Gracchos de seditione querentes.
Quis coelum terris non misceat, et mare coelo,
Si fur displiceat Verri, homicida Miloni,
Clodius accuset Moechos, Catilina Cethegum?
In tabulam Sullae si dicant discipuli tres?
Qualis erat tragico nuper pollutus adulter
Concubitu, qui tunc leges revocabat amaras
Omnibus atque ipsis Veneri Martique timendus,
Cum tot abortivis foecundam Julia vulvam
Solveret, et patruo similes effunderet offas.

Juvenalis Sat. II.

te. Aber Julchens Reize nahmen nach gerade auch ab, und verschwanden, und mit ihnen verschwanden auch die Liebhaber. Einige waren von ihr zu Grunde gerichtet worden, und die darbenden Familien fluchten der Koketten, andre hatten die Verführerin näher kennen lernen, und verachteten sie: neue Liebhaber, welche im Stande gewesen wären, Geld zu geben, und die ausschweifenden Bedürfnisse der Madame zu befriedigen, kamen nicht; aber Madame mußte durchaus bedient seyn, und schaffte, welche freylich nicht klotzten, weil sie nicht konnten, welchen aber Madame klotzen mußte. Madame war gewohnt, stets auf hohen Fuß zu leben, und ein Haus zu machen: so lange ihre Anbeter noch hübsch reich waren, ging das Ding gut, aber als sie anfing nichts mehr einzunehmen für ihre Gunstbezeugungen, mußte Madame aus eignen Mitteln die schweren Ausgaben bestreiten, welche das Hausmachen zu kosten pflegt. Darüber gerieth sie in Schulden, und ihres Mannes Credit in gewaltige Unordnung. Nun erst fiel es Herrn Gerbern ein, daß seine Frau ihm untreu gewesen war, und er ließ sich scheiden, da sie nichts mehr verdienen konnte.

So ein Mosjeh, wie Herr Gerber und seines Gleichen, verdient Verachtung: aber soll man dann auch ohne Unterschid jeden verachten, der seiner

Frau einen Fehler vergiebt, und eine Gattin behält, von deren Fall er überzeugt ist? Ich denke, nein! Sie bessert sich, und dann mags ja gut seyn: wir sind ja alle sterbliche Menschen, pflegte meine Tante immer zu sagen, wenn ihr mein Vater ihre Ausschweifungen im Trunke vorhielt. Eine Frau kann sonst sehr schätzbare Eigenschaften haben, welche den Ehemann mit Recht bewegen können, ihr einen verliebten Fehltritt zu vergeben. Frauenzimmer sind schwache Geschöpfe, und man weiß ja, daß lüsterne Bursche hübschen Weibern mehr nachstehen, als ledigen Mädchen, und das aus leicht zu errathenden Gründen.

Hier werden meine Leser fragen, was dann Meister Laukhard gethan haben würde, wenn ihm ein andrer ins Gehege gegangen wäre? Ich weiß es warlich nicht, meine Herren, was ich grade gethan haben würde: denn mich regieren die Leidenschaften, wie der Wind das schwache Rohr: aber das weiß ich doch, daß ich würde klug gethan haben, wenn ich geschwiegen, und mein Kreutz mit Geduld getragen hätte. Mein Hannchen hat mir zwar in diesem Stück noch keine Gelegenheit oder Ursache zu klagen gegeben; aber wenn dem auch so wäre, so würde ich mir wahrscheinlich haben zureden lassen.

Herr Professor M.... zu F.... sperrte erst den Leuten die Mäuler auf, und nachdem er sich und seine Frau weidlich beschimpft hatte, ließ ers auch gut seyn: er hätte den Spektakel nicht anfangen sollen. Herr M.... war ein Bücherwurm, lag den ganzen Tag und die halbe Nacht über dem Corpus Juris: die Zeit, wenn er nicht studierte, oder schlief, brachte er bey der Weinflasche zu. In H...., wo er anfangs existirte, heyrathete er ein junges Ding, welch's mit der Lebensart des Herrn Gemahls durchaus nicht zufrieden seyn konnte. Madame suchte sich also andern Zeitvertreib, und fand ihn mit Studenten und sogar mit gemeinen Soldaten. Der Herr Professor merkte nichts: seine Frau trieb das Leben so frech und so öffentlich, daß die ganze Stadt davon redete, und er merkte noch immer nichts. Endlich wurden seine eigne Collegen aufgebracht, und meynten, ein solches Betragen einer Frau Professorin blamire die ganze Innung. Prof. N.... ein Freund des Hn. M... übernahm es, diesem das skandalöse Leben der Frau vorzustellen, und that es nach der ihm ganz eignen zotologischen Freymüthigkeit *) so kräftig,

*) Die Professores Juris haben von jeher den wohlverdienten Ruhm als grosse Kenner der Zotologie gehabt. Ich rede nicht von allen! Doch sehe man Caricaturen von Anselmus Rabiosus 2tem Theil. Berlin 1802.

daß M.... Feuer fing, und beschloß, sich scheiden zu lassen. Während der Verhandlung kamen die abscheulichsten Dinge zum Vorschein, und unter andern auch, daß Madame öffentliche Hurenhäuser besucht hatte. Es war nun ganz natürlich, daß Hr. M.... seine liebe Frau loswerden mußte; aber die Mutter derselben, eine alte Politikussin, brachte ihn durch Geld und Champagner, wie auch durch einen Codex Theodosianus in 6 Folianten, den sie ihm sauber gebunden zuschickte, so herum, daß er den Scheidungsprozeß niederschlug, und seine Frau wieder zu sich nahm. Die Acten wurden bey dem Universitätsgericht niedergelegt, aber Hr. M.... ärgerte sich doch, daß in der Registratur der Universität Papiere lagen, welche seiner Ehre so sehr nachtheilig waren. Er sagte daher dem Actuar, er mögte ihm doch seine Acten auf einige Tage geben, er habe wonach zu sehen. Der Actuar, welcher einfältiglich glaubte, was der Hr. Professor sagte, gab die Acten hin, und Herr M.... ließ sogleich Feuer anzünden im Ofen, und warf die Acten hinein. Freylich waren nun die Papiere dahin, aber M....s Schande und die seiner Frau währte noch immer, er machte daher, daß er fortkam, und ging nach F...., wo man seine Hahnreyschaft weniger kannte, als in H.... Man sagt, die Frau Professorin soll ihrem Ehemann

mann nie wieder Gelegenheit gegeben haben, eine Ehescheidungsklage wider sie anzufangen, ob es gleich nicht an Leuten fehlte, welche aussprengten, in F.... sogar habe sie Stipendien an hübsche Studenten ausgetheilt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des drey und zwanzigsten Kapitels.

Als ich von Nordhausen zurück kam, empfing mich meine Frau mit vieler Herzlichkeit, aber sobald die ersten Bewillkommungen vorbey waren, floß ihr Mund von Invectiven wider den Schuster Schäfer über. Der Bube hätte sie im Zank eine Hure geheissen, und ihr vorgeworfen, sie habe einen guten Freund von mir mehr begünstigt, als es einer Ehefrau zukomme. Ich kannte den Schuster, und wußte, daß er an alle Schlechtigkeiten und Eseleyen gewöhnt, jederman für einen schlechten Kerl und für einen Esel ansahe. Ich rieth meiner Frau, stille zu schweigen, diese aber bestand darauf, daß ich den Burschen koramiren sollte. Ich mußte gehorchen, denn eine Frau hat allemal das Recht, so Etwas zur Rettung ihrer Ehre von ihrem Manne zu fordern. Des andern Tages früh sprach ich mit dem Staabsunteroffizier Schäfer,

und hielt ihm sein Vergehen vor; er aber schwur hoch und theuer, es sey nicht wahr; er könne zwar einiges gesagt haben, aber dann seys gewiß nicht in übler Absicht, und zwar in einem bey ihm sehr gewöhnlichen hohen Grad der Besoffenheit geschehen u. s. w. Was wollt ich machen? Zeugen hatte ich keine, und den Mosjeh auf einen Schwur zu treiben, hielt ich nicht für rathsam: denn es ist überhaupt eine kützliche Sache, sein Recht auf einen Eid ankommen zu laßen, besonders in Halle, und bey Schäfern war es gewiß am aller kützlichsten: denn dieser hatte einst auf dem Rathskeller erklärt, ein Schwur sey eine Lumperey; man könne so ein Ding hinbrummen — seine eigene Ausdrücke — ohne sich das geringste Gewissen zu machen. Ich mußte also schweigen, und alles war wieder gut.

Die Sache selbst, welche Schäfer meiner Frau vorwarf, rührte mich nicht im Mindesten: denn derjenige Freund, mit welchem, nach der Lästerung des Buben meine Frau ein Verbrechen begangen haben sollte, war damals, als ich in Nordhausen war, zwar in Halle, aber in solchen Umständen befand er sich, welche nicht erlauben, daß man an näheren Umgang mit Frauenzimmern denke: ich konnte daher sehr ruhig seyn. Daß übrigens mein braver Freund meine Frau besucht, und ihr in meiner

Abwesenheit Beystand geleistet hat, verdanke ich ihm herzlich. Man hatte nämlich ausgesprengt, ich sey in Nordhausen gestorben, und da zog sich jederman von meiner Frau zurück, aber der ehrliche S... und Hr. B. nahmen sich meiner Frau und meines Ackens an, und so konnten diese auch ohne mich subsistiren.

Mit Schäfern blieb nun alles ruhig, und er selbst legte weder mir noch meiner Frau nicht das Geringste mehr in den Weg. Ohngefähr vierzehn Tage vor Ostern sprach er mich um Geld an, welches ich ihm zwar erst bey der Räumung des Quartiers zu geben hatte: denn ich wollte ausziehen. Ich hatte eben eine Anweisung an einen hiesigen Antiquar erhalten, und gab diese dem Schuster, um sie Hn. Weidlich — so heißt der Antiquar — zu bringen, und zu fragen, ob er sie annehmen wollte. Schäfer kam zurück und meldete mir, daß Hr. Weidlich den andern Tag versprochen habe, die Anweisung zu bezahlen, nur sollte er eine Quittung von mir mitbringen.

Diese schickte ich zwar an Hn. Weidlich, ließ ihn aber bitten, dem Schäfer nicht mehr als 6 Thlr. zu bezahlen: denn grade so viel war ich ihm schuldig: Schäfer, welcher gedacht hatte, die ganze Anweisung zu ziehen, und mich hernach warten zu laßen, und

am Ende zu prellen, gerieth hierüber aufs heftigste in Wuth, und da er vermuthete, meine Frau habe mich bewogen, ihm nicht mehr zu geben, als ihm zukomme, wie es denn auch wahr ist, fiel er diese an, und nannte sie in Beysein einiger Bürger eine Hure und Ehebrecherinn, welche einen fremden Herrn in meiner Abwesenheit bey sich habe schlafen laßen: als sich meine Frau etwas derb gegen den unsinnigen Buben vertheidigte, stieß dieser sie an, daß sie über die Wiege hinstürzte.

Ich ward wegen dieser infamen Behandlung meiner Frau bey den Stadtgerichten klagbar, und Hr. D. Scheuffelhuth, welcher die Klageschrift aufsetzte, würde dem elenden Wicht gewiß rechtschaffen eingeheizt haben, wenn der Bursche sich nicht fortgemacht, und alle die geprellt hätte, welche einige Forderungen an ihn hatten.

Kaum war Mosjeh Schäfer, der Schuster und Unteroffizier weg, so hörte man sein Lob in der ganzen Stadt, und weit und breit auf dem Lande herum. Es war in der Stadt beynahe keine Kneipe, wo er nicht Bären angebunden hatte, alle seine Bekannte hatte er geprellt, und ich mußte meine Klage liegen laßen. Wie konnte ich auch gegen einen Hollunken agiren, welcher seine Frau und zwar in schwangern Umständen im ärgsten Elend sitzen läßt, und in die Welt läuft? Alle die, wel-

che mit ihm zu thun gehabt hatten, krazten sich hinter den Ohren, und mußten nun durch Ehrentitel, Schurke Spitzbube, Betrüger, u. d. gl. ihrem Aerger Luft machen. Ich hatte vollkommne Satisfaction: denn einem Elenden, welcher durch Schulden, Fikfakkereyen und Bubenstreiche, deren üble Folgen er fürchtet, flüchtig wird, kann man wohl eine Injurie vergeßen.

Aber warum thust du es denn nicht, Laukhard, werden meine Leser fragen? Warum beschreibst du denn den elenden Schuster Schäfer, so wie du gethan hast? Das war auch nicht recht.

Antwort: Ich thue dieß nicht meinetwegen: denn mir liegt wenig daran, ob Schäfer der Staabsunteroffizier und Schuster in Halle auf dem Rathskeller, in Stichelsdorf bey Hr. Runge, oder in einer Branntweinskneipe sitzt, und da den großen Herrn macht, oder ob er unstät und flüchtig in der Welt herumstreicht: aber meiner Frau war ich diese Genugthuung schuldig, und habe sie ihr auch gerne geleistet. Die Familie des Schäfers, welche in Halle existirt, habe ich weder beschimpfen noch beleidigen wollen: was ich geschrieben habe, ist notorisch, und jedem bekannt, so bekannt, daß sich von Schäfers Historien einige Sprüchwörter herschreiben, welche wahrscheinlich, wie alle Sprüchwörter, noch lange im Gang bleiben werden.

Von Halle aus zog Schäfer nach Erfurt, ließ sich daselbst von Kayserlichen Werbern unterhalten, und wurde nach Prag gebracht, wo er jetzt halter die Ehre und das große Glück hat, halter dem größ en Herrn in der ganzen Welt zu dienen, und halter den Stand eines Kostbeutels zu bekleiden. Er hat schon einige Mal an seine Verwandte geschrieben, und sie gebeten, für seine Loskaufung zu sorgen, aber die wollen nichts von ihm wißen. Seine Frau befindet sich jetzt beßer als vorher, da der Wicht noch bey ihr war, aber seine Schuldner sind — geprellt.

Eben war ein Freund bey mir, dem ich das, was ich vom Schuster Schäfer geschrieben hatte, vorlas. Er schüttelte den Kopf, und meynte, es würde beßer seyn, wenn ich die ganze Historie wegließe. Ich könnte einen Injurieuprozeß mir auf den Hals ziehen.

„Und wer soll mir den an den Hals werfen," fragte ich?

Er. Je nun seine Verwandten. —

Ich. Seine Verwandten? Die kümmern sich um den Burschen nicht.

Er. Meynen Sie? Seine Schwester vertheidigt ihn πυξ και λαξ.

Ich. Ha, ha, ha, das sollte mir doch eine wahre Freude seyn, wenn diese gegen mich auf-

treten wollte. Aber Sie wißen ja, daß eine Schwester die Sache ihres Bruders nicht führen darf. Dem Bruder stünde es noch eher an; der ist ja ein Jurist, und könnte an mir probiren

quid valeant humeri

Quid ferre recusent.

Auf keinen Fall aber fürchte ich mich: denn sind sie klug, so schweigen sie; schweigen sie aber nicht, und räsonniren brav, und spectakeln, was das Zeug hält, so lache ich, und finde gewiß viele, die mit mir lachen. Uebrigens muß ich noch einige Kunstgriffe erwähnen, welche Schäfer anwendete, wenn er kein Geld hatte, und doch saufen wollte. Vielleicht können diese Kunstgriffe andern Leuten nützlich seyn, welche ihm ähneln.

Einst kam er auf die Loge zu Hr. Busse. Wer hat da Ihrer Frau die Schuhe gemacht, fragte er?

Busse. Meister N. N.

Schäfer. Ist schofele Waare, mein Seel! Gott soll mich strafen (besieht die Schuh) ja meiner Seele, mein Junge macht beßeres Zeug. Was kosten denn die Latschen?

Frau Busse. Einen Thaler.

Schäfer. Schwerenoth, so ein Paar Latschen einen Thaler! Da mache ich ein Paar derbe hübsche Schuhe für 20 gl.

Fr. Busse. Je nun, ich brauche wieder Schuhe.

Schäfer. Blor, will's Maaß nehmen.

Schäfer nahm das Maaß, soff einige Tage auf die zu machenden Schuhe los, und als er merkte, daß die 20 gl. herunter seyn mogten, kam er nicht wieder. Hr. Busse mahnte ihn einige Mal, aber da er sahe, daß doch nichts werden würde, ließ ers gut seyn, und ist — geprellt.

Ein ander Mal kam er auf den Universitätskeller, ein Beckermeister saß da, und trank ein Glas Breyhan. Schäfer that, als sähe er den Becker nicht, wendete sich gegen einen seiner Mitmeister, und sagte: Es ist doch zum Rasendwerden, wenn man denkt, Geld zu kriegen, muß man noch suchen, wo man welches herkriegt, um es einzulösen.

Der Meister. Es wird wohl auf der Post liegen.

Schäfer. Warum nicht gar auf der Post? In der Kugel vorm Steinthor steht es in Säcken. Stelle Dir vor, der Lauseker1 da von — — der vertrackte — — ist mir schon seit Jahr und Tag Geld schuldig: ich drohte ihm mit der Klage, da schämte er sich, und schickt mir heute neun Scheffel Roggen herein. Sechs sollen meine, und drey soll ich ihm bezahlen. Sein Kerl hat die Säcke in der Kugel abgesetzt, und will nun Geld haben.

Meister. Du mußt die drey Scheffel verkaufen, so kriegst Du ja gleich Geld.

Schäfer. Das will ich auch: weist Du niemand, der alles zusammen nehmen wollte.

Der Beckermeister legte sich nun drein, und fragte nach dem Preiß: Schäfer setzte einen civilen, versprach dem Becker alle neun Scheffel zu laßen, ließ sich aber gleich 4 Thlr. 12 gr. auf Abschlag geben, um den Kerl abzufertigen, wie er sagte, ging dann schnell fort, und — kam nicht wieder.

Vor vierzehn Tagen sprach ich mit einem kayserlichen Deserteur, welcher den Mosjeh Schäfer recht gut kannte. Er beschrieb mir ihn so, daß ich wohl merken konnte, er habe sich bey den Kostbeuteln nicht um ein Haar gebessert. Sein brutales Wesen hat ihm auch schon einige Mal derbe Regimentsstrafen, wie der Deserteur sagte, zugezogen, aber vielleicht hats der Kerl übertrieben, und Schäfers Züchtigungen waren wohl nur Arschprügel, welche bey den Halters nurgar zu gemein und leicht zu haben sind.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Oeffentliches Aergerniß und Apologie.

Nach meiner Rückkehr von Nordhausen unterhielt ich mit meinen dasigen Freunden, besonders mit dem Hn. Justitzcommissar Lange, einen ununterbrochenen Briefwechsel: ich schrieb ellenlange Episteln, und erhielt dergleichen wieder zurück, kurz ich lebte auch noch in der Ferne mit meinen lieben Freunden. Herr Justitzcommissar Lange meldete mir, daß er eine kleine Schrift herauszugeben gesonnen sey, worin auch meiner und meines Aufenthalts zu Nordhausen gedacht werden würde, und fragte mich, ob ich sein Unternehmen billige? Warum sollt' ich das nicht thun? Hatte ich doch selbst schon fünf dicke Bände von mir in die Welt geschickt: und zudem war nicht zu vermuthen, daß Hr. Lange etwas skandalöses und ehrenrühriges von mir anbringen würde: dazu war er zu sehr mein Freund, und ein zu ehrlicher Mann. Ich schrieb ihm also, und bat ihn, mir bald Bogen zu schicken. Ich wartete lange vergebens, nun aber erhielt ich das Nordhäusische wöchentliche Nachrichtsblatt, 17tes Stück vom 27. April 1801 und erstaunte nicht wenig, als ich folgenden Artikel las,

welcher gleich vorn, und zwar wie's scheint, absichtlich voran gedruckt war.

Oeffentliche Bekanntmachung.

Allen Unsern gutdenkenden biedern Bürgern und Einwohnern, welche sich die Mühe genommen haben, die von dem Herrn Justiz-Commissair Lange herausgegebenen Bogen über den Aufenthalt des Herrn Magister Laukhard in Nordhausen ꝛc. nur zu durchblättern, wird bey dem ersten Anblick derselben gewiß nicht entgangen seyn, wie äußerst platt und schmutzig die Ausdrücke sind, deren sich der Verfaßer zur offenbaren Beleidigung der Leser, der Sittlichkeit, und des guten Geschmacks bedient; wie schal der Witz ist, womit derselbe Gegenstände abgehandelt hat, die auch nicht das geringste Interesse haben, und wie sträflich er sich sogar erdreustet hat, bey dem aufgestellten Begriff des Worts Genie eine höchst skandalöse, die Würde der christlichen Religion schändende Zusammenstellung und Vergleichung zu machen. Zwar soll der Herr Magister Laukhard bey einem Abend-Gespräche diese unerhörte Vergleichung gemacht haben; allein dies kann dem Verfaßer auf keine Weise zur Entschuldigung dienen, denn wer berechtiget ihn, ein Gespräch unter vier Augen öffentlich durch den Druck bekannt zu machen, und durch die Lobsprüche der Laukhardschen Definition jene Mey-

nung und Vergleichung zu billigen und öffentlich anzupreisen. Wer gab ihm das Recht, in der Note sub No. 7 über die Dogmen der christl. Kirche so höchst unanständige Ausdrücke zu gebrauchen?

Wir sind nun zwar weit entfernt, die Preßfreyheit allhier nur im geringsten einschränken zu wollen; können aber ohnmöglich gestatten, daß solche in Preßfrechheit ausarte, und daß allhier Piecen gedruckt werden, die wie das angeführte Langische Produkt im höchsten Grade anstößig und dem Ganzen nachtheilig sind. Ohngeachtet wir dahero (unde vero, si placet?) überzeugt sind, daß diejenigen gutgesinnten (sed malevoli?) Bürger und Einwohner, welche die bisher herausgekommenen wenigen Bogen der Langischen Piece gelesen haben, der weiteren Fortsetzung derselben mit großem Verlangen eben nicht entgegen sehen, sondern vielmehr die folgenden Bogen von selbst zurücklegen werden, (nach dem Durchlesen doch erst?); so haben wir uns dennoch bewogen gefunden, den Druck und die Verbreitung derselben aus wohlgemeynter Absicht allhier zu untersagen, und solche (die noch zu druckenden oder die schon gedruckten?) als confiscirt hiermit zu erklären. Nordhausen, den 20. April 1801.

B. u. R. d. K. F. R. St. Nordhausen.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich einige Anmerkungen machen über diese öffentliche Bekanntma-

chung. Hr. Lange schrieb eine Piece, und der Hochweise Magistrat zu Nordhausen will nicht erlauben, daß diese Piece in dieser Reichsstadt gedruckt, und verbreitet werde. Gut, so konnte und sollte vielmehr bloß dem Censor — denn ich weiß doch, daß ein Censor in Nordhausen ist — anbefohlen werden, den folgenden Bogen das Imprimatur zu verweigern. Geschah dieß nicht, oder wußte vielleicht der Hochweise Magistrat zu Nordhausen, daß der Hr. Buchdrucker auch gar manches z. B. den Hohen (Hohn) steinischen Erzähler ohne Censur, mir nichts dir nichts, drucke, so konnte ja dem Herrn Buchdrucker durch einen Rathsdiener, welche ohnehin nicht viel zu thun haben, angezeigt werden, das Langesche Schriftchen dürfe bey Strafe nicht fortgedruckt werden, und that es dann doch der Buchdrucker nicht, so hatten ja die Hochweise Herren ihre Neppe, *) welche als dienstbare Geister den Befehlen der hohen Obrigkeit schon Respect zu schaffen wißen. Wozu war es nun nöthig, diesen Befehl ins Wochenblatt zu setzen? Man setzt Befehle und Verordnungen ins Wochenblatt und in die Zeitungen, weil sie allgemein sind, und weil man sie nicht jedem Individuum insinuiren kann: hier aber fällt dieser Grund weg: denn sowohl dem Hn. Lan-

*) Häscher.

ge als dem Buchdrucker war die Fortsetzung der Piece schon untersagt, und beyde hatten schon Parition geleistet gegen die hohen Befehle, ehe dieselben im Wochenblatt öffentlich bekannt gemacht wurden. Aus welchen Ursachen hat also der Magistrat dieß gethan? Ich kann keine andere auffinden, als die liebe Schadenfreude, welche in den Seelen einiger Mitglieder dieser gewiß ehrwürdigen und helldenkenden Versammlung ein wenig ultra modum wirksam gewesen seyn mag. Doch ich muß weiter erzählen.

Die Bekanntmachung, welche man so eben gelesen hat, fiel mir sehr auf: ich wollte sofort an den Herrn Justitzcommissar Lange schreiben, und mich nach den wahren Umständen und der Lage der ganzen Sache erkundigen, als mir folgender Brief zugeschickt wurde, welchen ich ohne Bedenken ganz einrücke.

Nordhausen, den 21. Mai 1801.

Hochgeehrtester Herr,

Ich habe während Ihrem Aufenthalt in unserer Stadt die Ehre gehabt, Sie kennen zu lernen, und auch zu sprechen, und habe gefunden, daß Sie ein Mann sind, der es wenigstens nicht verdient, wenn (daß) man ihn öffentlich schimpfe und prostituire. Das thut aber Lange, der Advocat, der sich hier für einen Justitzcommissarius ausschreit, und

es doch nicht ist: denn unser Magistrat macht keine Justizcommissarios (commissare). Lange hat ein häßlich Pasquil (Pasquill) auf Sie drucken laßen, worinnen Sie als ein großer arger Religionsspötter, als ein Erzfreygeist und als ein Verrächter aller Tugend und aller Keuschheit (???) an den Pranger gestellt und abgemahlt (gemalt) werden. Laßen Sie sich nur die gottlosen Bogen kommen, und Sie werden sehen, wie gräßlich Sie abgebildet sind. Ich mags Ihnen nur nicht zu Leide thun, sonst schickte ich Sie (Ihnen) dieselbige gleich mit. Aber damit hat Lange noch nicht genug: er macht Sie auch in allen Gesellschaften herunter, und hat sogar ihr schmutziges Hembd beschrieben, das Sie mit nach der Stadt sollen gebracht haben. Ist das ein Freund? Er sprach zwar immer, daß er Ihr wahrer Freund ist (sey), und daß er Sie bald wieder bey sich erwartet (erwarte), aber Sie werden sich wohl in Acht nehmen, den Lange wieder zu besuchen, der an Sie (Ihnen) so freventlich gethan hat. Sie werden, wie ich höre, bald Ihre Lebensbeschreibung fortsetzen, da müßen Sie dann auch den Lange recht mitnehmen: denn er verdient es. Fällt es Ihnen bald wieder ein, nach Nordhausen zu kommen, so werden Sie auch außer dem Lange Freunde finden, die es sich zur Freude machen werden, Ihnen Vergnügen zu machen. Dieses Schreiben habe ich in

guter Meynung geschrieben und hoffe, Sie werden mich verstehen. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. ergebenster Diener

Sincerus.

Von wem war nun der Brief? Von Sincerus; aber keine Familie Sincerus existirt in Nordhausen. Der Verfasser war also ein Pseudonymus, und auf pseudonymische Schriftsteller und Briefschreiber habe ich nie Etwas gehalten; die Herren sind allemal gar sehr verdächtig. So viel sahe ich wohl ein, daß Factionen in Nordhausen seyn mußten, von welchen eine auf Hr. Langens Seite war, die andre aber ihn haßte, und mich gern zum Werkzeug ihres Unwillens machen wollte: aber ich sahe doch auch zugleich, daß mußte geplaudert worden seyn. Der Briefsteller erwähnt meines schmutzigen Hemdes. Ich hatte wirklich ein schmutziges und — ich setze es hinzu — zerrissenes Hemd in Nordhausen auf dem Leibe. Woher wußte dieß der Briefsteller? Von Herrn Langen selbst? das folgt nicht: Herr Fromm und der Schuster Bock, und des Schusters hübsche junge Frau, und Hr. Langens alte Aufwärterin, und vielleicht noch mehr andere Personen kannten die Beschaffenheit meines Hemdes; konnte keiner von diesen geplaudert haben? Und gesetzt auch, Hr. Lange habe selbst von meinem Hemde etwa der Gesellschaft auf dem Grimmel, auf

dem

dem Kirschberg oder sonstwo Notitz erhielt, so folgt noch nicht, daß er mich herunter gemacht, und beschimpft habe: denn wenn ein zerrißnes oder schmutziges Hemd beschimpft

Quis tunc conservet honorem?

Ich erinnere mich noch eines alten jezt längst aus der Mode gekommnen Studentenliedes, worin es unter andern heißt:

Die Zeit macht alle Sachen stumpf,
Utendum est dum durat,
Ein dreckigt Hemd, ein Loch im Strumpf
Philosophus non curat.

Das alte Liedchen hat nicht sehr unrecht: ich würde es daher dem Justitzcommissar auch nicht sehr übel nehmen, wenn er von meinem Hemd in seinen Cirkeln erzählt hätte.

Den Vorwurf der Freygeisterey und der Religionsspötterey hat mir der Magistrat zu Nordhausen gewißer Maaßen schon vorher in seiner Bekanntmachung gemacht und Hr. Lange hatte bloß das gebilligt, was er mir wider die Religion in seinen Bogen in den Mund legte. Zu Nordhausen ist man so gut in der Welt, wie an andern Orten, das heißt, man glaubt auch da oft zu hören und zu verstehen, was man weder gehört noch verstanden hat. Ich habe zwar nicht eigentlich erfahren können, welche Aeußerung gegen die christliche Reli-

gion mir eigentlich Schuld gegeben wird, aber erklären muß ich öffentlich, daß ich in Nordhausen wider die eigentliche christliche Religion nie das geringste geäußert habe. Es kann seyn, daß ich dieser oder jener Kirchenfratze, und sollte es auch eine Nordhäuser Fratze seyn, nicht im Besten gedacht habe: indeßen weiß ich nicht, ob es so ist: denn wer erinnert sich an alle Worte, die er beym Wein, Punsch, Breyhan oder Schetter geredet hat? Es mag aber immer seyn, daß ich so nach meiner Art von gewissen Lehren, z. B. von der Erbsünde, von der Trinität, von der reellen Gegenwart des Leibes u. s. w. welche ich nebst mehrern andern für Hirngespinnste halte, oder von Gebräuchen z. B. vom Beichtpfennig, von der Kindertaufe, von den Bustagen, von der Vereydung auf die Symbolischen Bücher, von der Kirchenbuße, u. d. gl. die ich als Mißbräuche ansehen muß, räsonnirt habe, aber dennoch bin ich überzeugt, nie wider die eigentliche Lehre Jesu und seiner Apostel, mithin auch nicht gegen die christliche Religion losgezogen zu haben: hat aber dennoch Herr Lange mir so etwas in den Mund gelegt, so hat er mich nicht verstanden, oder — welches auch seyn kann — die Herren vom Senat haben den Hn. Lange nicht verstanden. Dieses würde ihnen, den Herren nämlich, auch gar nicht zum Vorwurf gerei-

chen: denn sie sind ja keine Theologen, aber dann hätten sie auch ihr Urtheil suspendiren und den Herrn Primarius erst zu Rathe ziehen müßen. Doch wer weiß auch, was geschehen ist!

Herr Lange soll mich auch als einen Spötter aller Tugend und aller Keuschheit beschrieben haben, sagte der Episteliker. Ich erinnere mich nicht, über die Tugend gespottet zu haben: dieß kann nur ein Narre thun, und selbst der Allerlasterhafteste nimmt sich in Acht, öffentlich über gesellschaftliche Tugenden loszuziehen, und das Laster zu empfehlen. Doch gedenkt der Briefsteller der Keuschheit insbesondere, welche ich soll beleidiget haben. Practisch kann dieß nicht geschehen seyn: denn ich habe mir keinen unkeuschen Griff, geschweige denn sonst Etwas in Nordhausen zu Schulden kommen laßen. Ich zweifle zwar nicht, daß es in dieser Stadt, so wie leider in allen Städten, feile Nymphen und Gassenmenscher giebt, und das zwar in abundantia, wie mich einige Freunde versichert haben, aber ich habe Menscher dieser Art daselbst nicht kennen lernen. Doch kann es seyn, daß ich bey einem und dem andern Zotologischen Diskurs mein Scherflein auch beygetragen habe. Daß aber ein zotologisches Gespräch die Tugend der Keuschheit gradezu beleidige, sehe ich nicht ein. Catullus hat Recht, wenn er sagt

Castum decet esse pium poëtam
Ipsum; versiculos nihil necesse est

und Ausonius

Lasciva nobis est pagina, vita proba d. i. curta. Ich kenne einen gewissen Hn. Professor, welcher in seinen Lehrstunden die ärgsten Zoten und Säuereyen vorbringt, und doch sonst keusch und züchtig lebt — in Werken. Die ehemaligen Zuhörer des seeligen N.... s zu H.... wißen noch recht gut, wie dieser große Gelehrte auf dem Catheder zu reden gewohnt war, und wie er die Zoten mit Gewalt in seinen Vortrag zwang, daß er sogar bey der Lehre de emtione venditione schmutzige ächt zotologische Beyspiele von den Menschern unter dem rothen Thurm anbrachte, und doch war N.... nichts weniger, als ausschweifend. Baldinger riß auch Zoten, und zwar recht saftige, und lebte doch keusch. Wenn ich also gleich einiges Zotologische angebracht habe in den Gesellschaften zu Nordhausen, so kann daraus doch gar nicht geschloßen werden, daß ich ein Feind der Keuschheit sey, und hat jemand so geschloßen, so hat er einen Fehlschluß gemacht.

Was sonst noch in dem anonynen Briefe von Herrn Langen selbst vorkommt, geht mich nichts an z. B. daß er nicht Justitzcommissar sey. Da ihm aber doch der Magistrat selbst diesen Titel bey-

legt, so muß ich allerdings denken, er sey es wirklich. *) So viel und nicht mehr führe ich wegen des öffentlichen Schreibens und Redens zu meiner Rechtfertigung an; nicht als ob ich mich geärgert hätte über das unnütze Gezänk, sondern bloß um den Herren zu zeigen, daß ich antworten kann, wenn ich directe oder indirecte gefragt werde.

Indessen fand ich für gut, meinen Briefwechsel mit Hn. Langen abzubrechen. Ich bin gewohnt, an gute Freunde grade von der Leber weg zu schreiben, und kümmere mich wenig darum, was ich schreibe, und wie ich schreibe, daher kann es mir auch nicht gleichviel seyn, ob man mein Geschreibsel öffentlich bekannt macht, oder nicht. Hat aber, so dachte ich, Herr Lange sogar von deinem schmutzigen Hemde gesprochen, so wird er wohl auch deine Briefe öffentlich vorlesen. Ich schwieg daher, und Hr. Lange auch.

Im Februar dieses Jahres schrieb ich an einen Freund zu Nordhausen, und schickte ihm eine Abschrift des oben angeführten anonymen Briefes. Der Freund, an den ich schrieb, ist eben kein Freund des Hn. Lange, und daher glaubte ich, eine für

*) So im Vorbeygehen mögte ich anmerken, daß das Wort Justizcommissar seiner Etymologie nach einen komisch-hämischen Nebenbegriff mit sich führt. Zur Erklärung ist hier kein Raum.

Anmerkung des Setzers.

diesen eben nicht vortheilhafte Antwort zu erhalten. Ich irrte mich: denn mein Freund schrieb mir, die Blätter, welche der Justitzcommissar hätte drucken laßen, enthielten gar nichts nachtheiliges für mich, und seine öffentlichen Gespräche auf dem Grimmel und an andern Orten des Vergnügens wären so beschaffen, daß man seine Freundschaft gegen mich nicht verkennen könne. Dieß beruhigte mich völlig, und ich verlange jezt nicht einmal mehr, die famösen Bogen zu lesen, welche Hr. Lange im Reichsanzeiger zu vollenden versprochen hat. Wenns ihm übrigens drum zu thun ist, daß die von ihm geschriebenen Lauchardiana im Druck erscheinen, so mag er mir nur das fertige Manuscript schicken: für einen Verleger will ich schon sorgen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Meine Händel mit der Regierung zu Magdeburg.

Die Preußischen Staaten wimmeln, wie alle Länder, von einer großen Menge Winkeladvokaten, welche für Geld und gute Worte in Prozeßen arbeiten, Klagen schreiben, und Suppliken machen.

Diese Praxis ist zwar durch einige Verordnungen sehr eingeschränkt, und was eigentliche Rechtssachen anbelangt, gänzlich verboten. Dafür sind ordentliche Advokaten, welche man Justizcommissarien gewöhnlich nennt, angestellt, und diese sollen auch für Geld und gute Worte, wie sich dieß ohnhin versteht, die klagenden und bittenden Partheyen bedienen oder deservıren. *) Die Einrichtung ist im Ganzen nicht zu verwerfen, ob sie gleich viele Inconvenienzen mit sich führt, die freylich nicht immer können vermieden werden. Eine von den Hauptinconvenienzen ist wohl diese, daß die Gerechtigkeit leicht zur Hure und das Recht eine käufliche Waare werden kann. Exempla sunt odiosa, sonst wäre ich wohl im Stande, einige und zwar recht auffallende zu liefern.

Ich behalte mirs auf ein ander Mal vor. Ich habe mich nie mit gerichtlichen Dingen gern abgegeben: theils verstand ich das Ding nicht hinlänglich, theils haßte ich die Schikane, und fürchtete mich vor der Arbeit, vor der unangenehmen Arbeit, Acten durchzustänkern: inzwischen machte ich doch dann und wann für einen Bekannten eine

---

*) Hr. Justizcommissar Schneller schreibt desserviren, desserviten. Nicht unrecht! Er desservirt so lange, als noch etwas da ist, wenns alle ist, hört er auf.

Vorstellung, und hatte einige Mal das Vergnügen zu hören, daß sie nach Wunsch gewirkt hatte. Im eigentlichen Sinn war ich jedoch kein Winkeladvokat, weil ich nicht jedem aufwartete, der mich drum ansprach, mich auch in eigentliche Rechtshändel nicht einließ, und mich in nichts mischte, worin jemand anders arbeitete.

Ohngefähr im August 1800 erscholl auf einmal das Gerücht in der ganzen Stadt, der Assessor Rommann oder Kornmann habe eine schwangere Frau auf dem Rathhaus in der Gerichtsstube dermaßen gestoßen und getreten, daß sie abortirt habe, und auf der Stelle gestorben sey. Ich hörte die schöne Geschichte auf dem Rathskeller, glaubte aber eben deswegen wenig davon, weil sie gar zu gräßlich erzählt wurde. Das Gerücht macht gleich alles größer, besonders in Halle.

Fama, malum, quo non velocius ullum
Mobilitate viget, viresque adquirit eundo:
Tam ficti pravique tenax quam nuntia veri.
Fama loquax, quae veris addere *) falsa
Gaudet et ex minimo sua per mendacia crescit. **)

Indessen mußte doch etwas an der Sache mit der Insultirung der schwangern Frau seyn, da je-

---

*) Virg. Aen. L. IV.
**) Ovid. Met. Lib. IX.

derman so frey und öffentlich davon sprach. Wenn damals der Assessor Kornmann die Gesellschaften auf der Mail, auf dem großen Keller, bey Herrn Bosse, in Stichelsdorf und Riedeburg hätte besuchen sollen, er würde Dinge gehört haben, worüber ihm die Ohren hätten gellen müssen, und wäre er auch noch mehr taub gewesen, als die Gesetze selbst sind, welche er behandelt. Einige Wochen hernach ging ich durch die Clausstraße: ein mir bekannter, sehr rechtschaffner Bürger bat mich, bey ihm einzusprechen, weil er mir Etwas zu sagen habe. Ich that dieß gerne, und Herr Grundmann — so hieß der Bürger — führte mich zu dem Becker Wendeburg, dessen Ehefrau der Assessor Kornmann so abscheulich behandelt haben sollte. Wendeburg erzählte mir den Vorfall, und seine gleichfalls gegenwärtige Frau bestätigte alles, was der Mann sagte.

Nach diesem Bericht hatte ein Student Namens Ahlburg, bey Wendeburgen logirt. Als dieser auszog, zahlte er alles, was er schuldig war, bis auf einen Thaler, den er nicht schuldig seyn wollte. Es kam darüber zu einem Gezänke, und Hr. Ahlburg, um seinen Koffer, welchen Wendeburg nicht herausgeben wollte, zu erhalten, wendete sich an den Prorector. Dieser ließ den Koffer sofort holen, aber Herr Ahlburg mußte dennoch

den Thaler bezahlen, und zwar an den Prorektor. Der Prorektor schickte, ich weiß nicht warum, den Thaler aufs Rathhaus, und die Herren auf dem Rathhaus ließen dem Becker sagen, er möge kommen, und seinen Thaler holen. Der Becker war eben mit Arbeit überladen, und schickte die Frau hin, weil er glaubte, diese könne eben so gut, als er selbst, einen Thaler in Empfang nehmen. Als die Frau in die Gerichtsstube kam, war von den Herren noch niemand da — es war nach eilf Uhr — als der Assessor Kornmann. Dieser fuhr die Frau häßlich und mit den niedrigsten Schimpfreden an: die Frau, welche auch das Mäulchen bey sich hatte, blieb ihm seine Invectiven nicht schuldig, und so entstand ein förmliches Gezänke, welches fortzusetzen Hr. Kornmann unter seiner Würde hielt, worinn er dann auch vollkommen recht hatte: denn es ist nichts abgeschmackter, als ein Gezänke mit dem Richter in der Gerichtsstube, und doch hört man dergleichen nicht selten. Die Frau schwieg aber noch nicht, da gab er ihr, vielleicht weil sie sich zu nahe machte, einen Stoß, und klingelte den Häschern. Diese kamen und schleppten die Frau auf des Assessors Befehl in die Nepperey oder aufs Capitel, wo die Herren Neppen ihr Standquartier haben. In der Nepperey blieb die Frau nicht lange, sondern wurde nun ins Loch

geworfen, wo sie bis Abends um neun Uhr bleiben sollte. Als die Wendeburgin von der Gerichtsstube nach der Nepperey, und von da aus ins Loch geschleppt wurde, widersetzte sie sich den Knechten oder Neppen aus allen Kräften und fiel einige Mal auf den Treppen nieder; die Neppen aber, ihrer Schuldigkeit eingedenk, drohten ihr mit Schlägen, mißhandelten sie, und schleppten sie fort: die Frau kam hiedurch in mißliche Umstände, und da sie sich alle Stunden der Niederkunft vermuthend war, so konnte ihr Zustand allerdings bedenklich werden.

Wendeburg der Beckermeister wartete auf seine Frau, aber sie kam nicht: er erkundigte sich nach ihr, und hörte, sie sey durch die Häscher ins Loch geworfen worden. Er eilte aufs Rathhaus, und redete da so derb, daß der Assessor, welcher üble Folgen befürchten mogte, seinen strengen Spruch zurücknahm, und die Frau stante pene, wie die Hallenser sagen, wieder in Freyheit setzen ließ. Die Neppen ärgerten sich gewaltig; denn sie erhielten nichts pro studio et labore.

Die Frau konnte kaum nach Haus gehen, so matt und schwach war sie: zu Hause mußte sie gleich ins Bett gebracht werden: denn sie empfand Schmerzen und Wehe, wie eine Kreisende. Der Becker ließ eine Hebamme, die Frau Großin ru-

sen, aber diese wollte das Geschäft nicht allein übernehmen, und daher wurde nach dem Hn. Geheimenrath Meckel geschickt. Dieser große Mann, dessen Humanität eben so groß ist, als seine Wissenschaft und Dexterität, erschien, und fand die Umstände allerdings mehr als bedenklich. Indessen war die Frau jung und stark, und so konnte durch Hn. Meckels geschickte Hand dasjenige leicht wieder gut gemacht werden, was die Reppen auf dem Rathhaus, oder selbst Hr. A. Kornmann verdorben hatte: die Hebamme versicherte, das Kind sey aus seiner Lage verrückt gewesen, und habe müßen reponirt werden. Der Beckermeister Wendeburg, über die unwürdige Behandlung, welche seiner Frau in der Gerichtsstube wiederfahren war, mit Recht aufgebracht, suchte sich einen Advocaten, und wollte den Beleidiger bey der Magdeburgischen Regierung verklagen, aber die Herren Advocaten — Justizcommissare, Hoffiskäle, rc. rc. — waren eben nicht der Meynung, daß man um eines — mit Recht oder mit Unrecht — beleidigten Philisters sich eine Gerichtsperson — deren favor, zu deutsch, Begünstigung — in andern Fällen nützlich seyn konnte, durch Verklagerey auf den Hals hetzen müsse, und versagten ihre Assistenz. Nun suchte sich der Becker einen andern, und kam so an mich.

Soweit geht die Erzählung des Becker Wendeburgs und seiner Frau. Ich habe sie hinlänglich untersucht, und vieles davon bestätigt gefunden, daher trage ich auch kein Bedenken, das Ganze, nämlich für mein Individuum, für wahr zu halten. Dem lesenden Publikum liegt wenig an der ganzen Geschichte: denn was kümmert sich dieses um den hallischen Assessor Kornmann, um den hallischen Becker Wendeburg und seine Frau, und um ein Scandal auf dem hallischen Rathhaus und in der hallischen Nepperey? Aber ich mußte dennoch die Sache in extenso erzählen, damit meine Leser mich nicht für unbesonnen halten, daß ich mich in dergleichen Dinge mischte: ich dachte, etwas gutes zu stiften, wenn ich mich einer Sache annähme, die mich freylich nichts anging: nahm sich doch,

Si licet exemplis in parva grandibus uti

der große Voltaire der Familie des unglücklichen Calas an, und rettete sie durch seinen Freund, den ehrwürdigen Sachwalter Beaumont: aber sogleich hatte Beaumont mit dem Parlament zu thun, wo ein Aulnoy und ein Chatignon saßen. Doch haec in transitu, so viel sich sonst noch drüber sagen ließe: denn nie erschien das Parlament zu Paris in größerm Glanze, nie wurde deßen Gerechtigkeit mehr geprießen, als damals, da es nicht ei-

nen individuellen armen Sünder in einem Collegium, sondern ein ganzes ansehnliches Collegium — das Parlament zu Toulouse bestrafte. —

Wendeburg bat mich, eine Klage wider Herrn Kornmann aufzusetzen, und zwar im Namen seiner Frau. Ich hatte grade damals nicht wohl Zeit, so ein Ding zu machen, erzählte aber die ganze Historie einem damals durch Halle reisenden nassauischen Beamten, welcher mich durch seine Vorstellung, daß ich ein gutes Werk thun könnte, bewog, so ein Libell aufzusetzen und nach Magdeburg zu schicken. Ich habe in dieser Schrift mich keines einzigen Ausdrucks bedient, welchen der Assessor Kornmann als Injurie oder Calumnie ansehen konnte: freylich hatte ich nicht geschrieben „Seine Wohlgebohren, der Herr Assessor haben geruhet, mich allergütigst durch Neppe, ins Loch werfen zu laßen“ aber so darf man ja, wie mich dünkt, nicht an die Regierung schreiben, unter welcher der Hr. Assessor steht, oder welcher er, nach einem richtigern Ausdruck, subordinirt ist. — Demohnerachtet hieß es doch nachher, die Klage sey voll Injurien und Calumnien gewesen: so wären aber die meisten Klagschriften wahre Pasquillen voll Injurien und Calumnien.

Die Antwort blieb nicht lange aus: denn der Assessor Kornmann erhielt Befehl, auf die Anklage

der Beckerin zu berichten, und zwar, quod probe notandum, gewißenhaft. Wie und was er berichtet hat, oder ob er gar berichtet hat, habe weder ich noch die Beckerinn erfahren: übrigens war auch sein Bericht nicht nöthig, und ist er ja abgegangen, so war es nur so pro forma. Ich verstand damals den Rummel noch nicht so, wie ich ihn jetzt verstehe, sonst würde ich mich mit der Sache gar nicht haben eingelaßen.

Der Syndicus Streuber oder Streiber *) erhielt den Auftrag, denjenigen herauszubringen, und deßen Namen der Regierung anzugeben, welcher das Pasquill — denn so nannte Hr. Streuber die Klage **) — gemacht habe. Ich war grade von Halle abwesend, und in Nordhausen krank, als diese Untersuchung angestellt wurde. Die Wendeburgin verrieth mich nicht, aber nach meiner Rückkehr rieth ich ihr selbst, mich zu nennen. Hr. Streuber hatte indeßen sich die Untersuchung vom Hals gewälzt, und jezt wurde sie dem Hn. Doctor Stisser aufgetragen, welcher mich citiren ließ.

Wenn nicht Hr. Stisser die Commission gehabt hätte, so wäre ich nicht erschienen, und sollte man

*) Ich verstehe die Orthographie der eignen Namen unserer Gerichtsherren schlecht. Sie werden mir daher verzeihen, wenn ich falsche oder unrechte Buchstaben setze.

**) Er mag wohl Hn. P. Webers bekanntes vortrefliches Buch über diesen Gegenstand damals noch nicht gelesen haben.

neun und neunzig beschriebene Stempelbogen an mich geschickt haben: denn weder die Regierung zu Magdeburg noch ihre Mandatarien und Deputirten zu Halle, wie sie heißen mögen, Syndicusse, Hofsiskäle rc. rc. rc. sind meine Vorgesetzten; aber ich kannte den Herrn Doctor, als einen sehr soliden, braven und einsichtigen Mann, und erschien.

Um bald loszukommen, gestand ich alles gerne ein, doch hielt mich Hr. Stisser beynahe zwey Stunden auf, weil auch die Beckerinn und ihr Mann herbey mußten. Zum Ueberfluß hatte ich mich noch auf den Zinngießer Hn. Grundmann berufen, und einige Tage hernach wurde auch dieser verhört.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Lustiger Arrest. Der Registrator Abel. Hempel der Amtsknecht.

Nach vielen Hin- und Herschreiben, Protocollmachen, Citiren, Verhören und d. gl. kam endlich nach Pfingsten meine Sentenz von Magdeburg, nach welcher ich 1 Thlr. 4 gl. 6 pf. bezahlen und 48 Stunden im Arrest sitzen sollte. Dieses Urtheil

theil war nun in der That nicht hart, und in der Sentenz hatten die Herren weder despotisch noch anzüglich gesprochen. Hr. D. Stisser fragte mich, ob ich mit dem Spruche zufrieden sey, oder ob ich dagegen einkommen wolle? Ich verneinte dieses, und erklärte, daß ich einsitzen wolle, nur müsse es an einem Sonnabend und Sonntag geschehen, da ich an den andern Tagen Unterricht zu geben hätte. Meine Frau erschrack fürchterlich, als sie hörte, ich müsse aufs Karzer; aber ich erklärte ihr alles, und führte ihr Beyspiele an, und sie lachte, wie ich, obgleich aus verschiedenen Gründen.

Ich konnte mich sehr leicht trösten: denn wie oft habe ich und andere ehrliche Kerle in Gießen wegen des vertrakten Eulerkappers sitzen müssen, zwey, drey Tage und noch länger? Rief ich Abends: pereat Eulerkaper, kapper, kapper! und wurde entdeckt, so waren mir wenigstens zwey Tage Karzerstrafe gewiß. Der Assessor Kornmann glaubte sich von mir beleidigt, und die Regierung glaubte es auch, also war es natürlich, daß ich gestraft werden mußte. Und doch ist Hr. Kornmann eine ganz andere Person als der Gießer Eulerkapper: dieser war ein elender Mädchensschulmonarch, ein Johann Heinrich Eulerkapper, Ritter von Fellaga, des heiligen Römischen Reichs Großkroneselsohrträger, Hunzfott,

und Schwerdfeger, und doch mußte man einstecken, wenn man pereat Eulerkapper, kapper, kapper! gerufen hatte! Zwar hatte ich den Hn. Kornmann gar nicht beleidigt, *) meiner Meynung nach nämlich, also im Grunde nicht, man müßte dann mit gewissen künstlichen Criminalisten eine injuria culposa annehmen; aber er hielt sich für beleidigt, und da war doch wohl eine Satisfaction nothwendig. Ob sich Hr. Kornmann auch drüber mag gefreuet haben? Sollte man ihn fragen, so würde er wahrscheinlich antworten, er kümmere sich wenig um mich; ob ich auf dem Bau oder in einem Bierhause sitze, sey ihm ganz einerley: ich sey unter aller Kritik, und daher denke er nicht an das, was mich beträfe; hätte er aber gewußt, daß ich sitzen sollte, so hätte er es nicht zugegeben (!!) ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.**) Im Grunde aber mag er sich doch recht herzlich gaudirt haben: denn sonst würde er bey der Regierung zu Magdeburg, wo er so viele Freunde hat, nicht πυξ καὶ λαξ auf die Bestrafung des Schriftstellers gedrungen haben. Ob er

*) Injuria enim dictum est vel factum significans (?) in contumeliam hominis honesti dolo malo commissum. Herm. Vultejus. Ueber diese Definition der Injurie werde ich bey Gelegenheit, welche sich mir, wie ich hoffe, bald darbieten soll, einen Commentar liefern.

**) Sunt haec ipsissima verba. Auch hierüber liefre ich suo tempore einen Commentar, aber erst suo tempore.

sich aber auch über diese gedruckte Nachrichten gaudiren wird, ist eine andre Frage? Hier ist nicht die Magdeburgische Regierung, sondern das Deutsche, und bald auch *) das Französische und Englische Publikum Richter, und da fragt es sich, ob die Plurima auf seiner Seite seyn werden. Vehementer dubito!

Aber ich mußte einmal eingesteckt werden, und ward es auch. Ohne einen Spieß **) zu haben, zog ich zu Herrn Klappenbach und forderte Quartier. Herr Klappenbach — nicht aber, wie einige superkluge geplappert haben, Herr Schlappenbach, der Obernepp, von welchem in meinem Astolfo Mention geschieht — sagte mir, ich müßte noch einige Wochen warten, denn alle seine Quartiere wären besetzt. Er hatte nicht Unrecht: denn eine kurz vorher entdeckte Spitzbubenbande hatte Anhang in Halle ***), und dieser Anhang war damals auf allen Karzern und Gefängnissen einquartiert. Aber ich wollte einmal dem Herrn Assessor Kornmann meine ἀπολυτρωσις, zu Deutsch, meinen Lösepreiß leisten — nicht aber Buße thun: denn

*) Weil diese Biographie übersetzt wird.

**) Sechser oder Sechspfennigstück. Lat. hasta, daher hastatus d. i. ein Mensch, der Mosen und die Propheten hat, zu Deutsch, ein Bespiester.

***) Quo undique cuncta atrocia et pudenda confluunt, celebranturque. Tacit. Ann. L. XV. C. 45.

warlich, es reuete mich nicht, des Hn. Assessors wegen an die Regierung geschrieben zu haben — und forderte also, daß Hr. Klappenbach mich einstecken mögte. Ich kam nun auf die Bürgerstube, ein Loch, bey dessen Anblick der Psychologe sowohl, als der Criminalist und der Satyriker reichlichen Stoff zu Expectorationen finden kann. Der Psychologe würde sich wundern, daß die Hallenser zugeben, daß ein Pißfaß da steht, worin der Urin mehrere Monate conservirt wird, und würde vom dreymonatlichen Urin auf den Geschmack unserer Herren Hallenser schließen, welche die Antiquitäten auch in diesem Stücke zu lieben scheinen. Der Criminalist würde sagen, das sey doch wohl kein Gefängniß, dessen Wände ein kleiner Junge einstoßen kann: und der Satyriker vollends — doch suo tempore plura!

Mein Hannchen brachte mir Kaffee, den ich freylich erst hätte zu Hause trinken können, und mein Fritzemann Acke wälzte sich auf dem in der Camera obscura d. i. dem Schlafzimmer liegenden Stroh, und ward so voll Läuse, daß ihn meine Frau in einigen Tagen nicht reinbringen konnte. *)

Kaum war es bekannt worden, Laukhard sey auf dem Gute, das heißt, auf dem Arrest, so wur-

*) Haec phrasis notetur! Meinst du?

de ich gleichsam bestürmt mit Besuch: aber die Neugierigen wieß ich ab, weil ich mich nicht zum Object des Anguckens ad instar der Prädicanten, Professoren, Komödianten, Seiltänzer, Hanswurste ꝛc. machen wollte, ob ichs gleich selbst schon oft genug gewesen war. Nur einige kamen wirklich in meine Putzstube, aber keiner kam leer.

Der Magister Dornensteeg hatte seine achtzehnjährige Schnappspulle gefüllt, und wir leerten sie; als wir grade am Ende waren, kam Hr. Kiepke, der Hirschwirth mit einem derben Schnabes *) und einem Pack Taback. Unser Gespräch rollirte über die Befugnisse der Accisbediente, die Contrebande, welche confiscirt wird, utiliter sich zuzueignen: doch wurde die schwere Frage gelöset, warum ein Defraudant weniger und mehr gestraft werde, als ein anderer, und oftmals gar nicht. Mir kam die Frage immer schwer vor, aber einige Aufschlüsse machten mir das Problem leicht. Auch Hr. Raack und Hr. Albrecht der Beutler bekanonirten mich, das ist, sie besetzten meinen Arresttisch mit großen Breyhanskrügen, Canonen genannt.

Unter mir saß eine Theilnehmerin an der löblichen Gesellschaft, welche Klappenbachs Quartiere occupirt hatte. Diese industriöse Communitas

---

*) Schnapps.

hatte weit und breit herum gestohlen und geraubt, und es scheint, als wenn einige Oberaufseher der lieben Polizey selbst Theil genommen haben, nicht an der Operation selbst, wohl aber an dem Operirten; die Mail bey Halle, welche so oft in diesem Werke schon genannt ist, diente den Burschen zur Niederlage, und Herr Brand der Mailwirth hatte wöchentlich einen fixirten Gehalt für seine Gefälligkeit. Er und alle, welche man entdecken konnte, wurden eingesteckt.

Hier muß ich eine impertinente Lüge widerlegen, welche zur Schändung der Wahrheit in so vielen Büchern aufgetischt wird, nämlich daß die Folter im Preußischen durchaus abgeschafft sey. Wider die Folter hat man schon gewaltig geschrieben, und dieselbe als unsinnig und grausam weit und breit verschrieen; besonders haben dieß unsre Philosophen gethan. Preußen hat die Ehre, als der aufgeklärteste Staat in Europa angesehen zu werden, und das mit Recht, und doch hat die Folter noch nicht aufgehört in Preußen! Baum, ein Theilnehmer an der genannten Spitzbubengesellschaft, hat auf Befehl und Verordnung des Auditörs mehr als tausend Prügel bekommen, weil er nicht gestehen wollte, was man aus seinem Munde zu hören verlangte. Ob er die Wahrheit immer gesagt, oder

manches Factum zum Schaden andrer, falsch angegeben habe, ist ungewiß, und gar manche einsichtige Männer finden in Baums Angaben, allerley Anomalien. Baum ist indessen ein Beweis, daß die Folter noch nicht abgeschafft ist: denn Prügel, welche man geben läßt, um jemanden nachbeten zu machen, was man ihm in Causa criminali vorsagt, verdienen den Namen der Folter so gut als Daumenschrauben und Spanische Stiefel. Freylich war Baum nichts als Soldat, und Soldaten werden in mancher Hinsicht angesehen, wie die Sclaven auf Martinique: aber Baum war doch immer Mensch, und verdiente allemal als Mensch behandelt zu werden. Nach den Gesetzen macht der Meyneyd infam, und das mit Recht: ein Musketier legte vor einigen zwanzig Jahren einen Meyneyd ab, und Rust der Soldat, welchen er als einen Dieb angegeben hatte, wurde beynahe todtgeschlagen, weil er einen nicht begangnen Diebstahl nicht gestehen wollte. Der gewesene General des Hallischen Regiments, Adolph von Anhalt, erklärte auf ächt Fürstlich, die Canaille so lange zu prügeln, bis sie bekennte oder verreckte, und der Auditör Seyfert, cujus memoria est in maledictione, befolgte den barbarischen Befehl des Tyrannen so artig, als wenn er die Schinderknechtskunst zu Gießen bey dem Kanzler Koch, dem Ante-

signan der Schinderknechte *) gelernt hätte: Rust wurde zum Krüppel geschlagen, und würde endlich haben unterliegen müssen, wenn die wahren Diebe nicht wären entdeckt worden. Der Mensch, welcher durch einen falschen Eyd dem Rust die infame Behandlung zugezogen hätte, ward Unteroffizier. Auf den Bau hätte er sollen geschickt werden, aber er ward Unteroffizier, und endlich gar Offizier. Konnte man das Portdepee ärger brandmarken? Ich bin überzeugt, wenn unser ehrliebender König die Rustische Historie wüßte, er riße dem Unwürdigen den Degen von der Seite. Doch weiter!

Die Untersuchungen der Spizbübereyen der Brandischen Bande währt schon über ein Jahr; Brand und seine Frau sitzen noch, und niemand vermuthet einen baldigen Rechtsspruch.

Montags früh wurde ich meines Arrestes entledigt.

Einige Zeit nachher wurde ich auf die Waage gefordert, wo mir der Hofrath Dreyander einen Wisch vorlegte, der an die Regierung zu Magdeburg von einen Kerl aus Trotha war geschickt worden. „Haben Sie das Ding gemacht, fragte Hr. Dreyander?“

*) Man sehe Kochs Institutiones juris Criminalis im Anhange, aber die ältern Ausgaben: denn Hr. Koch oder sein Verleger mag sich des Schinderknechtsunterrichts geschämt haben; und so blieb er in den neuern Editionen weg.

Ich. Nein.

Er. Si fecisti nega, est prima regula juris.

Ich. Die nur gar zu gut befolget wird.

Er. Besonders vom Herrn Magister.

Ich. Herr Hofrath, bin ich hierher gerufen worden, um Beleidigungen zu hören?

Er. Schon gut, schon gut! Haben Sie das Ding da gemacht?

Ich. Nein.

Er. Aber der Kerl hat's doch gesagt.

Ich. Und wenn auch.

Er. Dem Kerl muß geglaubt werden.

Ich. Mein Wort gilt doch so viel wie das Wort des lumpigen Kerls von Trotha.

Er. Das verstehen Sie nicht. Der Kerl hat fidem; er indicirt seine complices. Die Sache soll näher untersucht werden.

Ich. Hab nichts dagegen.

Er. Auf allen Fall kommen Sie garstig in die Tinte.

Das war mein Bescheid. Acht Tage nachher ließ mich Hr. Dreyander nochmals citiren: ich erschien, wartete aber eine Stunde, und konnte kaum erhalten, daß ich weggehen durfte, indem der lustige Kerl von Trotha, welcher aber doch mehr fidem als ich hatte, nicht kam. Kaum war ich zu Hause, so kam der Pedell Hr. Peuke, und rief mich. Nun

entdeckte sich die ganze Sache. Der Registrator Abel oder Apel von Gibichenstein hatte den Wisch für meine Arbeit ausgegeben, und da der dumme Kerl von Trotha selbst nicht wußte, wer den Dreck geschmiert hatte, so rieth ihm Abel, mich als den Verfaßer anzugeben. Dieß sagte der Pinsel aus, und Dreyander ließ es zu Protocoll nehmen. Ich beschwerte mich nun, über die Impertinenz des Registrators, Hr. Hofrath Dreyander versprach mir Genugthuung, aber ich habe keine erhalten, und muß mir sie selbst nehmen, indem ich diese Historie dem Publikum erzähle. Abel hätte, statt in der Gerichtsstube, den dummen Kerlen, Lügen und Falschheiten zu inspiriren, doch warlich an sich und seine Fallibilitäten denken sollen. Ich mag hier nichts von ihm hersetzen: denn Fremde kümmern sich wenig um den Registrdtor Abel, und Einheimische hören in allen Kneipen genug von ihm, besonders in Delau und auf dem Neumarkt in Halle. Madam Abel erzählt ganz frank und frey die allerschönsten Geschichtchen von verbrannten Acten, von gestohlnen Uhren u. d. gl. und die Leute tragen die Geschichtchen von Kneipe zu Kneipe. Abel scheint aber gut frisch zu denken, und sich um das Gerede der Leute nicht zu kümmern. Er hat auch vollkommen Recht: denn je ärger man, mit Verlaub zu reden, den Dreck herumrührt,

desto ärger stinkt er. Neulich reichte seine Frau ein derbes Ding gegen ihn ein, aber das Ding bewirkte grade so viel als ein Mahnbrief an einen bösen Schuldner. Man braucht ja Fidibus.

Da Herr Abel Amtsregistrator zu Gibichenstein ist, so fällt mir durch die Association der Ideen der Amtsknecht Hempel ein. Sein Vorfahr Scharlach nannte sich selbst den Schwanz von der Gerechtigkeit zu Gibichenstein, und dachte Wunder, wie witzig er sich ausgedrückt habe. Ich reiste vor wenigen Jahren nach Schochwitz, und kehrte in Lieskau ein, um einen Schnapps zu machen. Als ich wegging, fragte ich die Wirthin, ob ich meine Pfeiffe durchs Dorf fortrauchen dürfte? O ja, erwiederte die Wirthin, heute kommt Hempel nicht: er geht zu Gottes Tische.

Ich. Also wenn Hempel nicht kommt, darf man rauchen.

Wirthin. Freylich; was der nicht sieht, darf jeder thun.

Ich. Aber kann mich denn keiner von den Herren sehen, die im Amt sitzen?

Wirthin. Ey was die andern Herren! die sind — Wenns nur Hempel nicht sieht.

Ein solches Ansehen hat Hempel, von welchem man im eigentlichen Sinn der Worte sagen kann, er habe die Gewalt zu züchtigen und loszulaßen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Madame Ilschnerin. Herr Doctor Thieß.

Warum ich dieses Capitel hier einrücke, wird man verstehen, wenn man es durchgelesen haben wird: also bitte ich die Leser, nicht gleich beym Anklotzen der Ueberschrift ein Urtheil zu fällen.

Um die öffentliche Meynung, oder vielmehr um das öffentliche Geschwätz ist es eine gar seltsame Sache. Laudatur ab his, culpatur ab illis, sagte Horatius, und dieses Wort ist auf den Gegenstand dieses Kapitels sehr anwendbar. Ganz Halle, und die Gegend weit und breit um Halle kennt die Frau Ilschnerin, aber die Urtheile derer, welche sie kennen, sind gar sehr verschieden. Ich mache hier weder ihren Accusator, noch ihren Apologeten, und erzähle bloß das, was mich in Rücksicht auf sie angeht, das Uebrige mögen die Leser sich selbst suppliren.

Vor ohngefähr vier Jahren heyrathete ein gewißer Student *) eine alte Wittwe, welche da-

*) Er läßt sich zwar Commissar nennen: in den Acten aber heißt er Student, und die Acten dürfen doch in der Regel nicht lügen.

mals noch reich war, und Madam Ilschnerin war die Hayrathsstifterin. Der Herr Student hatte aber grade kein Geld: denn wenn er sich hätte helfen können, würde er sich wohl schwerlich entschloßen haben, eine alte an der Krücke schleichende Schachtel zu heyrathen: freylich de gustibus non est disputandum, aber in Hinsicht auf alte Schachteln ist der Geschmack ziemlich allgemein. Noch vor der Hochzeit veruneinigte sich der Student und seine Frau Braut mit Madam Ilschnerin, und nun war des Räsonnirens kein Ende von beyden Seiten. Nachdem der Student seine Ehe, wenigstens vor dem Priester, vollzogen hatte, verklagte er die Frau Ilschnerin, und forderte einige Wechsel, wodurch er ihr viertausend Thaler verschrieben hatte, zurück. In dem Laufe der Klage ergab sichs, daß die Madam Ilschnerin dem Studenten kein baares Geld gegeben hatte, und daß dieser bloß um zu seinem Zweck zu gelangen, den Wechsel geschrieben hatte.

Um diese Zeit wurde ich mit Madam Ilschnerin bekannt, und fand ein sehr gebildetes Frauenzimmer in ihrer Person. Da ich mit ihrem Gegner mehrere Geschäfte schon gehabt hatte, so unternahm ich es, einen Vergleich zu Stande zu bringen, und der Gegner war nicht abgeneigt, sich Vorschläge gefallen zu laßen, aber Madam Ilschnerin war

mit den Anerbieten ihres Feindes nicht zufrieden, zumal da ihr Sachwalter, der Stiftsamtmann Büttner versicherte, der Prozeß könne für Madame nicht verlohren gehen. Aber es heißt auch hier

Fraudantur jure periti.

Der Prozeß ging verlohren, und zwar in allen Instanzen: die Acten sind, wegen der vielen darin vorkommenden Allotria und alter und neuer Geschichtchen gar sehr erbaulich zu lesen. Gedruckt haben sie werden sollen, und es würde auch geschehen seyn, wenn der Buchdrucker hätte auf Pump drucken, und bis ad calendas graecas mit der Bezahlung warten wollen. Meine Bemühungen, einen Vergleich zu bewirken, waren also vergebens; doch setzte ich meine Besuche bey Madam fort, weil ich wirklich viel Vergnügen in ihrem Umgang fand. Indeßen hatte Frau Ilschnerin auch Scandal mit ihrem Manne, und beyde Theile trugen auf Ehescheidung an. Die Acten dieses Prozeßes sind auch gar erbaulich zu lesen, und den Winter von 1800 bis 1801 durfte man nur den Universitätskeller besuchen, um aus dem Munde eines Hn. Auscultators einen fidelen Auszug aus den die Ilschnerische Ehescheidungssache betreffenden Acten zu hören. Der Hr. Auscultator mogte nicht umsonst auscultirt haben. Ehe die Scheidung wirklich erfolgte, besuchte ich die Madam noch immer; der Mann

ärgerte sich über den Umgang seiner Frau, und Hr. Röpprich, sein Advocat, brachte es dahin, daß der Frau Ilschnerin aufgegeben wurde, von mir, dem Candidat Hn. Bernhard, und einem Landläufer Namens Gebhard keine Besuche mehr anzunehmen. Madame hatte sich auf mein Zeugniß in einer ganz unbedeutenden Sache berufen; Hr. Röpprich, den die Sache nichts anging, weil sie weder für noch wider seinen Klienten war, machte allerley Glossen vor Gericht über meine Person, und über mein Betragen, wofür ich ihm hiermit öffentlich danke, und ihn versichre, daß ich den weitern Dank suo tempore nicht schuldig bleiben werde. Aber freylich hatte ich mich an einem Freunde des Hn. Röpprichs grob genug versündigt, und daher mag es wohl kommen, daß er meiner so ungnädig gedachte. Ich muß doch die Sache erzählen.

Im Sommer 1800 schickte mir Hr. Magister Dornensteeg oder Eichhorn einige Bogen zur Durchsicht, weil er selbst nicht Zeit hatte. Ich sahe das Ding an, und fand, daß es ein juristisches Wörterbuch seyn sollte, aber von so erbärmlicher Art, daß auch nicht ein einziger Artikel ohne einige Schock Schnitzer darin war. Hr. Böhme in Leipzig war der Verleger, und der verstorbne Buchdrucker Hr. Cramer druckte es.

Wenn Hr. Böhme Ihr Freund ist, lieber Cramer, sagte ich zu diesem, so schreiben Sie ihm, er möge ja nicht den traurigen Sudel drucken laßen: der Dreck wird zuverläßig Makulatur, und um Ihnen zu beweisen, daß ich Recht habe, wollen wir einen Mann fragen, der als competenter Beurtheiler solcher Dinger kann und muß angesehen werden. Wir gingen zu dem Hn. Professor König, und dieser gelehrte und humane Jurisconsult erklärte das Machwerk für das non plus ultra alles juristischen Unsinns. Cramer schrieb das Urtheil des Hn. P. Königs an Hn. Böhmen, und mit dem dritten Bogen wurde der Druck des jämmerlichen Sudels beschlossen. Der Verfasser war mir unbekannt, aber hinterher erfuhr ich, daß es ein sehr naher Verwandter eines Freundes des Herrn Röpprichs war. Nun konnte ich mir manches erklären.

Madam Ilschnerin wurde von ihrem Manne geschieden, zog in die Stadt, und bekam bald einen Freywerber, der aber bald wieder abtrat, und ihr einen derben Prozeß an den Hals warf, welcher gleichfalls erbaulich ist. Bey der Gelegenheit meines Umgangs mit der Frau Ilschnerin ward ich näher mit einem gewissen Mann bekannt, welcher Knorre heißt, und sich durch seine Feder und durch die Industrie seiner Frau durchbringt. Knorre hat der Frau Ilschnerin viel, sehr viel zu danken, und

daher

daher war es mir auffallend, daß er endlich gar wider sie auftrat, und ein Zeugniß zu ihrem Nachtheil ablegte. Es kann seyn, daß er die Wahrheit bezeuget hat, aber zum Nachtheil seiner Freundin mußte er es nicht thun, zumal da er nicht aufgefordert war, noch aufgefordert werden konnte. Knorre schrieb in Ilschners Namen zwey Wechsel: Ilschner leugnet diese Wechsel bestellt, und Geld darauf empfangen zu haben. Die Sache ist noch nicht ausgemacht. Wie wenn die Wechsel, als untergeschoben, anerkannt werden? Hat nicht Knorre alle Ursache, die Madam Ilschnerin zu schonen, um sich nicht die Gefahr zuzuziehen, für einen Falsarius angesehen zu werden? Hr. Knorre und seine Frau, welche ich nie beleidigt, haben doch die Güte gehabt, meiner so nach ihrer Art zu gedenken, und sogar den Anzug meiner Frau ihrer Critik zu würdigen. Danke dafür recht schöne, und da einer meiner Freunde nächstens ein Werkchen über das Jus Cambiale schreiben will — Doch weiter im Text.

Im ersten Theil meines Astolfo kommt eine gewisse Madam Maschkupi vor, eine bloß fingirte Person, unter welcher ich mir die Madam Ilschnerin wenigstens ganz und gar nicht dachte. Eben so wenig dachte ich mir unter dem daselbst beschriebenen Magister ein Individuum aus der wirklichen

Welt, und die dort genannten Mamsellen Spadille und Manille sind bloß erdichtete Personen. Dieß ist meine Erklärung, welche mehr gelten muß, als alle Auslegungen müßiger Köpfe, auf welche der Spruch des Terentius *) angewendet werden kann:

Faciunt nae intellegenda, ut nihil intellegant.

Indessen hat mir doch diese fatale Auslegung, welche wer weiß von wem zuerst ist aufgebracht worden, gar viel Verdruß zugezogen. Erstlich machte mir die Madam Ilschnerin selbst Vorwürfe drüber, und ich hatte alle Mühe anzuwenden, um sie nur gewisser Maaßen zu beruhigen, und dann hielten sich andre gleichfalls für beleidiget, und gingen mir zu Leibe: einer davon drohte mir sogar mit einer Klage. Ein gewißer Herr will sogar in der Rathsstube gesagt haben, von Mad. J. könne man skandolöse Nachrichten in Laukhards Büchern finden, und ein anderer wollte sich sogar drauf, als auf ein Document berufen. Man denkt leicht, daß mir so Etwas nicht gleichgültig seyn konnte: ich kümmere mich zwar sehr wenig um die Urtheile andrer Leute, aber ich mag doch nicht haben, daß man mich als einen Diffamanten ausschreie — und das würde ich auf alle Fälle seyn, wenn ich wirk-

*) Terent. Andriae prolog.

lich auf jene Personen angespielt, oder sie gar nä-her beschrieben hätte, welche die kuriösen Müßig-gänger zu Halle unter meinen Personen wollen ver-standen wißen.

Wer einen Roman schreibt, kann ohnmöglich vermeiden, daß nicht seine Personen einigen wo nicht ganz, doch zum Theil ähnlich sehen, welche in der wirklichen Welt existiren: es wäre aber doch ein gewaltiger Fehlschluß, daß der Schreiber eines solchen Buches auch grade jene Leute, welchen seine Fictionen ähneln, wirklich im Sinne gehabt, und Willens gewesen sey, sie zu beschreiben, und ihnen auf diese Art wehe zu thun. Ich habe mich hierüber schon hinlänglich erklärt, aber die künstlichen Leute ha-ben auf meine Erklärungen nicht geachtet, und ihre Noten mit niemands Dank gemacht, blos um zu zeigen, daß sie eine feine Nase haben.

Herr D. Thieß hat mir auch die Ehre angethan, meinen Namen in seinen Theologischen Almanach fürs Jahr 1802 zu setzen, nur wünschte ich, daß er es mit mehrerer Schonung gethan hätte. Er nennt mich den famösen Laukhard. Das Wort famös kommt aus dem Lateinischen her, wo fa-mosus im guten und bösen Sinn gebraucht wird: doch häufiger im lezten als im ersten. Im Deut-schen weiß ich nicht, ob es gute Schriftsteller von Menschen in guter Bedeutung gebraucht haben.

Schiller hat zwar einmal famöse Niederlage gesagt, wo das Beywort bloß das Aufsehen und die großen Folgen anzeigt, welche jene Niederlage gehabt hat. Doch ich will mich wegen dieses Adjectivs mit Hr. D. Thieß nicht zanken: will mich der Herr Doctor wegen der wenigen Bekanntschaft, die ich mir erworben habe, einen famösen Mann nennen, so mag er es thun, und dann wird er es auch nicht übel nehmen, wenn ihn jemand den famösen Doctor Thieß nennt, auch Er ist bekannt genug, und hat sich durch seine, wie ich gern eingestehe, lesenswürdige Lebensbeschreibung, noch bekannter gemacht. Aber daß Herr Thieß sagt, ich habe das Geheime Archiv der Zeit erbrochen, verstehe ich nicht ganz. Geheimniße habe ich nie entdeckt; dazu hatte ich weder Gelegenheit noch Willen. Ich habe freylich manche Geschichte und manches Geschichtchen, auch manches skandalöse Anekdötchen in meinen Büchern vorgebracht; aber alle diese Dinge waren keine Geheimniße. Zum Beyspiel, was ich von Carl Magnus dem Rheingrafen, von den Grafen von Leiningen geschrieben habe, auch alles was in meinen Schriften von dem traurigen französischen Kriege, von der lächerlichen und elenden Beschaffenheit der Reichsarmee und andern Dingen vorkommt, gehört nicht ins geheime Archiv der Zeit, sondern ist da, wo es geschehen ist, we=

nigstens bekannt genug gewesen. Meine Bücher sind in den Händen des Publikums, und werden in ganz Deutschland und auch außer Deutschland gelesen, und dennoch hat meinen Nachrichten noch niemand in Hauptsachen widersprochen, wenn ich gleich gern zugeben will, daß ich dann und wann in Kleinigkeiten geirrt und einen Namen *) unrecht geschrieben habe. Meine Nachrichten sind daher notorisch wahr, und keineswegs aus dem geheimen Archiv der Zeit gezogen, welches ich nicht erbrechen kann. Hr. Thieß erzählt ja selbst eine Menge Anekdoten, die gewiß manchem nicht schmecken werden. Deßwegen hat aber Hr. Thieß noch lange kein Archiv erbrochen. Man nimmt es sehr übel, und zwar mit Recht, wenn sich jemand untersteht, aus einem Archiv, wozu er Zugang hat, Documente zu entwenden, oder Nachrichten öffentlich bekannt zu machen, deren Publicität dem Besitzer des Archives nachtheilig seyn kann: was wird man erst von einem Menschen denken, welcher geheime Archive erbricht, und den Inhalt derselben mit des Henkers Dank unter die Leute bringt?

---

*) Z. B. im zweyten Band dieses Werkes S. 329. kommt Krippenstapel statt Krippendorf vor. Deßwegen hätte aber ein gewisser Herr keinen großen Brief schreiben, und es mir zum Verbrechen machen müssen, daß ich des Branntweinbrenners und Schenkwirths zu Neustätt im Weimarschen, Hn. Caspar Krippendorfs Namen unrecht geschrieben habe. Fehler dieser Art finden sich sogar beym Thuanus und beym Hugo Grotius.

Uebrigens ist mir des Hn. Doctors Anzeige nicht schädlich, und daher bin ich gar nicht unzufrieden mit ihm, vielmehr verehre ich seine großen Kenntniße und Verdienste, und schätze seine edle Freymüthigkeit, und freue mich, einem solchen Mann bekannt zu seyn.

Dreyßigstes Kapitel.

Meine literarische Arbeiten seit 1799.

Der letzte Theil meiner Schildaischen Annalen kam auf Ostern 1799 heraus, im Sommer schrieb ich mein Werkchen über den Amicistenorden, weshalben ich einigen Verdruß mit dem seeligen Professor Krause und dem damaligen Universitätsdirector Hr. G. R. Klein hatte. Ich mußte einige Seiten umdrucken laßen. Außer diesem Büchlein, welches sogar von den Recensenten ist gut aufgenommen worden, und worüber der Verfaßer der Schrift Graf Gerido von Taufkirchen sehr bescheidene Anmerkungen gemacht hat, *) schrieb ich noch einen Roman, Franz Wolfstein oder Be-

*) In der Vorrede zum zweyten Theil dieses im Grunde lesenswerthen Buches.

gebenheiten eines dummen Teufels, in zwey ziemlich starken Bänden. Die Recensenten dieses Buchs haben unter andern es sehr übel genommen, daß ich in einer Anmerkung geschrieben hatte, die Universität, oder vielmehr die medicinische Fakultät zu Erfurt habe einen jungen erzunwissenden Menschen, welcher schon in Halle sey abgewiesen worden, ohne Examen und ohne Disputation für baar Geld zum Doctor der Arzneykunst gemacht, und haben deßwegen diese Fakultät aufgefordert, sich zu vertheidigen; aber die Apologie ist ausgeblieben, wahrscheinlich, weil die Fakultät sie nicht selber — wollte. *)

Auf Ostern 1800 gab ich einen Band Novellen heraus, welchem der zweyte auf Michaelis nachfolgte, und einen Roman in zwey Theilen Marki von Gebrian. In der Novellensammlung kommen kleine Romane, und zum Theil auch wahre Erzählungen vor; im Gebrian aber wollte ich die französischen Emigranten von jener Seite schildern, von welcher sie mir bekannt worden waren. Ich kenne einige Emigranten, welche verdienen, geehrt und geschätzt zu werden: aber die Meisten et tantum non omnes sind elende Wichte, welche von Unwissenheit, Stolz und Impertinenz strotzen,

---

*) Non possum, ich will nicht.

und bey all ihrer innerlichen und äußerlichen Traurigkeit die deutsche Nation, bey welcher diese Bettler Brodt und Schutz finden, verachten und hassen. Die Emigranten-Canaille ist unserm Vaterlande schädlicher gewesen, als die Pest zu Davids Zeiten dem jüdischen Lande war. Alle diese Schriften, den Amicistenorden ausgenommen, hat Hr. Fleischer in Leipzig verlegt. Hr. Günther in Pegau verlegte meinen Grafen von Vitacon, einen Emigrantenroman in zwey Bänden, worin aber andre Personen aufgestellt sind, als im Gebrian. Auf Ostern 1801 kam meine Uebersetzung einer anonymischen Piece, Bonaparte und Cromwell mit meinen Anmerkungen heraus, welche mir deßwegen würdig geschienen hat, auch in Deutschland bekannt zu werden, weil der französische Verfasser sehr richtige Urtheile über den Oberconsul seines Volkes vorbringt, welche manches falsche Urtheil, über den sonst grossen Mann rectificiren können. Beynahe zwey Jahre arbeitete ich an einem Werke über die Geschichte Europas von Carl dem Großen bis auf unsre Zeit. Dieses Werk ist unter dem Titel: Bild der Zeit mit Kupfern in zwey Bänden erschienen, und soll, wenn ich einigen Recensenten und einigen sachkundigen Lesern trauen darf, seinem Zweck entsprechen. Ich wollte das Studium der Geschichte durch eine richtige und

lichtvolle Darstellung leichter und angenehmer machen; ob ich aber dieß habe leisten können, wage ich nicht zu entscheiden. Ich that wenigstens, was ich thun konnte. Ein Erfurter Recensent, er heißt glaube ich, Dominicus, hat verschiedne antipapistische Aeußerungen in meinem Werke getadelt, und das sehr consequent: denn wer nach mönchischen Grundsätzen erzogen ist, der muß auch nach mönchischen Principien recensiren: sind ja doch auch die Recensenten der A. L. Zeitung und der deutschen Bibliothek ihren philosophischen Grundsätzen so ziemlich getreu, warum sollte es der Erfurter Recensent nicht auch den seinigen seyn? Aus guten Gründen setzte ich meinen Namen nicht auf den Titel des Bildes der Zeit: aber sieben schöne Kupfer dienen ihm zur vorzüglichen Zierde.

Von meinem Astolfo erscheint jetzt der dritte und letzte Band, und auf Ostern dieses Jahres ist ein Theil meines Anekdotenbuches fertig geworden. Einiges habe ich anonymisch herausgegeben, und finde es noch nicht nothwendig, meine Anonymität in dieser Hinsicht aufzugeben. Einiges hat man auch schon auf meine Rechnung geschrieben, wovon ich aber nicht Verfasser bin. In Hn. Meusels gelehrtem Deutschland findet sich eine gewaltige Menge von Fehlern dieser Art, welche aber

beynahe nicht vermieden werden können, bey einem Werke von solchem Umfang.

Meinen Unterricht bey den hiesigen Studierenden habe ich nach meinen Kräften immer so betrieben, daß ich hoffen konnte, meine Herren Zuhörer würden wahren Nutzen von meinen Lectionen haben. Mit einigen wiederholte ich die Kirchengeschichte, mit andern die theologische Dogmatik, und da ich mir seit einigen Jahren einige Kenntnisse in der Rechtswissenschaft, besonders im Justinianischen-, Canonischen- und Staats-Recht erworben habe, so fand ich schon einige Mal Gelegenheit, auch diese Disciplinen zu repetiren: die hebräische, griechische und lateinische, wie auch einige neuere Sprachen, habe ich mitunter auch gelehrt, und lehre sie noch. Seitdem Hr. Wolf hier das philologische Studium wieder è tenebris zurück gerufen hat, finden sich mehrere Liebhaber der Sprachkunde, als ehemals in Halle. Die schöne Spanische Sprache sogar, welche bisher ganz und gar vernachläßigt wurde, weil man sie aus Unkunde der wirklich schätzbaren Spanischen Literatur für unnütz hielt, findet ihre Schüler. Ob aber auch das Studium der Morgenländischen Sprachen einst in Halle in gebührenden Flor kommen wird, ist eine Frage, welche ich nach der jetzigen Lage der Dinge nicht bejahen kann. Wir haben zwar

für die Sprachen des Orients recht gute Lehrer, die Herren Vater und Wahl, aber diese Herren können wegen gewisser Radicalfehler, doch nur äusserst wenig bewirken. Diese Radicalfehler liegen theils in den Vorurtheilen, welche unsre Studierenden beherrschen, theils in dem Mangel an Hülfsmitteln, die zur Orientalisterey nothwendig sind. Ich werde mich näher erklären. Die meisten Studenten et tantum non omnes, glauben, die morgenländischen Sprachen seyen übermäßig schwer, und könnten nur durch die äußerste Anstrengung erlernt werden. Dieses wirklich ungegründete Vorurtheil kommt aber daher, daß die jungen Leute einen pedantischen Unterricht auf Schulen gehabt haben. Um eine Sprache zu lehren, und dem Anfänger Geschmack daran beyzubringen, muß man auch die Sprache verstehen, und recht gründlich verstehen, sonst wird der Unterricht confus und abgeschmackt. Nun aber sind viele von denen, welche auf Schulen das Hebräische lehren sollen, selbst traurige Sünder in dieser Sprache, und deren Grammatik, und führen eine Lehrart, die kein Mensch verstehen und nützen kann. Junge Leute schreiben aber das der Sprache selbst zu, was doch der Unwissenheit des Docenten hätte sollen zugeschrieben werden, und lassen sich abschrecken.

Das andre Vorurtheil der Studenten in Hinsicht auf die morgenländische Sprachen erklärt dieselben für überflüßig und unnütz. Ich brauche, heißt es, das alte Testament ja nicht zu verstehen; genug wenn ich das neue verstehen lerne. Aber die Herren bedenken nicht, daß sie ohne Kenntniß des Hebraismus, und folglich auch der Arabischen Sprache, ohne welche die Hebräische unmöglich erlernt werden kann, das neue Testament noch viel weniger verstehen können, als ohne Wissenschaft der Griechischen Sprache. Da hören sie zwar zwey Jahre hinter einander die sogenannte Exegese des neuen Testaments, und wenn sie fertig und recht fleißig gewesen sind, können sie zwar nachbeten, aber nicht gründlich erklären.

Dieses Vorurtheil verstärken die Consistorien auf eine höchst unanständige Weise, indem sie Leute durchlassen, wie man sagt, und als Candidaten approbiren, welche kaum hebräisch lesen können. Dieß ist Unrecht, und vermehrt die Trägheit der Studierenden, welcher doch nach dem Willen des Königes nicht vorgearbeitet werden soll. Da denken dann die jungen Herren, sie brauchten ja das jüdische Zeug — so nennen sie die alte ehrwürdige hebräische Sprache, — vor dem Consistorium nicht, weßhalben sie dann dieselbe nun noch lernen sollten? Es wäre sehr zu wünschen, daß die Exami-

natoren in dieser Hinsicht etwas schärfer, hingegen in Rücksicht der kritischen Philosophey nachgiebiger wären.

Endlich hindert auch der Mangel an Hülfsmitteln das Studium der Orientalischen Literatur gar sehr. Für das Hebräische giebts nun wohl noch Hülfsmittel genug, Bibeln, Versionen, Lexika, Jannuen, Claves, Eselsbrücken von allerley Art, u. s. w. aber für die arabische Sprache, ohne welche die hebräische nie gründlich erlernt werden kann, sind die Hülfsmittel sehr selten, und bey der jetzigen Lage der Dinge, läßt sich kaum hoffen, daß dieser Mangel aufhören werde. Wir haben ja nicht einmal ein erträgliches Handlexikon, und an wohlfeilere Ausgaben der besten Schriftsteller ist gar nicht zu denken, da sogar manche wichtige Werke dieser Literatur noch überhaupt nicht gedruckt sind.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Annalen der Universität zu Halle von 1801 und 1802.

Herr G. R. und Prof. Meckel war Prorektor der Hallischen Universität, als im December 1800 der

bisherige Direktor Klein abging, um in Berlin das Amt eines Tribunalraths zu übernehmen. Herr Klein hatte nie das Zutrauen der Studenten gehabt — a potiori nämlich — ich mag aber nicht untersuchen, ob er selbst oder vielmehr die Studenten an diesem Mißverständniß Schuld waren.—Hr. G. R. Meckel führte aber sein Prorektorat so, daß jederman, die Studenten und die Bürger, vollkommen damit zufrieden waren. Herr Meckel ist ein Mann, welcher stets mit Arbeiten zum Besten der Leidenden, gleichsam überladen ist. Kleinigkeiten ließ er also sobald durch, als es nur immer möglich war, und befolgte bey der Untersuchung der Vergehungen gewisse Grundsätze, welche den wahren Zweck des Prorektorats, nämlich die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und der guten Sitten, ungemein beförderten. Das Meckelische Prorektorat ging vorüber ohne ein einziges auffallendes Skandal, und Herr Klappenbach, der Oberaufseher der Karzer, versicherte, daß er nie weniger, als während dieser Zeit, verdient habe. Ich glaubs ihm gerne: denn Meckel besann sich erst, ehe er jemand aufs Karzer schickte, wo die Studenten so recht eigentlich gestraft, das heißt um ihr Geld, und um ihre Zeit gebracht werden.

Professor Jakob ward Prorektor nach Meckel, und gleich anfangs trug man sich mit allerhand Ge-

sprächen von Verbesserungen, welche der neue Magistrat vornehmen würde. Es blieb jedoch alles ruhig, so ziemlich nämlich, bis gegen den Herbst 1801, wo die sogenannten Studentenkränzchen aufgehoben werden sollten.

Ehedem existirten in Halle eine große Menge Ordensbrüder, welche unter dem Namen der Unitisten und Constantisten vorzüglich bekannt waren. Es gab zwar auch zu gewissen Zeiten Inviolabilisten, Desperatisten und andre Klicken mit seltsamen Namen, aber diese kamen vor jenen nicht recht auf, und unter andern nahm der Orden der Herren Desperatisten ein gar desperates Ende. Die Universität war immer aufmerksam auf die Ordensverbindungen, und stellte mehrmals scharfe Untersuchungen darwider an: aber ganz vertilgt wurden sie doch nie, bis es der Mehrheit der Studenten selbst einfiel, gegen die Orden zu agiren, und ihnen ein derbes Bollwerk entgegen zu setzen. Dieses Contra gegen die Orden sollten die Kränzchen werden, welche die verschiedenen Landsmannschaften unter sich errichteten, und den Orden opponirten. Das Ding hatte den besten Erfolg; die Orden wurden gewisser Maaßen infamisirt, und gingen so nach und nach ein, wenigstens wurden sie unsichtbar, wie die unsichtbare christliche Kirche, und

niemand bekannte sich mehr zu diesen geheimen Gesellschaften.

Die Kränzchen existirten ganz öffentlich, und sogar ein Verfasser einer Poetischen Blumenlese dedicirte einem Kränzchen seine Sammlung: Wenn die Kränzchen öffentlich am Neujahrsabend oder am Tag der sogenannten Prorektorwahl commersirten, so hatten sie die Ehre, von Professoren, ja sogar vom Prorektor selbst besucht zu werden. Diese Herren commersirten zwar nicht selbst mit, aber sie approbirten doch durch ihre Gegenwart das Kränzchen und den kränzianischen Commers.

Die Kränzchen sind, wie ich an einem andern Orte *) hinlänglich bewiesen habe, von den eigentlichen Orden im Grunde wenig unterschieden; ihr Zweck ist wie der Zweck der Orden, ein Streben nach einer freylich nur eingebildeten Herrschaft auf der Akademie: da sie jedoch nicht so viele Alfanzereyen und mysteriöse Fratzen haben, als die Orden, so können sie nicht so schädlich werden, als diese, und kosten auch bey weitem nicht so viel Geld. Ich für meinen Theil bin vollkommen überzeugt, daß junge Leute ohne alle Verbindung auf Universitäten weder existi-

*) In meiner Schrift über den Amicisten-Orden. Halle bey Cramer 1799.

existiren können, noch existiren sollen: so lange dergleichen Verbindungen, Kränzchen, Landsmannschaften ꝛc. nicht in renommistische Klicken ausarten, und so den Zweck der Universitäterey selbst hindern, soll und muß man sie toleriren, damit nicht Etwas schlimmeres entstehe, wenn man sie zerstört.

Aber von Seiten der Universität, oder vielmehr von Seiten des Curatoriums zu Berlin dachte man anders, und verbot die Kränzchen bey schweren Strafen. Herr Prof. Meckel stellte während seines Prorektorats keine Inquisition gegen die Kränzchen an, aber Herr Jakob that dieses, und die Studenten glaubten, er allein sey die Ursache der ihnen so unangenehmen Untersuchung, und warfen einen Vatinianischen Haß auf ihn, der sich durch allerley ziemlich derbe Explosionen äußerte.

Der Proréktor ließ sich nicht irre machen, und verordnete am schwarzen Bret, daß alle Senioren und andre bey den Kränzchen Chargirten sich binnen acht Tagen angeben, die Gesetze der Verbindungen nebst den Degen und Rappieren extradiren, und ein Verzeichniß aller Verbündeten stellen sollten: widrigenfalls würde man wider sie streng nach den Gesetzen verfahren: die Klicken und alle Theilnehmer an denselben seyen hinlänglich bekannt ꝛc.

Dieß war ein Donnerschlag für die Herren Kränzianer! Diese hatten sich nichts weniger als so Etwas vermuthet, und hatten daher sich gar nicht in Acht genommen, um ihre Verbindungen geheim zu halten, wie sie doch der Klugheit gemäß hätten thun müssen, da schon einige Jahre vorher das Halten der Kränzchen untersagt worden war. Aber jeder Schuster und Schneider, jeder Kränzianischer Kneipenhalter, jeder Stiefelwichser und jeder Pferdephilister wußte ganz genau, wer zu diesem oder zu jenem Kränzchen gehörte, und da konnten die Herren leicht vermuthen, daß der Prorektor mit ihren Verbindungen bekannt sey. Ausserdem sollen auch, wie man sich nicht ins Ohr, sondern ganz laut auf der Straße sagte, Angeber und Mährchensträger aus der Zahl der Hallischen Studenten selbst herumschleichen, und das, was sie erfahren können, wieder ausplaudern, und sogar bey den Vorgesezten angeben. Ich bin zwar vollkommen überzeugt, daß Herr Jakob sich keines Angebers und keines geheimen Spions bedient habe, um die Heimlichkeiten der Studenten zu erfahren: denn dergleichen thut kein rechtlicher Mann, und dann war es ja auch gar nicht nöthig, da er andre Mittel genug in Händen hatte, die Kränzchen und deren ganzes Zubehör hinlänglich zu entdecken. Indessen glaubten dieses doch die Kränzianer, und

um so vielmehr mußten sie glauben, der Prorektor wisse um alles, was sie anging.

Gleich nach dem obgedachten Anschlag versammelten sich die Kränzchen, und nach einigen Debatten wurde beschlossen, der Aufforderung nicht zu gehorchen, sondern das Aeusserste zu erwarten. Wären die Senioren Leute gewesen, welche noch lange auf der Universität hätten bleiben wollen, oder hätte die Pluralität der Gesellschaften aus Ausländern bestanden, so wäre es vielleicht dabey geblieben, aber so waren beynahe alle Landeskinder, und die Senioren waren nächstens im Begriff, die Akademie zu verlassen. Unter solchen Umständen wurde das Conclusum weislich abgeändert, und Degen, Rappiere und Gesetze wurden ausgeliefert.

Bis jezt war alles stille — wie mans ohngefähr von Universitäten sagen kann — hergegangen; aber nun entstand eine gewaltige Gährung auf der ganzen Akademie; die Studenten glaubten in ihren Rechten gekränkt zu seyn, und dem Prorektor wurden manche Pereat's geschrieen. Ich ging eines Abends hinter dem Rathhaus herunter, um mich auf den Universitätskeller zu begeben. Von ferne hörte ich pereat tief! tief! rufen, kümmerte mich aber nicht um dieses Geschrey, und ging weiter. Einige Menschen, vielleicht Studenten, vielleicht auch keine Studenten, liefen neben

mir vorbey; als ich aber gegen das Rathhaus kam, hielten mich einige Neppe an, welche, wie es scheint, den Pereificanten nachgerennt waren. „Was wollt Ihr, fragte ich?“ und die Neppe, welche mich kennen mogten, sagten: „ach, Sie haben gewiß nicht pereat geschrieen!“ und ließen mich gehen.

Nach und nach legte sich der Unwillen der Studenten, und es scheint auch, daß die Obrigkeit von der Strenge der Gesetze nachgelassen habe. So wurden z. B. die Commerse nicht nur in der Stadt, sondern auch auf den Dörfern, und namentlich zu Riedeburg unter strengen Strafen untersagt. Das war zwar schon öfter geschehen, aber dießmal wurde sogar an die Sächsischen Gerichte deßwegen requirirt. Nicht lange nachher, als dieser Befehl angeschlagen worden war, hielten mehrere Studenten in Riedeburg einen flotten Commers, und der Herr Richter — sahe zu, und gaudirte sich ob der Fidelität. Nach dieser Zeit sind öfters Commerse bey Herrn Zacharias Schmid in Riedeburg gehalten worden, aber alle ohne Ahndung.

Mit den Ständchen oder Abendmusiken ging es eben so. Diese waren streng verboten, aber die Observanz hat sie wieder erlaubt gemacht: Oftmals fiel mir bey dergleichen Vorfällen die Stelle aus dem Horatius bey:

Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt?

Lieber gar keine Gesetze, als solche, welche man nicht streng halten machen kann, oder nicht mag. Il vaut mieux de ne faire point de loix, que d'en faire des impuissantes, sagt Montesquieu, und er hat Recht. Un magistrat, qui menace toujours, mais qui n'y donnes pas de poids, se fait mépriser, sagt der Verfasser des Buchs: sur les moeurs, *) und er hat auch sehr Recht, wie die leidige Erfahrung täglich beweiset.

Eins hat indessen der Prorektor, Herr Jakob, recht gut gemacht, und jederman, selbst die Studenten, danken ihm dafür. Er hat die häßlichen Hallischen Bordelle, oder die Hurenlöcher zerstört, wo die jungen Leute in den Grund verderbt wurden. Die schändlichen Halter solcher infamen Wirthschaften zogen die Herren an sich, indem sie ihre feile Waare stets ankündigten, und aufs Beste herausstrichen. Sie standen sich auch recht gut dabey, konnten jubeln nach Herzenslust, konnten alles mitmachen, und achteten kein Geld, da sie dergleichen sehr leicht verdienen konnten. Aber seitdem die Wirthschaften aufgehört haben, geht es diesen Priestern und Priesterinnen der niedrigen

*) Duclos.

Wollust gar kläglich. Freylich wird es nie an feilen Menschern fehlen, aber es giebt doch keine öffentliche Tempel der Wollust mehr, und das ist schon sehr viel.

Wenn Herr Prof. Jakob, oder das Curatorium zu Berlin auch den Schaden hindern könnte, oder wollte — denn warum sollte es unmöglich seyn? — welchen die Komödie zu Lauchstädt jährlich für die Hallischen Studenten stiftet, so würde das dadurch erworbene Verdienst warlich sehr bedeutend seyn. Diese Komödie verführt die Studenten nicht nur zu sehr beträchtlichen Ausgaben, welche das Vermögen der Meisten übersteigen, sondern hält sie dergestalt vom Studieren ab, daß Viele den ganzen Sommer über gar nichts lernen. Wenn ich einem Vater rathen sollte, dessen Sohn in Halle studiert, so würde ich ihn zu bewegen suchen, den jungen Herrn nur den Winter über daselbst zu lassen, und den Sommer zu Hause zu behalten. Ich rede aus vieljähriger Erfahrung. Es wäre besser, man erlaubte, während der sogenannten Lauchstädter Zeit ein Schauspielhaus in Halle selbst: dieses würde unendlich weniger üble Folgen haben, als das Theater in dem kostbaren und doch über allen Glauben elenden Lauchstädt.

Sonst wird die Lebensart unsrer Studierenden von Tag zu Tag artiger und gesitteter. Die alte,

in das Wesen der Studenten selbst verwebte Renommisterey hat beynahe völlig aufgehört, und selten sieht man noch auffallende Kleiderfratzen, Stürmer, *) Uniformen, Canonenstiefel u. d. gl. Aber der Fleiß, welcher den Wissenschaften gebührt, scheint auch täglich abzunehmen, und die Herren Examinatoren tragen dazu das Ihrige mächtig bey. Menschen passiren durch juristische Examina — ich wills beweisen, wenn man mich auffordert — die auch die ersten Linien der Rechtswissenschaft nicht gelernt haben. Ich habe noch vor einigen Wochen ein Testimonium gesehen, worin bestätiget wurde, daß Hr. — — das Civil- Criminal- Kirchen- und Staatsrecht, wie auch die Rechtsgeschichte fleissig gehört habe; aber ganz Possendorf und Lauchstädt kann bezeugen, daß er in alle diese Collegia wenig kommen konnte, weil er nicht in loco war. Was ihn sein Examinator mag gefragt haben, weiß ich freylich nicht, aber das weiß ich wohl, daß er auf die Frage, wie culpa und dolus in criminalibus differirten, antwortete, dolus sey alsdann, wenn der Delinquent seine Sachen listig gespielt habe, culpa aber sey gewaltsames Verbrechen, z. B. Strassenraub: bey jenem, dem dolus fände Entschuldigung Statt, bey dieser aber nicht. Ist so Etwas

---

*) Hüte, wie man sie im Jahr 1672 in Spanien getragen hat.

nicht erbaulich? Doch würde ich sehr sündigen, wenn ich nicht öffentlich gestehen wollte, daß es uns an jungen Männern nicht fehlt, welche den Wissenschaften Ehre machen, und dereinst die Zierde derselben seyn werden.

Zu bedauern ist es aber doch, daß die Theologie in Halle, wo sonst ein Semmler lehrte, nun nach gerade zur Concordienformel zurück krebsgängert. Das alte Ding, System mit Unrecht genannt, welches die Nicänischen und Chalcedonensischen Fratzen, nebst den Fratzen des h. Augustinus, Anselmus und Luthers Privatmeynungen und andre unverdaute Sätze aufstellt, wird unsern Studierenden zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts noch immer vorgeleyert, und die jungen Männer, welche in ihren Schuljahren gescheidere Sachen gehört haben, mögen kratzen, scharren und lärmen, wie sie wollen, der Herr Professor hört doch nicht auf, ihnen die Erbsünde vorzudemonstriren, und die Zahl der Engel und der Teufel vorzurechnen.

O quantum est in rebus inane!

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Meine jetzige Lage.

Die taugt nun freylich nicht viel: quälende Sorgen drücken mich zu Boden, und Aussichten zur Verbesserung meines Zustandes zeigen sich auch nicht. Ich habe bey jedem Project, das ich machte, immer gefehlt, und eben daher bin ich es müde, neue Projekte zur Besserung meines Zustandes zu machen, und lasse es gehen, wie es geht. Nichts rührt mich mehr, und wenn ich auf Etwas hoffte, und es mir dann, wie fast immer, fehl schlägt, so kann ich recht herzlich drüber lachen. Auf Freundschaften habe ich sonst viel gehalten: aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß Freundschaften gerade nicht mehr und nicht weniger sind, als höfliche Gesellschaften, z. B. in einem Garten, Kneipe u. s. w. die man vergißt, sobald man heraus ist, und sie folglich nicht mehr nöthig hat. Man thut Unrecht, wenn man mehr von Freunden fordert, als sie nach der Natur der Freundschaft leisten können. Mutua utilitas ist das Fun-

dament solcher Verbindungen, hört das mutuum auf, gute Nacht Jungfer Freundschaft! Daher sind alle Theorien und Moralien, welche Cicero und Carraccioli, und alle zwischen jenem grossen und diesem kleinen Büchermacher stehende Schriftsteller bloß Hirngespinnste, denen die Erfahrung widerspricht. Eben indem ich dieß schreibe, läßt mir ein Freund, den ich aufforderte mir beyzustehen, freundschaftlichst sagen, er sey mir nichts schuldig; ich möge ihm nicht mehr kommen. Er hat Recht! und ich wäre ein Narre, wenn ich mich über erkaltete Freundschaft beschweren, oder gar ärgern wollte.

Ob ich aber gleich keine Aussichten habe, und ein Feind aller Projecten bin, so habe ich doch noch nicht allen Muth verlohren, und vielleicht zeigt mir das Schicksal noch einen ungesuchten Weg, worauf es sich besser gehen läßt, als auf dem gegenwärtigen. Dieser Band meiner Lebensgeschichte ist aber grade nicht so beschaffen, daß ich hoffen könnte, meine Lage dadurch besser zu machen, er kann mir unmöglich einen Gönner bringen, aber manche Feinde muß er mir machen. Aber meine Theorie über Feindschaft ist der über Freundschaft vollkommen gleich: ich achte weder eine noch die andre. Ich biete mich nie theurer aus, als ich werth bin, und habe die Kunst nicht studiert,

folglich auch nicht gelernt, Aufsehen zu meinem Vortheil zu machen, daher bin ich auch immer zurück geblieben, und komme wahrscheinlich erst dann in eine ruhige Lage, wenn man mich zu Grabe trägt.

Ueber das fehlgeschlagene Glück, welches ich mit meinem Hannchen zu genießen hoffte, tröstet mich meine leidige Erfahrung. Ich sehe nämlich, daß tausend Ehen, wo nicht unglücklicher, doch auch um kein Haar besser sind als die meinige. Wer hieß mich auch heyrathen? Ein Mensch, der nicht jährlich auf einige hundert Thaler gewiße Rechnung machen kann, muß, wenn er klug ist, an kein Weib denken. Doch es ist einmal geschehen, und il faut faire bonne mine à mauvais jeu: ich werde die Launen meiner Frau tragen, poltern mitunter und doch am Ende geduldig thun, wenn sie auch bis in Ewigkeit fortfahren sollte, bey allem meinem Bitten und Schelten, den Kammerfensterladen zuzumachen, und das Mittagsessen erst um ein Uhr auf den Tisch zu bringen. Gut ist übrigens, daß mein Hannchen kein Buch schreiben kann: denn sonst schriebe sie vielleicht auch ihre Lebensgeschichte, und da würde ich vielleicht noch schlimmer wegkommen, als in der Literaturzeitung und in der deutschen Bibliothek.

Meinen Fritzemann Acke habe ich beschloßen, auf eine ganz eigne Art zu erziehen. Latein und Französisch, die Erdbeschreibung und die Geschichte, in soferne diese verdient, gelernt zu werden, werde ich ihn selbst lehren, auch die Rechenkunst und die Geometrie. Kann ichs bewerkstelligen, so soll er die Chirurgie lernen; denn diese Wissenschaft ist unter allen Wissenschaften wohl die, welche den meisten Nutzen leistet, und ich mögte nicht gerne, daß mein Fritzemann ein unnützer Kerl in der Welt würde. Geht es aber nicht mit der Chirurgie, welche ich sehr wohl von der Bartkratzerey zu unterscheiden weiß, so schicke ich ihn, wenn er die Stärke dazu hat, zu einem Canoniercorps. Den Katechismus soll er nicht lernen, und ich hoffe ihm durch meinen Vortrag der Geschichte so einen Eckel gegen die Pfafferey beyzubringen, daß er weder die Salbadereyen der Pfaffen anhören, noch ihnen Beichtgeld geben soll. Die Polizey fordert zwar — mirabile dictu — daß jedes Kind entweder getauft oder beschnitten sey, ausgenommen die Kinder der Anabaptisten, welche ein privilegium speciale haben, aber bisher kenne ich noch kein Preußisches Polizeygesetz, welches befiehlt, daß alle getaufte Kinder den Katechismus lernen und confirmirt werden müßen. Der Junge hat zwar schon so vom Zuhören das Lied: „eine feste Burg ist unser Gott"

gelernt, hat aber so wenig Begriffe von dem Inhalt desselben, daß er den darin genannten alten bösen Feind und seinen Schulmeister für ein Ding hält. Kommt Zeit, kömmt Rath.

Ich für mein Theil lebe so ziemlich ruhig, und laße alle Steine liegen, die ich nicht wegschaffen kann. Mangel habe ich freylich an vielen Dingen, woran andre abundiren, aber das Nothwendige fehlt mir doch nur selten. Man sagt gewöhnlich, Credit sey so gut, als baar Geld; aber es ist doch auch zu etwas gut, wenig Credit zu haben: denn so kann man auch wenig Schulden machen, und dieß ist mein Fall.

Mein Umgang sind meine Bekannten, worunter ich auch einige Freunde rechnen kann. Von leztern habe ich erst kürzlich Herrn Dornensteeg oder Eichhorn verlohren, welcher ins Hannöverische verreiset ist, und wahrscheinlich nicht wieder kommt. Die öffentlichen Oerter besuche ich oft, aber nur gegen Abend, meistens aber nur solche Oerter, wo man bey einem Glas Breyhan einen unterhaltenden Discours führen kann. Meine Bekannten sehen mich immer gerne kommen.

Meine Studien setze ich noch immer fort, und vorzüglich suche ich das Römische und Deutsche gemeine Recht zu erlernen, nicht als wollte ich einst großen nützlichen Gebrauch davon machen: denn

wie schon gesagt ist, ich hasse alle Projecte für mich und meinen Zustand: sie haben bisher nichts getaugt, und werden in Zukunft eben so wenig taugen: also apage has nugas. Aber ich habe Gefallen an der Rechtswissenschaft, und vielleicht kann sie mir noch nützen.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von meiner alten Mutter, welcher meine längst projectirte Reise nach dem Vaterlande nothwendig macht. Ich werde dieselbe noch dieses Jahr unternehmen, und da ich meine Tour etwas ausdehnen will, so werde ich Gelegenheit haben, manches zu sehen und zu hören, welches eines öffentlichen Rapports nicht unwürdig seyn mögte. Künftige Ostermesse hoffe ich dem Publikum mit den Beobachtungen, welche ich auf dieser Reise machen werde, meine Aufwartung zu machen, und bis daher wünsche ich meinen lieben Lesern recht wohl zu leben.

Ende des fünften Theils.



Vom Verfaßer dieses Buches ist noch erschienen und in allen Buchhandlungen wie auch Leihbibliotheken zu haben.

Laukhard, F. C. Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache, nach einem allgemeinen Umfange alles Wissenswürdigen bearbeitet, mit einem Wortregister. gr. 8. 1797. 1 thl.

— Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich. 1r Th. Nebst dem Bildnisse des Verfassers. 8. 2te Auflage. 1801. 1 thl. 12 gr. 2ten Theils 1ste Abtheilung 1 thl. 12 gr. 2ten Theils 2te Abtheilung 1 thl. 8 gr. 4 thl 8 gr.

— Anekdotenbuch, oder Sammlung interessanter Begebenheiten aus der wirkl. Welt. 1r Thl. 8. 1802. 1 thl.

— Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus, den Joseph der Zweyte auf zehn Jahre ins Gefängniß nach Königstein schickte, um da die Rechte der Unterthanen und anderer Menschen respectiren zu lernen. Eine Warnung für alle winzige Despoten, Leichtgläubige und Geschäftsmänner. 8. 1798. 1 thl. 8 gr.

— Annalen der Universität zu Schilda, oder Bocks- streiche und Harlekinaden der gelehrten Hand- werksinnungen in Deutschland. Zur Auflösung der Frage: Woher das viele Elend durch so man- che Herren Theologen, Aerzte, Juristen, Kame- ralisten und Minister? 3 Thle. 8. 1798-1799 3 thl. 4 gr.

— Erzählungen und Novellen. 1s u. 2s Bänd- chen. 8. 1800. 2 thl. 12 gr.

— Marki von Gebrian, oder Ränke und Schwänke eines Französischen Emigranten. 2 Theile. 8. 1800. 2 thl.

— Franz Wolfstein, oder Begebenheiten eines dummen Teufels. 2 Bde. 8. 1799. 3 thl.